Aus dem

Tagebuche

des

alten Komödianten.

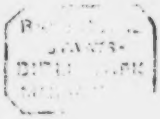
Von

Franz Wallner.

Ja wann i in der Fremd a so
An mein Oest'reich z'ruck denk,
Da zuckt's mir do immer
Im Herz'n a weng.
B'hut di Gott mei lieb's Vögerl',
Flieg aus und flieg ein,
Und komst in mei Oest'reich,
No so gruß' mirs schön fein!

J. G. Seidl.

Leipzig,
Druck und Verlag von Otto Wigand.
1845.

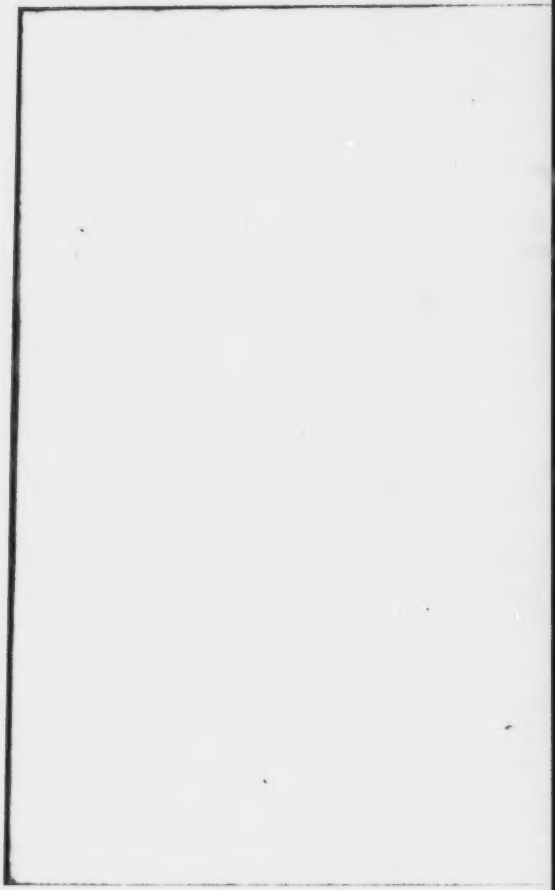


GESCHENK
FRESENIUS

Allen Jenen, welche ihm auf seinen Künstlerfahrten mit Liebe und Freundlichkeit entgegen kamen, widmet dieses anspruchslose Büchlein in dankbarer Erinnerung

der

Verfasser.



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vorwort.

Ein sonderbares Geschöpf der Schauspieler! Jahrelang quält er sich ab, muß mit Mangel und Entbehrung kämpfen, um nur zur klaren Erkenntniß seines Wirkungskreises zu kommen. Mit hunderten von schlaflosen Nächten, mit tausend qualvollen Stunden erkauft sich der strebende Kunstjünger endlich einen Namen, d. h. erringt sich eine geachtete, sorgenfreie Stellung in der Theaterwelt.

Sorgenfrei? Lächerlich! Als ob die früheren Nahrungssorgen zu vergleichen wären mit der geistigen Marter, die jetzt des Künstlers wartet. Neid, Kabale, Bosheit, und wie die Theaterfurien alle heißen, die sich vom Künstlermarke nähren, nagen jetzt fortwährend an seiner Ruhe, lassen ihn

keines Triumphes recht froh werden; dazu, bei wahrem Talente, diese rastlose Unzufriedenheit mit sich selbst, diese peinliche Aufregung vor der Lösung einer bedeutenden Aufgabe, diese geistige Abspannung nach derselben, und am Schlusse die Ueberzeugung, das gesteckte Ziel nie erreichen zu können. Ich spreche hier nicht von den wenigen Glücklichen, denen es gelingt, an irgend einer bedeutenden Hofbühne die ersten Versuche zu machen, welche dann durch einflußreiche Protektion, und ihr eignes Talent — oft auch Talentchen — gehoben, rasch vorwärts kommen, ich spreche noch weniger von Sängern, welchen glänzende Naturmittel schnell den Weg zur ehrenvollen, gewinnreichen Zukunft bahnen, ich spreche von dem gewöhnlichen Lauf der Dinge. Und dennoch drängt man sich zu dieser Bahn, dennoch leben Tausende in dem Wahne, nur hier seien die dornenlosen Rosen des Lebens blühend zu finden; ja sonderbar! selbst wenn uns eine schmerzlich verlebte Vergangenheit am Altar dieses Götzen die Binde von den getäuschten Augen genommen, wenn wir mit wenig frohen Stunden, die uns die treulose Kunst bietet, mit Jahren voll Unmuth, Pein und geistiger Mar-

ter erkauft, selbst dann noch hängen wir treu und fest an der Erwählten, und vergessen den langen, langen Schmerz für einen Augenblick der Weihe. So erging es auch dem Verfasser dieser Skizzen! — Der größere Theil eines vergangenen, vielfach bewegten Lebens liegt hinter mir, alle Freuden und Leiden meines Standes habe ich im reichsten Maße genossen, auch ich habe das Ziel, welchem ich mein ganzes Leben gewidmet, nach welchem ich mit aller Geisteskraft gestrebt, welches unaufhörlich als glänzender Lohn für alles Erduldete vor meiner Seele schwebte, dies schöne Ziel habe auch ich — nicht erreicht, ein verfehltes, wenn auch lieb gewonnenes Leben und Streben liegt hinter mir, aber gebt mir heute die erste Jugendblüthe, Frohsinn und freie Standeswahl zurück, und ich werde — wieder Schauspieler. Nicht umsonst gilt beim Theater das etwas triviale Sprichwort: Wer bei der Bühne ein Paar Schuhe zerrissen, kommt nicht mehr davon weg; und nirgends läßt sich mit größerem Recht das oft gebrauchte Bild der Schlange anwenden, welche durch zauberische Blicke ihre Opfer willenlos in den tödtlichen Rachen zu eilen zwingt.

Nicht der Sucht nach einem Schriftsteller-Namen danken diese anspruchslosen Skizzen ihr Entstehen; eben so wenig dem Bestreben, durch dieselben bemerkt zu werden. Ich habe viel erlebt. Große Reisen und günstige Geschicke brachten mich mit den interessantesten Männern der Jetztzeit in Berührung, zum Theil selbst in erfreulich freundschaftliche Verbindung. Vieles aus meiner buntbewegten Laufbahn hielt ich der Aufzeichnung werth, ein Zufall brachte einige Blätter mit diesen Aufzeichnungen in die Oeffentlichkeit, die günstige Aufnahme der Kleinigkeiten lockte mich, einen Theil dieser Bildchen nachfolgen zu lassen, und so entstand das vorliegende Bändchen, welchem, im Falle wohlwollender Theilnahme, rasch ein zweites folgen soll. Schmucklos und einfach übergebe ich diese harmlosen Kinder meiner Musestunden der Nachsicht meiner freundlichen Leser.

Fr. Wallner.

Der arme Josy.

Die ewige Wanderluſt, welche mich in früheren Jahren noch mehr als jetzt beherrſchte, obwohl mich bis zur Stunde manchmal meine tolle Ahasver-Laune Jahre lang von Land zu Land hetzt, ließ mich unter den gebotenen Engagements-Anträgen immer den wählen, der die weiteſte und mühſeligſte Reiſe bedingte. So hielt ich es für ein großes Glück, im zweiten Jahre meiner theatraliſchen Laufbahn einen Ruf an das Theater in Agram zu erhalten. Agram, die Hauptſtadt Croatiens, ſo nahe der türkiſchen Gränze, welch eine reiche Ausſicht auf neue Erfahrungen, auf nie Geſehenes, welch ein Sporn für den feurigen Kunſtjünger zur freudigen Zuſage! Ein vorher zugeſagtes Gaſtſpiel in Laibach gab mir Hoffnung, durch einen nicht übergroßen Umweg nebſt meinen Reiſeſpeſen bei Sparſamkeit ſo viel zu erübrigen, um meiner Sehnſucht, Trieſt und Venedig zu ſehen, Erfüllung prophezeihen zu können.

Das Gastspiel in Laibach war nach Wunsch ausgefallen; die erübrigte, für meine damaligen Verhältnisse enorme Summe von 80 Fl. C.-M. war bis auf einen kleinen, kleinen Rest gegen die Seligkeit des Anschauens der beiden Wunderstädte Oberitaliens und ihrer Herrlichkeiten zu Meer und Land eingetauscht worden; und der, wie gesagt, sehr zur Neige gehende Bestand meiner Börse forderte mich bei meiner Rückkunft nach Laibach dringend zur äußersten Sparsamkeit auf, wenn ich anders das Ziel meiner Reise, mein Agram — das damals meine Phantasie zu einem Bilde gestaltet hatte, wie ich mir jetzt ungefähr Alexandrien oder Kairo denke, — wenn ich also dies mein Mekka und zugleich mit dem Einzug in dies Asyl die ferneren Existenz-Mittel erreichen wollte.

Von meiner künftigen Direction hatte ich den freundlichen Auftrag erhalten, bei dem laibacher Musiklehrer Mascheck eine Violine abzuholen und derselben bis Agram ein Plätzchen in meinem Wagen gefälligst zu gönnen. — Der gute Zwonizek — so lautete der verhängnißvolle Name meines künftigen Directors — hatte keine Ahnung davon, daß ich im sträflichen und doch so verzeihlichen Leichtsinne mein Reisegeld auf dem adria-

tischen Meere, in der Adelsberger Grotte und auf dem theuern Pflaster Triests verlustirt hatte und daher gezwungen war, mich auf der langweiligen Straße von Laibach nach Agram meinen eigenen gesunden Füßen und den Transport meiner kleinen Habseligkeiten meinem breiten Rücken anzuvertrauen. Nichts desto weniger war mir der Auftrag meines künftigen Gebieters heilig; so wurde denn die mir anvertraute Violine auf das nette, schlanke Ränzlein geschnallt, und mit einem tüchtigen Stock in der Hand wanderte ich, einem fahrenden, d. h. zu Fuße fahrenden Schüler nicht unähnlich, an einem schönen Sommermorgen hinaus in die frische, grüne, unbekannte Gotteswelt. Wenn Salz und Brod wirklich die Wangen roth macht, so muß ich an diesem Tage sehr blühend ausgesehen haben.

So schritt ich munter vorwärts an den romantischen Ufern der Save (hier sehr unpoetisch Sau genannt) und ergötzte mich im Anschauen der herrlichen Gegend, die in feierlicher Einsamkeit vor mir ausgebreitet lag, — eine Eigenschaft, die nur zu bald verderbenbringend für mich werden sollte. Mir linker Hand das stille Flüßchen, an dessen jenseitigem Ufer in weiter Ferne ein Kloster sichtbar wurde; rechts eine wun-

derschöne Anhöhe, an welche sich ein ziemlich großes Gehölz anlehnte. Alles zusammen gewährte einen reizenden Ueberblick. In übermächtiger Fröhlichkeit ließ ich eben zu meinem Privatvergnügen einige österreichische „Gsangeln" ertönen, als ich von der Höhe herab drei Männer auf mich zueilen sah, deren wildes und unheimliches Aussehen mir das Zusammentreffen mit ihnen nicht sehr wünschenswerth erscheinen ließ. Alle drei hatten sogenannte Bundas über dem groben Hemde hangen, welches vorn offen die gebräunte, mächtig behaarte Brust sehen ließ und über den weiten Leinenbeinkleidern durch einen Ledergurt in der Mitte zusammengehalten wurde. Ueber der wildbärtigen Galgen-Physiognomie trug der Eine einen ungarischen Kalpak und die beiden Andern Mützen aus Lammfellen, nach Art der croatischen Bauern. Mit schwacher Phantasie konnte man sich doch bei dem Anblicke dieser harmlosen Buschbewohner der Erinnerung an italienische Banditen nicht erwehren; denn wenn auch Dolche und Pistolen fehlten, so ersetzten doch tüchtige Knüttel, ein kurzes Feuergewehr und eine Art Beil (Tschakan) diesen Mangel hinlänglich. Die Art der Begrüßung ließ auch keinen Zweifel über die Absicht der Ehrenmänner mehr obwalten.

War beim ersten Blick auf die Herrschaften der laute Schall meiner Stimme im Vortrage meiner heimischen Volksgesänge zum unbedeutenden Flüstern herabgesunken, so blieb mir bei dem tobenden Geschrei, mit dem die Naturſöhne über mich, den Einzelnen, Unbewaffneten, herfielen, ein halbes „G'stanzl" förmlich in der Kehle stecken. — Da sie mir die Unkenntniß ihrer Landessprache wohl ansehen mochten, so waren die gutmüthigen Menschen freundlich beflissen, dafür zu sorgen, daß durch die ausdrucksvollste Mimik, womit sie die mir unverständlichen Laute begleiteten, kein Zweifel mehr über die zarte Absicht ihres Entgegenkommens übrig blieb. Zwei von der Gesellschaft waren sogleich so artig, mich der Last meines Ränzels sammt der fremden Violine zu überheben, und der Dritte untersuchte mit großer Fingerfertigkeit meine Taschen, aus deren Bereich die silberne Uhr und die wenigen Groschen, die ich mein nannte, schnell in den dunklen Schlund eines Schnappsackes, worin der Gute wahrscheinlich Nachtwäsche und Frisirkämme tragen mochte, verschwunden waren. Natürlich glaubte ich, die Sache wäre zu Ende, und froh, mit heiler Haut davon gekommen zu sein, zog ich freundlich den Hut und wünschte den Herren glückliche Reise; zu meinem Erstaunen aber entwickelte der Bärtige plötz-

lich bedeutende linguistische Kenntnisse und fing an, obgleich mit starken Anklängen eines fremden Idioms, sich mit mir in meiner Muttersprache zu unterhalten.

„Nir da furtgehen, Schwab verfluchter," redete er mir liebreich zu, „Du mußt haben noch Geld!" Auf die heilige Versicherung, daß meine sämmtlichen Capitalien bereits in seinen Händen wären, befahl er mir, die Stiefeln auszuziehen. Vor Zorn bebend, stand ich einen Augenblick unentschlossen, jedoch der erhobene Stock mit dem blanken Beile und die grimmige Miene des Kerls, der mir wohl ausſah, als käme es ihm gleich Körner's Banditenhauptmann „auf einen kleinen Mord nicht an," die beiden andern Kerls, wovon der eine das Eingeweide meines Felleisens bereits ans Licht des Tages gefördert, und der andere arglos mit einem Feuergewehr spielte, gaben eine so reizende Staffage zu dem Bilde, daß ich nothgedrungen gehorchte, innerlich mein agramer Engagement, den näheren schönen Fußsteig, den ich auf Anrathen meines laibacher Wirthes eingeschlagen, und vor Allem die italienische Reise verwünschend, die mir die Mittel raubte, in bequemer Kutsche stolzirend allen auf Seitenwegen lauernden Buschkleppern ein Schnippchen zu schlagen.

Die Fußbekleidung lag neben mir im Grase, und während mein linguistischer Freund vor mir kauernd dieselbe gierig untersuchte, kam mir das unsinnige Gelüste an, ob meine Hand stark genug wäre, seine Kehle zuzuschnüren. Gleich als sollte diesem lieblosen Vorsatz auf der Stelle die Strafe folgen, erhob der Gauner, getäuscht in seiner Erwartung Geld zu finden, mit grimmigem Blicke das verkehrte Beil und versetzte mir mit dem Stock desselben einen gewaltigen Hieb über den Schädel; das warme Blut rieselte mir über das Gesicht und über die erhobenen Hände herab. Ich trage als Andenken an jene Höllenstunde noch immer eine ziemlich tiefe Narbe am Kopfe.

Was ich im ersten Augenblicke des Schlages empfunden, weiß ich nicht — nur so viel kann ich mich erinnern, daß ich keinen eigentlichen Schmerz fühlte und beim Anblick meiner blutigen Hände im Stillen meine Rechnung mit dem Himmel schloß, jeden Augenblick erwartend, daß mir der Spießgeselle des Gauners seine Kugel durch den Leib jagen würde. So wie jedoch vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt, so auch vom Entsetzlichen zum Komischen; denn beinahe wäre mir in meiner verzweiflungsvollen Lage das Lachen angekommen, als mir mein Peiniger nach kurzer Pause

befahl, das Blut abzuwaschen und hernach — er deutete gebieterisch auf die am Boden liegende Geige — einen Ungarischen aufzuspielen.

Man denke sich meine Lage! Beraubt bis auf den letzten Deut, mit blutendem Kopfe und grimmigem Herzen sollte ich meinen Todtfeinden ungarische Tänze vorgeigen — abgesehen davon, daß ich vom Violinspiele so viel verstehe, wie von der chinesischen Sprache. Eine Art von verzweiflungsvollem Heldenmuthe kam über mich: ich erklärte wuthentbrannt, man solle mich tödten, ich könne und wolle nicht zum Tanze aufspielen; ich sprudelte dem Linguisten eine ganze Reihe Schimpfworte ins Gesicht, die Wirkung meiner Kühnheit mit hoffnungsloser Resignation erwartend. Zu meinem Erstaunen aber packte das saubere Kleeblatt nach kurzem Wortwechsel in illyrischer Sprache meine Effecten auf, maß mich mit verächtlichem Achselzucken und verschwand alsbald im Dunkel des nahen Gehölzes.

Da stand ich nun in der ersehnten romantischen Gegend allein, ausgeplündert, barfuß, geld- und obdachlos, die blutigen Locken reinigend an den reizenden Ufern der Save, nach meiner Berechnung zwei Stunden entfernt von jeder Menschenwohnung.

Im nächsten Orte angekommen, ließ mein erbarmenswerther Zustand bei dem Gastwirthe keinen Zweifel über die Wahrheit meiner Erzählung in Bezug auf meine Beraubung aufkommen, um so weniger, als die Unsicherheit der Gegend den Bewohnern des Fleckens leider nur zu bekannt war. Der ehrliche Kneipier gewann mich lieb und vertraute mir nicht nur die paar Gulden zur Fortsetzung meiner Reise an, sondern empfahl mich auch einem Weinhändler, welchen seine Berufsgeschäfte zwei Tage später in die Hauptstadt Croatiens führten, und der mir mit gutmüthiger Freundlichkeit einen Platz in seinem Wägelchen anbot. Ich übergebe hiermit die Namen meiner damaligen Wohlthäter feierlichst der Unsterblichkeit: der Gastgeber — war, ich will sogar hoffen, ist noch — ein Krainer und heißt oder hieß Kirschhofer, und der Weinhändler Demeter.

In Bezug auf Agram selbst hatte mich meine Phantasie nicht getäuscht; keine civilisirte Stadt hat eine solche Reihe auffallender Stadt-Erscheinungen aufzuweisen; die croatischen Volksfeste (welchen ich einmal einen eigenen Aufsatz zu widmen denke), die dortigen Sitten und Gebräuche sind so originell und interessant, daß ich in reger Bewunderung dieser auffallenden Er-

ſcheinungen mein trauriges Abenteuer auf der Hinreiſe raſch vergeſſen hätte, wenn nicht der Umſtand, daß die Sicherheit der Hauptſtadt — ich ſpreche vom Jahre 1833 — nicht viel größer ſchien, als die der Landſtraße, mir die fatale Begebenheit wieder friſch ins Gedächtniß gerufen hätte.

Kein Tag und vollends keine Nacht verging, ohne daß irgend ein friedlicher Bewohner beraubt und beſtohlen worden wäre; ja, der Unfug und die Frechheit des Raubgeſindels nahm auf ſo furchtbar beunruhigende Weiſe überhand, daß ſich die Behörde zu einer der ſeltſamſten Maßregeln gezwungen ſah. Es wurde nämlich bei Trommelſchlag die Verordnung verkündet, welche dem Bürger Agrams das Recht gab, auf jeden, Abends nach acht Uhr in ſeine Wohnung Dringenden, ſcharf zu ſchießen, wenn ihm derſelbe auf dreimaligen Anruf die Antwort ſchuldig geblieben.

Ein Büchſenmacher auf der ſogenannten Harmitzen — einer Vorſtadt Agrams — machte von dieſem wunderlichen Privilegium auch ſchon in der erſten Nacht nach der Publication Gebrauch und ſchoß einen Kerl bei dem Verſuche, durch ſein Fenſter einzuſteigen, mitten durch das Herz. Die Leiche des Getödteten blieb den folgenden Tag in derſelben Lage, in der ihn die verhängniß-

volle Kugel niedergestreckt, zur Schau liegen, und die zahlreich zuströmenden Neugierigen beschenkten den wackeren Schützen reichlich. Der Getroffene hatte freilich sein Schicksal wohl verdient; denn er war, wie sich später auswies, ein ausgelernter Galgencandidat, welcher bereits im „Schlößlein Muncatis" einmal die Festungsstrafe überstanden hatte, und hier so unverhofft vom Walten des unbeugsamen Fatums ereilt worden war; allein man schaudert, wenn man bedenkt, welches Unglück Willkür und Mißverständniß durch einen so seltsamen Polizeibefehl hervorrufen konnte.

Ich meines Theils habe den ganzen Vorfall nur erwähnt, weil ich — durch Neugier ebenfalls zu dem sonderbaren Schauspiel getrieben — in dem in seinem Berufe Gefallenen mit Erstaunen die irdischen Reste meines linguistischen Räubers erkannte, dem ich noch vor wenig Tagen so frisch und wohlgemuth auf seiner Geschäftsreise in Feld und Wald begegnet war, und den wohl die Lust — einen Ungarischen aufspielen zu hören und nebenbei ein kleines Verdienstchen zu suchen, nach Agram getrieben hatte. Sein treuer „Tschakan," an welchem, sofern mich meine lebendige Phantasie nicht getäuscht, noch mein Blut klebte, lag neben ihm.

Ich hatte mich bereits an meine neuen Verhältniſſe gewöhnt, einen fröhlichen Kreis gleichgeſtimmter Freunde jeden Abend im Gaſthaus zur Krone um mich verſammelt, und manch luſtiger Schwank wurde hier beſprochen und ausgeführt, manche Stunde verflog hier pfeilſchnell, im friſchen, anregenden Geſpräche in Ernſt und Scherz. Mein täglicher Tiſchnachbar war ein würdiger, alter, aber etwas ſchweigſamer Officier, Hauptmann B., der ſich mir jedoch freundlich genähert, und dem ich manche intereſſante Mittheilung aus ſeinem vielbewegten Leben verdanke.

Seit ſechszehn Jahren fand ſich hier nach der Tiſchzeit ein armer Blödſinniger ein, deſſen ſtiller und unſchädlicher Wahnſinn den jüngern und leichtſinnigen Tafelgenoſſen manchen Stoff zu verwerflicher Beluſtigung bot. Beſonderes Vergnügen fanden die jungen Leute an der ihm gleich vielen Irrſinnigen eigenen Luſt, zu tanzen; denn auf das Commando „Joſy (ſprich: Joſchy), tanze ſchön, hier iſt ein Groſchen," fing er ſogleich an, ſich nach einer von ihm geſummten eintönigen Melodie im Kreiſe zu drehen, erſt langſam, dann immer ſchneller, bis die Erſchöpfung ihn zum Stillſtande zwang und der Arme, ſich mit der verkehrten Hand den Schweiß abtrocknend, ein ihm dargereichtes

Glas Bier oder Wein haſtig hinabſtürzte, ſich mit ſtierem Lächeln und einer ungelenken Verbeugung gegen die Geſellſchaft, entfernte, um im nächſten Gaſthof daſſelbe Spiel mit ſich wiederholen zu laſſen, bis ihm ein wohlthätiger Rauſch die Augen ſchloß. Schon oft hatte ich mich gegen B. über die unzarte Art, mit welcher man aller Orten mit dem Unglücklichen umging, ausgeſprochen, heute jedoch riß mich mein Gefühl hin, und ich erklärte einem jungen Manne, der ſich den geiſtreichen Witz erlaubt hatte, den armen Joſy mit einem großen gemalten Schnurrbart fortzuſchicken, rund heraus, daß ich derlei Scherze roh und herzlos fände. Mein Gegner meinte, mein Moralpredigen ſei lächerlich, der dumme Cretin habe kein Gefühl für meine „zarte" Rückſichten und ſei ſeit ſechszehn Jahren an ganz andere Scherze gewöhnt. Ich wurde ebenfalls heftig und es wäre vielleicht zu ſehr ernſten Erörterungen gekommen, hätte ſich nicht der von Allen geachtete B. in's Mittel gelegt.

„Meine Herren," ſprach der würdige Krieger, „Sie ſind alle fremd und kennen die Urſache nicht, welche den armen Joſy zum Wahnſinn gebracht; erlauben Sie mir, Sie mit derſelben bekannt zu machen, und ich bin überzeugt, Sie werden ſämmtlich die Luſt verlie-

ren, den Cretin, wie Sie ihn zu nennen belieben, in Zukunft zu necken.“ Rasch hatten sich die Streitenden in einen Kreis aufmerksam ruhiger Zuhörer verwandelt, und B. begann:

„Der arme Josy, den Sie jetzt als bleiches Jammerbild verhöhnen, würde vor achtzehn Jahren Ihren Spott wohl nicht so ungestraft hingenommen haben; denn damals war er der schönste, aufgeweckteste und frischeste Bursche in der ganzen hiesigen Garnison. Dabei gutmüthig und rechtlich bis zum Excentrischen, genoß er die ungetheilte Liebe und Achtung aller, die ihn kannten. Von seinen Vorgesetzten wurde er den Cameraden im Regimente stets als Muster und Beispiel angeführt, ohne je den Neid derselben zu erregen, die im Gegentheil mit einer Art von gerechtem Stolz über die Auszeichnung erfüllt waren, mit welcher der gute Josy überhäuft wurde. Mit beispielloser Freundschaft aber hing der treue Bursche an seinem Landsmann und Jugendgespielen Istwan (Ischwan), der mit ihm in einer Compagnie diente, mit dem er aufgewachsen, an den ihn jahrelanges Zusammensein, gleiche Gewohnheiten und erwiderte Herzlichkeiten mit tausend Banden fesselten. In einem hitzigen Nervenfieber hatte Istwan den dankbaren Josy mit aufopfernder Bruderliebe gepflegt, dieser

den etwas leichtsinnigen Kumpan dagegen einmal vor einer bedeutenden Regimentsstrafe gerettet, indem er dessen Vergehen auf sich nahm und sich der in Betracht seines sonstigen exemplarischen Wandels sehr gemilderten Buße freudig unterwarf; kurz, es war ein Bund für die Ewigkeit, und um so rührender, je seltener sich derlei zarte Anhänglichkeit bei solch kräftigen und starken, aber ungebildeten Naturen vorfindet. Nach seinem Freunde war dem muntern und hübschen Istvan seine Lisinka das theuerste Gut auf dieser Erde. Bereits hatte er das Wort seines Hauptmanns zur Heirathsbewilligung erhalten, und nächstens sollte ihn der priesterliche Segen mit der schwarzäugigen, bildschönen Dirne auf ewig vereinen — als ihm diese einst unter heißen Thränen zu Füßen fiel und gestand, sie könne nicht die Seine werden. Der Sohn ihrer Herrschaft, der junge Graf K....cy, ein bekannter niedriger Wüstling, hatte durch alle Künste der Hölle die Arme zum Falle gebracht.

„Der wüthende Schmerz des armen Burschen bei dieser entsetzlichen Mittheilung läßt sich eher fühlen als beschreiben; doch nach einigen Stunden des schneidendsten Jammers hatte dieser dem grimmigsten Rachedurst in der Seele des heißblutigen und stolzen Croatenjüng-

lings Platz gemacht. — Am andern Morgen durchlief eine entsetzliche Neuigkeit wie ein Lauffeuer die ganze Stadt. Der junge Graf K....cy war beim Heimkehren aus munterer Gesellschaft an der Thür seines Hauses erschossen gefunden worden; der Thäter, ein gemeiner Soldat habe sich heute früh freiwillig vor das Kriegsgericht gestellt und sein Verbrechen ohne Hehl gestanden. —

„Der peinliche Proceß nahm seinen Anfang, der vorsätzliche Mord lag klar am Tage; und wie viele Milderungsgründe auch für den Menschen vorlagen, das Gesetz konnte keinen anerkennen, sein tödtender Buchstabe sprach den Henkertod am Galgen über den ihm Verfallenen aus. Der unglückliche Josy hatte die Zwischenzeit in einer Art von stumpfsinniger Verzweiflung verlebt. Alle Versuche, den Freund zu sehen, zu sprechen, schlugen natürlich während der Dauer der Untersuchung fehl, und nur dem zum Tode Verurtheilten wurden zwei Bitten gewährt: erstens „von dem Jugendgespielen ohne Zeugen Abschied nehmen zu dürfen; zweitens diesen den Cameraden beigesellt zu sehen, welche ihn auf dem letzten schweren Gange zu escortiren die traurige Pflicht hatten.“ Was bei ihrem letzten Zusammensein von den Unglücklichen besprochen

worden, welch' herzzerreißender Jammer den Abschied für's Leben begleitete, kann man nur vermuthen; denn als der Gefangnenwärter sie zur Trennung aufforderte, fand er Istvan gefaßt und ruhig und vernahm nur die verhängnißvollen Worte: „Gedenke Deines Schwures," welche er nach einem langen und heißen Bruderkusse dem sich verzweiflungsvoll losreißenden Josy zurief.

Die nächste Frühsonne beschien eine unabsehbare Menschenmenge, welche diesmal nicht rohe Neugierde, sondern innige Theilnahme an dem traurigen Geschicke des armen Istvan um den Morgenschlummer gebracht hatte. Tausend Thränen aus schönen Augen flossen dem hübschen Jünglinge nach, der mit heldenmüthiger Fassung der ersehnten Erlösung auf seiner Schmerzensbahn entgegen ging. Desto herzzerreißender war der Anblick des armen Josy, der auf die ausdrückliche Bitte seines der Gerechtigkeit anheim gefallenen Cameraden der Mannschaft, welche diesen zum Hochgerichte zu begleiten hatte, beigegeben war. Bei dem Anblick des in einen bleichen Märtyrer verwandelten Kriegers erfüllte das tiefste Mitleid jede Brust, und man mußte dem Sterbenden grollen, der dem Vielgeprüften diese herbe Pein nicht erspart hatte. —

Jetzt ist der Zug am Hochgerichte angekommen, das Sterbeglöcklein schallt klagend durch die Lüfte, der arme Sünder kniet im inbrünstigen Gebete unter dem Galgen nieder, die letzte Absolution des ihn begleitenden Priesters empfangend, kein Auge bleibt thränenleer, selbst der Henker, mit dem verhängnißvollen Stricke nahend, scheint nur mit schwerem Herzen seine traurige Pflicht zu erfüllen — da plötzlich knallt ein Schuß durch die Luft, ein Schreckensschrei der entsetzten Menge ertönt und lautlos stürzt Istwan mit zerschmetterter Brust zu Boden. Die Kugel, welche ihm das Herz durchbohrt, war von Freundes Hand gesandt — der Schütze war Josy! Armer Josy!

„Der Henker war um seine Beute betrogen, der Freund starb ehrlichen Soldatentod durch Freundes Hand. Vor Schreck und Staunen erstarrt steht die Menschenmasse, man bemächtigt sich des Mörders, dessen Motive Allen ein grauenvolles Räthsel waren, man drängt sich um die Leiche des Delinquenten; da zieht plötzlich ein neues, eben so unerwartetes Ereigniß die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Von weiter Ferne her schallt ein dumpf anschwellendes Gemurmel, es dringt näher, es verwandelt sich in ein fröhliches Jubelgeschrei. Die Menge theilt sich, ein Reiter, auf

schaumbedecktem Rosse, ein weißes Tuch schwenkend, naht mit Windeseile. „Pardon!“ ruft das Volk, „Pardon für Istvan! Haltet ein!“ Zu spät! — Istvan liegt todt am Boden — Josy ohnmächtig neben seinem Opfer. Armer Josy! —

„Abermals ein peinlicher Proceß! Abermals ein Proceß, der den Richtern wenig Mühe machte; denn Josy gestand im ersten Verhör, er habe dem Freunde beim Abschied einen heiligen Eid geleistet, ihn nicht den Tod der Schande am Galgen sterben zu lassen, sondern ihm durch seine Kugel Erlösung zu senden. Der Schwur habe ihn zum Mörder gemacht, er wisse, daß er den Tod verdient habe, und bitte nur um ein rasches Urtheil. Dies fiel für Josy sehr mild aus: der Arzt hatte den Burschen für wahnsinnig erklärt, und wirklich trug die dumpfe, stiere Gleichgültigkeit, mit welcher er seinem Urtheil entgegen sah, dazu bei, diesem Ausspruch beizupflichten. Nach einigen Monaten Haft wurde er, zum ferneren Militärdienste untauglich, suspendirt und da der Wahnwitz nicht vor den Richterstuhl gehört, als unschädlich Irrsinniger freigelassen.

„Einige Tage darauf war er verschwunden und zwei volle Jahre völlig verschollen, ohne daß man von dem Armen irgend etwas erfuhr, — als man ihn eines

Morgens unter dem Galgen schlafend fand, und zwar in dem Zustande, in welchem Sie ihn jetzt noch sehen. Da er kein Kind beleidigt, so erlaubt ihm die Behörde großmüthig — damit er dem städtischen oder militärischen Fond nicht zur Last falle, — sich seinen Lebensunterhalt bei denen zusammen zu betteln, die an den „„Schwänken des Cretins““ Gefallen finden. — Dies, meine Herren, ist die Geschichte von dem wahnsinnigen Josy!“

Der würdige Mann hatte geendet. Mit der innigsten Theilnahme hatten wir alle, mit glühender Schamröthe, mit ehrender Verlegenheit aber der junge Mann, der früher mit Josy seinen Scherz getrieben, zugehört. Den folgenden Tag war er der Erste im Saale, und befestigte schweigend eine Büchse an die Wand, worauf die Worte standen: „Für den armen Josy.“ Jeder von uns gab reichlich was in seinen Kräften stand, und unserm vereinten Zusammenwirken war es leicht, dem Blödsinnigen die nöthigen Existenzmittel zu schaffen. Er fiel uns jedoch nicht lange zur Last. Durch die Unmäßigkeit, mit welcher er sich auf den Genuß geistiger Getränke verlegte, verfiel er in Säuferwahnsinn, und drei Monate später war er todt. — Armer Josy!

Eine neue Opernvorstellung.

In den zwanziger Jahren, zur Zeit als die politischen Unruhen in Italien den höchsten Grad erreicht hatten, war Graf R.... in Mailand Garnisons-Chef und Militair-Commandant; ein Mann von erprobter Tapferkeit und eisernem Muthe, und dem schwierigen Posten, dem er vorstand, vollkommen gewachsen. Ganz Italien glich damals dem Boden seiner Vulkane; jeder Tag brachte neue Nachrichten blutiger und grausamer Excesse, und war hier eine Emeute im Keime erstickt, eine andere mit Gewalt unterdrückt, so tauchten dafür, gleich Kadmus giftiger Saat, zehn andere Empörungsversuche auf, und die Gährung stieg mit jedem Tage. So standen die Dinge, als dem General einst in der Frühstunde ein Mann gemeldet wurde, welcher in Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit eine geheime Audienz von ihm verlangte, die ihm auch gewährt wurde.

Nach langer Einleitung und Unterhandlung, um eine bedeutende Belohnung und zugesicherte Straflosigkeit, entdeckte der Italiener dem General den Plan zu einer mit teuflischer Schlauheit angelegten Verschwörung auf das Leben sämmtlicher Officiere in Mailand, welche binnen Kurzem zum Ausbruch kommen würde. In einigen Tagen sollte nämlich eine neue Oper in der Scala zur Aufführung kommen, und während der Darstellung sollte jeder der Verschworenen sich an einen Officier drängen, und denselben erdolchen; eine Anzahl derselben sollte die Loge des Generals stürmen und demselben das Lebenslicht ausblasen, wo es dann, nach dem wohlberechneten Plan der Empörer, ein Leichtes gewesen wäre, sich der ihrer Häupter beraubten Mannschaft zu bemächtigen.

Mit schnellem Blick übersah der unerschrockne Krieger das Bedrohliche seiner Lage, und traf dagegen eben so kühne als originelle Maßregeln.

Der Angeber wurde, zur Verhinderung jeder Verrätherei, vor der Hand festgehalten, und der General traf seine stillen, aber um so sichereren Anordnungen.

Eine neue Oper ist in ganz Italien, namentlich aber in Mailand, ein sehnsüchtig erwartetes Ereigniß, und an solchen Tagen sind die weiten Räume der präch-

tigen Scala noch viel zu klein, um die Massen der neugierig zuströmenden Menge zu fassen. So auch am 12. März 18—. Der ungeheure Saal war bis zum Ersticken gefüllt, wenn auch sonderbarer Weise nicht ein Offizier im Parterre, dem gewöhnlichen Sammelplatze derselben, sichtbar war. Festlich geschmückte Damen zierten die Logen, nur eine derselben, die größte und für den commandirenden General bestimmte, stand noch leer, wenn gleich festlich beleuchtet. Immer näher rückte die Minute des Anfanges, die Orchestermitglieder stimmen ihre Instrumente, ungeduldiges und neugieriges Gemurmel durchtönt die Räume, kurz nirgends die leiseste Spur irgend eines ungewöhnlichen Ereignisses.

Da rollt plötzlich der Vorhang auf, und ein seltsam unerwartetes Schauspiel stellt sich den erstaunten Blicken dar.

Der ganze colossale Raum der Bühne ist mit Militär bedeckt, die erste Reihe knieend, die hinteren in aufsteigender Erhöhung — die Mündungen der Feuerröhre schußfertig gegen das Publikum angeschlagen — starr und unbeweglich! — Man denke sich die Wirkung dieser sonderbaren Decoration. — Die Nichtunterrichteten, erstaunt über diesen Anblick, von dem sie nicht wußten, ob er nicht vielleicht zur Oper gehöre und diese

sonderbarer Weise ohne Ouverture anfange; die Verschworenen — das Rechte ahnend — mit panischem Schreck das wunderbare Tableaux anstarrend.

Nach einer kurzen Pause tritt der General, gefolgt von seinem Generalstabe, in glänzender Gallauniform in seine Loge, mit gewaltiger Stimme ins Parterre rufend: „Meine Herren, ich kenne genau die mörderische Absicht, welche Sie heute hieher geführt. Alle Vorkehrungen sind getroffen, um Ihr schändliches Vorhaben zu nichte zu machen. In diesem Augenblicke werden die Wohnungen der Verschwornen, welche mir alle genau bekannt sind, durchsucht, die Straßen Mailand's sind mit Ketten gesperrt und mit Kanonen bepflanzt, sämmtliches Militär steht, meines Winkes gewärtig, unter Waffen. Bei der geringsten zweideutigen Bewegung lasse ich augenblicklich Feuer ins Parterre geben. Ihre schändlichen Pläne entschuldigen meine ungewöhnlichen Gegenmittel. — Entfernen Sie sich langsam durch die Mittelthüre, jedoch nur paarweise, jeder Versuch sich durchzudrängen, wird strenge geahndet — die übrigen Ausgänge sind geschlossen. Nur Ergebung in Ihr Schicksal kann dasselbe mildern."

Die erschreckten und eingeschüchterten Meuchelmörder mußten sich diese Vorschrift gefallen lassen, nur zwei

und zwei durften die Schwelle überschreiten. Alle wurden untersucht, und die, bei welchen sich Waffen vorfanden, sogleich arretirt. Diese Untersuchung im Opernhause selbst dauerte über vierzig Stunden. In dem geleerten Schauplatze fanden sich über hundert weggeworfene Dolche.

Die eingeleitete, strenge Nachforschung unterdrückte die letzten Zuckungen dieser Verschwörung, und so rettete die kräftige Besonnenheit des würdigen Generals das Leben von hundert tapfern Kriegern und die Ruhe Mailand's.

Ferdinand Raimund.

> Not a buffoon, who is buffoon by trade, but one that nature, not his wants have made, who, when he is most in earnest, is the best, and his most grave expression is a jest.

Ferdinand Raimund! Wem wäre der Name fremd? Wer hat dem unglücklichen Träger desselben nicht wenigstens einige fröhliche Stunden zu danken? Und ihm selbst, ach, wie waren ihm der fröhlichen Stunden so wenige zugemessen auf seiner buntbewegten Lebensfahrt! Wie klammerte sich der Mann mit allen Seelenkräften an seine Kunst, wie lebte er nur mit und in ihr, und wie blieb der gereifte Mann noch ein Kind für Alles, was sich außer dieser Sphäre bewegte! Die Sage von dem unglücklichen Sisyphus wurde durch den gequälten Dichter verkörpert, welcher durch die Kraft seines Genie's begeistert, sich sein Lebelang ab-

mühte, sein armes Genre: „Das lokale Zaubermährchen," hinaufzutragen auf den „Großglockner des Ruhmes" und durch die riesige Wucht seiner Aufgabe erdrückt, erschlafft und schmerzerfüllt zu Boden sank. Mit welch' inniger Wehmuth vertraute er oft seinen Freunden, wie die Ausführung seiner Stücke immer hinter seinen Planen und Ideen zurückbleibe; wie ihm ein unerklärbares Etwas Fesseln anlege und ihm oft mitten in der Ausführung Kraft und Muth raube, und welch' eine rührende Naivetät liegt in dem Geständniß, welches er nach der Aufführung von Grillparzer's trefflichem Mährchen: „Traum ein Leben" gegen einen Freund mit den Worten aussprach: „Sehn's, so auf die Art möcht' ich meine Stück' machen."

Dem Schauspieler Ludolph — jetzt in Linz — las er einst zwei Akte eines Stückes vor, — die er auf seinem Sommersitz in Guttenstein geschrieben, welche Ludolph entzückten; acht Tage später hatte der arme Sisyphus, unzufrieden damit, und von quälenden Zweifeln gemartert, sein Werk — verbrannt, und auch späterhin nur ein darin vorkommendes Jagdlied zum „Verschwender" benutzt. Auf die spätere Frage Ludolph's, ob das Stück beendet sei? entgegnete er: Mir hat die ganze G'schicht nicht mehr g'falln, darum hab' ich's ver-

brannt! — Nur wer Raimund näher gekannt, kann sich einen Begriff von den grausamen Qualen machen, welche vor diesem Auto-da-fé des geängstigten Dichters Herz gemartert haben mögen. Ich sehe ihn vor mir sitzen, den armen Abraham, der sein liebes Musenkind den Flammen opfert, und dem kein Trostesengel zuruft: Halt ein! — ich sehe ihn sitzen, das todtmüde Haupt auf die Hand gestützt, mit heißen Thränen in die Flammen starrend. — Am Tage vor der Aufführung seines „Verschwenders" übermannte ihn abermals eine solche Sauls-Laune, und er bat den damaligen Direktor des Josephstädter Theaters, Hrn. Stöger, dringend, ihm doch zu erlauben, das Stück, „welches ja doch durchfallen müsse," zu verbrennen, er wolle ihm ja alle seine Kosten — und diese beliefen sich auf Tausende — vergüten. Stöger verweigerte dies entschieden, und vierundzwanzig Stunden später feierte Raimund als Dichter und Darsteller einen gleich glänzenden Triumph. Und gegen den Mann erhob die Verläumdung ihr zischend Schlangenhaupt, und wagte zu behaupten, die unter seinem Namen gegebenen Mährchen seien nicht von ihm, sondern von einem Pfarrer in Guttenstein geschrieben! Wie lächerlich! Wie abgeschmackt für den, welcher Raimund näher kannte

— und ganz Wien kannte ihn, und dennoch wurde die boshafte Erfindung von Hunderten geglaubt, bis der im Herz seines Herzens verletzte Autor bei der ersten Aufführung seiner: „gefesselten Phantasie" in einer Scene mit einem in dem Stücke vorkommenden rivalisirenden Harfenisten — Raimund spielte in demselben auch einen Wiener Bänkelsänger — folgende Worte improvisirte: „Ach was, ich kann den Menschen nicht leiden, er sprengt das Gerücht aus, die Lieder, die ich singe, seien nicht von mir, und das ist schändlich von ihm. Ich muß mir gefallen lassen, wenn er sagt, meine Lieder sind schlecht, denn ich weiß wohl, ich bin nur ein Harfenist, aber gut oder schlecht, sie sind von mir, von mir allein; wenn sie aber einen wissen, der mir dabei hilft, so führen sie ihn mir her, da führen sie ihn her; und wenn sie einen andern hören, der so etwas nachsagt, so richten sie ihm das aus."

Das Haus erdröhnte von Jubel. Kurz darauf starb der Pfarrer in Guttenstein, und Raimund schrieb nach dieser Zeit noch seine besten Stücke: den „Alpenkönig" und den „Verschwender."

Ein komisches Intermezzo, zugleich aber auch sehr charakteristisch, erlebte ich während Raimund's Gastspiel im Theater an der Wien, unter Carl's Direktion.

In „Moisasurs Zauberfluch“ spielte der Schauspieler Röder, jetzt in Preßburg, die kleine Rolle des Juweliers zur vollen Zufriedenheit Raimunds. Dieser lud ihn zum Abendessen und sagte ihm: „Ich war heute recht sehr zufrieden mit Ihnen, Sie haben die Paar Worte so verständlich gesprochen, ihr Organ ist so schön, mit einem Wort: Sie sind ein sehr talentvoller Mensch.“

Den folgenden Tag hatte Röder im „Alpenkönig und Menschenfeind“ einen der Alpengeister zu spielen, die im Anfange des Stückes einige Verse zu sprechen haben. Raimund stand, während der Aufführung seiner Stücke, in den Scenen, in welchen er als Schauspieler nicht beschäftigt war, fortwährend hinter den ersten Coulissen und sprach das ganze Stück — er wußte seine sämmtlichen Werke auswendig zu recitiren — in Gedanken mit.

Röder's ganze Rolle bestand aus folgenden sechs Zeilen:

Ha! wenn von metallnem Lauf,
Krachend sich der Schuß entladet,
Und die gold'ne Kugel d'rauf,
In der Gemse Blut sich badet;
Das ist ächte Waidmannslust,
Das erhebt des Jägers Brust.

Bei der Darſtellung verſprach ſich Röder nun unglückſeliger Weiſe und ſagte: Ha wenn von metallnem Rohr — (ſtatt Lauf) ꝛc. und geht ab. Raimund, der zwiſchen den Couliſſen auf ihn, wie der Tiger auf ſeinen Raub gelauert, ſtürzt auf Röder los:

„Sie unglückſeliger Menſch, was treib'n Sie denn, Sie haben ja ſtatt Lauf Rohr geſagt — Rohr und d'rauf, was iſt denn das für ein Reim? Sie ruiniren mir ja mein ganzes Stück! Sie ſind ja ein ganz talentloſer Menſch!“

Zu ſeinem Gaſtſpiele im Theater an der Wien hatte Direct. Carl die Raimund'ſchen Stücke — davon ging der Verfaſſer niemals ab — glänzend ausgeſtattet, und zu allen neue Dekorationen malen laſſen; welche ſpäter zu andern Stücken nicht mehr verwendet werden konnten. Als Raimund nun an der Hofbühne in München gaſtirte, ließ Carl den Schauſpieler L... holen, mit dem Raimund in ſehr freundſchaftlicher Verbindung ſtand, und welcher damals ohne Anſtellung in mißlichen Verhältniſſen in Wien lebte, und machte dieſem den Vorſchlag, er wolle ihm den vierten Theil einer Einnahme im Theater an der Wien geben, wenn er Raimund zu der Bewilligung vermöge, daß ſeine Stücke im Theater an der Wien, in den Hauptrollen durch

Nestroy repräsentirt, fortgegeben werden dürften, im entgegengesetzten Falle müsse er, Carl nämlich, die sämmtlichen Dekorationen übermalen lassen. In dieser Angelegenheit erhielt nun L... folgende Antwort von Raimund aus München:

München, den .....

Werther Freund:

Für Ihre freundliche Theilnahme meinen herzlichen Dank. Mir geht es wohl. Nicht nur das Publikum zeichnet mich hier aus, sondern auch berühmte Künstler beehren mich mit ihrem — Neide! — So der große C...., welcher mich bei einer Tafel, die von den Mitgliedern des hiesigen Hoftheaters meinetwegen veranstaltet wurde, zwang, mit ihm Brüderschaft zu trinken, und der mich hinter meinem Rücken fortwährend Hanswurst titulirt! Wie klein stand der große Meister vor mir, als ich ihm dieß vorhielt! — Was Ihre Bitte betrifft, so thut es mir wehe, Ihnen dieselbe abschlagen zu müssen, allein Sie sollen dadurch nichts verlieren, und die Summe, welche ein Viertel-Einnahme betragen würde, werde ich für einen alten bewährten Freund wohl noch erübrigen können. Benutzen Sie daher die mitfolgende Anweisung nach freiem Gefallen! — Ein Viertheil einer Einnahme als Honorar für die

Aufführung meiner sämmtlichen Stücke!! — Großer Gott, es kommt mir vor, als ob ich die arme Thalia, mit dem Brodsack auf dem Rücken, von Haus zu Haus betteln sähe. — Nun, wir kennen ja Carl'n, und werden ihn nicht ändern! So mag er denn in Gottes Namen meine Decoration vermalen lassen und mit dem Thal der Zufriedenheit*) anfangen. Auch wünschte ich nicht, so viele Achtung ich vor Nestroy's Talent habe, daß derselbe meine Rollen spielt. Meine Rollen müssen von mir oder in meinem Geiste gespielt werden, sonst gehen sie zu Grunde. Grüßen Sie mir Alle, die meiner freundlich gedenken, und sagen Sie der ....., daß ich sehr böse auf sie bin, weil sie mich mehr mit Worten als mit Thaten liebt. Worte! Worte! falsche Banknoten, womit die Welt jede moralische Verbindlichkeit abzufertigen gedenkt.

Vale! — Mit freundschaftlicher Achtung

Ihr

bereitwilligster

Ferdinand Raimund.

Noch ein Brief an den damaligen Dekorationsmaler M. mag diese Skizze vervollständigen.

*) Im „Bauer als Millionair."

Guttenstein, den ....

Lieber M.!

Ich habe über unser neuliches Gespräch viel nachgegrübelt und gefunden, daß Sie complett Unrecht haben. Sie meinten: „ich habe keine Ursache zum Kummer, ich brauche nur einmal zu spielen, um hundert Gulden C.-M. zu verdienen, das Publikum trage mich auf den Händen, ich wäre ein wohlhabender Mann, hätte keinen Menschen, für den ich zu sorgen brauche, — während Sie mit zahlreicher Familie den Monat mit sechzig Gulden leben und in beständiger Furcht sein müßten, durch irgend ein unglückliches Ereigniß, den Bruch einer Hand ꝛc. sich und Ihre Familie zu Bettlern zu machen." Sie reden, wie Sie es verstehen, das was Sie quält, würde mich glücklich machen. —

Wahr ist's, ich verdiene für die Rolle hundert Gulden! Glauben Sie, ich freue mich darüber? — Ich komme nach Hause, Niemand kommt mir entgegen, ich werfe meine hundert Gulden in den Kasten, eine mürrische Magd schiebt mir mein Bischen Essen hin, ich lege mich zu Bette. — Eine verfehlte Stelle in meiner Rolle, ein Moment, in welchem ich mir selbst nicht genügte, erhält mich die ganze Nacht wach, unglücklich und in fieberhafter Aufregung, ich habe Niemand, mit

dem ich meine sparsam zugemessenen Freuden, meine — ich kann's nicht leugnen und nicht ändern — oft selbst geschaffenen, aber um so peinlicheren Leiden theilen könnte, mir kommt kein liebendes Weib entgegen, ich kann nicht, wie Sie, mich mit einer Schaar froher Kinder um eine Schüssel Kartoffeln setzen — wer weiß, ob auf meinem Grabe einst ein Hund heulen wird. Sie sagen, ich sei ein wohlhabender Mann! Das ist nicht so, obwohl man es allgemein glaubt!

Ich habe wohl etwas erspart, aber noch lange nicht so viel, um ohne meine Kunst leben zu können. Und gesetzt — so eben fällt mir ein Traum ein, eine Vision — nennen Sie es, wie Sie wollen. — Es sind zwanzig Jahre verflossen, wir — ich und Sie — haben uns während dieser Zeit nicht gesehen, plötzlich begegnen wir uns eines Tages, arm, alt und im elendesten Zustande. Sie rufen entsetzt aus: „Raimund." Ich stoße Ihren Namen mit einem Schrei des Schreckens aus. — So finden wir uns wieder als — Bettler! — „Nun so wollen wir denn unser trauriges Tagewerk zusammen antreten!" — Gesagt, gethan! Wir gehen zusammen auf ein stattliches Haus zu und ziehen die Klingel! Ein Dienstmädchen öffnet, erkennt zufälliger Weise die um Almosen Flehenden und meldet ihrer

Herrin, daß zwei Arme an der Thüre stehen, worauf diese mit dem Befehl antwortet: „Gieb Jedem einen Groschen.“

„Ja, Euer Gnaden, das sind keine gewöhnlichen Bettler — der Eine ist der Schauspieler Raimund vom Leopoldstädter Theater, und der Andere ist der sonst so brave Maler M....“

„So, antwortet die Gnädige, dann gieb dem Maler M. zwei Groschen und dem Raimund nichts, denn der hätte sich während der Zeit seines Wirkens genug ersparen können.

Sehen Sie, lieber M., so würde die Welt sprechen, wenn ich durch einen unglücklichen Zufall jetzt außer Stand gesetzt würde, mein Brod ferner zu verdienen, während Sie in gleicher Lage, erhöhte Achtung, freundliche Unterstützung finden würden; wer von uns Beiden ist nun in jeder Hinsicht der Beneidenswerthe? Sie und tausendmal Sie! — Und so genießen Sie denn das Glück, welches das Geschick in seiner rosigsten Laune über Sie ausgegossen, und lassen Sie nebst den lieben Ihrigen ein kleines Plätzchen frei in Ihrem Herzen für Ihren

freundschaftlich ergebenen
Ferdinand Raimund.

Sechs Monate ſpäter hatte ſich Raimund — erſchoſſen! — Ruhe ſanft, Armer, Gequälter! Man wußte wohl, daß ein talentvoller Dichter, ein genialer unerſetzlicher Komiker mit Dir zu Grabe gehe, aber daß in dem freundlichen Guttenſtein hundert Arme an Dir einen helfenden Engel, einen beſchützenden Tröſter, einen treuen Vater verloren, das wußten Wenige, darum konnteſt Du, kindlich guter, gemüthlicher Selbſtquäler, auch nicht ſo viel erſparen, um „ohne Deine Kunſt leben zu können.“ Friede Deiner Aſche! —

Korntheuer

war mit Ferdinand Raimund und Ignaz Schuster der Dritte im Verein, durch welchen einst das Leopoldstädter Theater in Wien zur ersten komischen Bühne der Welt erhoben wurde. Der heißblütige Wiener, wie der kalte Norddeutsche wurde gleich hingerissen von der Kraft dieser tollen Lustbarkeit. Raimund und Schuster waren mehr Charakteristiker, aber mit Korntheuer ging der eigentliche Wiener-Spaß zu Grabe, er und der weibliche Bajazzo, Therese Krones, welche neben diesem Trifolium ja nicht vergessen werden darf, konnten sich Alles erlauben; ein Scherz, wenn auch noch so auf die Spitze gestellt, brachte durch die Art des Vortrags dieser Beiden die schlagendste Wirkung hervor, der gewagteste Unsinn wurde mit Jubel aufgenommen, und das enthusiasmirte Publikum so in den Kreis der Darstellenden gerissen, daß oft die ausgelassenste Fröhlichkeit

aller Perſonen auf und außer der Bühne dergeſtalt ſich bemächtigte, daß nur das letzte Fallen des Vorhanges dieſem kindiſch-wilden Taumel auf beiden Seiten ein Ende machen konnte.

Unter den Spaßigen war nun Korntheuer der Spaßigſte, unter den Tollen der Tollſte. Die durch und durch originelle Art ſeines Vortrages riß auch den mürriſchſten Sauertopf zum größten Gelächter hin. Eine himmellange Figur, bei dieſer das größte körperliche Phlegma, verbunden mit der denkbar beweglichſten Witzader, war ſeine Erſcheinung im Kreiſe ſeiner Freunde, außer der Bühne, von eben ſo draſtiſcher Wirkung, wie auf derſelben. Eine Menge nach ſeinem Tode von anderen uſurpirter Witze und Späße ſtammen von ihm her. Einige derſelben mögen hier ihre Stelle finden.

Nach dem Tode des in Wien außerordentlich beliebten Schauſpielers Ochſenheimer, der am Wiener Hoftheater das Fach der Intriguants begleitete, mußte Hr. L.... ein ſehr mittelmäßiger Mime, dieſes Fach ſo lange zeitweiſe ausfüllen, bis ein würdiger Remplacent aufgefunden war. Einſt ſollte derſelbe in einer der Force-Rollen des Verblichenen auftreten, und ſagte zu Korntheuer, der ſich eben auf der Probe befand:

„Ich wollte der heutige Abend wäre vorüber. Das Publicum wird mich seine Vorliebe für Ochsenheimer wieder fühlen lassen, es glaubt nun einmal, ich wäre nicht das Viertheil von Ochsenheimer.“

„Seien Sie ruhig,“ entgegnete der phlegmatische Korntheuer, „Jedermann ist überzeugt, daß Sie das erste Viertel von Ochsenheimer sind.“

In Wien werden die Hausthore um 10 Uhr Abends geschlossen, und der, nach dieser Zeit Heimkehrende hat durch eine am Eingang befestigte Klingel den sogenannten Hausmeister herbei zu rufen, welcher ihm gegen Entrichtung von 3 Kr. C.-M. die Thüre öffnet.

Diese Hausmeister, deren kolossale Grobheit nur jener der Berliner Eckensteher die Wage hält, waren für Korntheuer ein reich auszubeutender Schacht tollen Scherzes.

In einer strengen Winternacht mit einigen Freunden von einem fröhlichen Gelage spät heimkehrend, zieht er an einem fremden Hause — neben dem gerade ein neues Gebäude aufgeführt wurde — die Klingel, und spricht den herbeieilenden, vor Frost zitternden Hausmeister mit gezogenem Hut und der zartesten Höflichkeit mit den Worten an: „Ich wohne nicht hier, ich habe

bloß geläutet, um Sie zu bitten, mir doch zu sagen, wer eigentlich das Haus hier nebenan baut?"

Der tobende Zorn des wüthenden Cerberus wurde durch ein kleines Geschenk besänftigt, und lachend ziehen die muntern Gesellen nun einige Häuser weiter, wo sie sich auf Korntheuers Commando im hellen Mondschein in eine Reihe aufstellen, jeder mit einem blanken Zwanzigkreuzerstück in Händen. Das frühere Mannöver mit dem Glockenzug wird wiederholt, und Korntheuer, ebenfalls ein blinkendes Silberstück zwischen den Fingern, erklärt dem verblüfften Hausmeister mit feierlicher Stimme: „Da seh uns der Herr Alle an, was wär' das für ein Glück für den Herrn, wenn wir Alle bei ihm im Hause wohnten und Jeder dem Herrn 20 Kr. C.-M. schenkten! (Pause.) Es thut mir aber leid, wir wohnen anderswo, behüt' den Herrn Gott! Gute Nacht!" — Jeder steckte sein Geldstück wieder in die Tasche, ernst und langsamen Schrittes verschwand die Gesellschaft den Blicken des Mannes, der vor Erstaunen über diesen Auftritt nicht einmal Zeit finden konnte, seine gewöhnliche Grobheit auszukramen.

Die letzte Carnevals-Redoute in Wien ist dort von jeher die Besuchteste und Beliebteste. Hier war so recht der Tummelplatz der Korntheuer'schen Schwänke. Am

Arm gleichgestimmter, fröhlicher Freunde, unter welchen Adolph Bäuerle, den heutigen Tag noch der gemüthlichste und angenehmste Gesellschafter — nie fehlen durfte, wurden die weiten glänzenden Räume durchstrichen und die Zielscheiben des harmlosesten Witzes, die Gelegenheit zu komischen Abentheuern aufgesucht. Hier wurden einem in einem fernen Winkel sanft schlafenden Türken die Pantoffeln sachte ausgezogen und versteckt, hier behauptete man einer sehr kleinen hastig protestirenden Maske gegenüber: Wir kennen Dich, Du bist der Schauspieler Korntheuer, während man einem andern riesengroßen Domino die ernstliche Versicherung gab, man habe in ihm den Zwerg des Grafen Bathiany erkannt.

Eine solche Scene ist mir vor Allem in lebhafter Erinnerung. Unter der Unzahl der Anwesenden auf der sogenannten Faschings-Dienstags-Redoute trieb sich auch ein schwarzer Domino herum, dem man auf den ersten Blick ansehen konnte, wes Geistes Kind er sei. Korntheuer heißt seine Freunde beobachtend zurücktreten, schlägt den Domino sehr derb auf die Achsel und spricht denselben mit der ruhigsten Zuversicht mit den Worten an:

„Ah gut, daß ich Dich finde! Wie kannst Du denn auf die dumme Idee kommen, die Redoute zu besuchen, Du kennst doch Deine Frau und ihre Eifersucht. Du glaubst nicht, was ich für Mühe hatte, sie zu besänftigen. Sie wartet unten auf Dich, geh hinab.“ —

Der Domino. Sie verkennen mich. —

„Dummer Kerl,“ fährt K. mit größter Sicherheit fort, „gegen mich bist Du nicht im Stande, Dich zu verstellen. Mache keine Umstände, geh hinab; sonst werde ich grob.“

Domino. (Die Larve abnehmend, sehr artig.) Aber lieber Herr, überzeugen Sie sich selber, daß Sie sich irren. —

„Meiner Seele, da kann man sehen, wie man sich täuschen kann. Nu nichts für ungut! — Gute Nacht.“

Sie trennen sich, Korntheuer schlägt seinen Weg rechts, der Domino links ein, und nach ziemlicher Weile begegnen sie sich natürlich abermals. Korntheuer stürzt auf sein Opfer los, schlägt ihn noch derber auf die Achsel, ihn mit den Worten anschnaubend:

„Du verfluchter Kerl, so eben habe ich Dich mit einem sehr honetten Herrn verwechselt, geh hinab zu Deiner Frau, sie wartet unten.“

Wüthend reißt der Domino die Larve herab, mit dem Ausrufe: „Kreuzhimmelsakerment, ich bin ja wieder der Nämliche!“

Mit unbeschreiblichem Phlegma und dem wohlgetroffensten Ausdruck der verlegensten Bornirtheit entgegnet ihm Korntheuer:

„Ich bitte Sie, gehen Sie nach Hause, sonst bin ich im Stande, und schlage Sie heute noch ein paar Mal.“

Nach einer Pause bemerkt Korntheuer ein dürres Männlein, der mit einem Freibillet begabt, die Herrlichkeiten des heutigen Abends anstaunt. Barsch geht Korntheuer auf ihn los:

„Haben Sie kein Freibillet?“

„Ja wohl, ich habe es beim Eintritt abgegeben.“

„Nun,“ donnert ihm Korntheuer entgegen, „warum tanzen Sie nicht?“

„Ich kann nicht tanzen.“

„Das ist ganz egal, Sie haben einmal mit dem Freibillet die Verpflichtung übernommen, die ganze Nacht zu tanzen, und ich als Ballcommissär habe darauf zu sehen, ob Sie Ihrer Schuldigkeit nachkommen, also marsch, tanzen Sie!“

„Wenn es sein muß," entgegnet der arme Freibilletist, und fordert seufzend eine weibliche Maske zum Tanze auf, welche natürlich mit ihm nicht fortkommen kann und ihn entrüstet zur Rede stellt, warum er bei seiner Ungeschicklichkeit tanze?

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein," entgegnete der Gequälte, „es ist nicht meine Schuld, ich habe ein Freibillet."

„Was kümmert das mich, gehen Sie zum Teufel."

„Ich danke gehorsamst," antwortete der verblüfft Stehenbleibende, dem Korntheuer sogleich wieder die Worte zuherrscht:

„Ja Sie stehen ja schon wieder müßig. Werden Sie gleich tanzen?"

„Entschuldigen Sie, Herr Commissär, ich kann nicht tanzen."

„Nicht? Wer sind Sie denn?"

„Ein Friseurgeselle bei Herrn Fortmüller in der Josephstadt."

„Ein Friseur? Da wird es Ihnen auf einige falsche Touren nicht ankommen. Tanzen Sie nur wieder!" belfert der unerbittliche Komiker.

Mit einer Armen-Sündermiene fordert der ungeschickte Haarkünstler abermals eine Dame zum Walzen

auf, welche ihn gleich der Vorigen nach wenig Minuten zornig im Stiche läßt.

Korntheuer bellt ihm wieder entgegen: „Ja, Sie tanzen ja schon wieder nicht? Was soll diese Widerspenstigkeit? Ich werde Sie gleich arretiren lassen.

Der Friseur (sich den Schweiß von der Stirne trocknend). Herr Commissär, ich kann weiß Gott nicht! Ich will lieber nach Hause gehen.

Korntheuer (sehr gravitätisch). Nun, so bleiben Sie in Gottesnamen hier, ich werde die Sache bei der Polizei verantworten.

Friseur (freudig). Ich danke Ihnen tausend Mal, Herr Commissär. —

So war Korntheuer außer der Bühne! So war er auf der Bühne, im Verein mit seinen Collegen! — Jene goldene Zeit des Scherzes kehrt nicht wieder. Raimund ist todt, Schuster ist todt, Korntheuer ist todt, die Krones ist todt — die Wiener Posse ist todt, und der Mann, welcher die Kraft hat, sie wieder zum neuen frischen Leben zu erwecken, hat den Willen dazu verloren; dieser Mann heißt — Adolph Bäuerle, er hat den Zauberstab, mit welchem die Genien des heitersten, harmlosesten Scherzes herbeizurufen, ihm gegönnt war, freiwillig mit der kalten Hülle der verbliche-

nen Repräsentanten der Volkspoſſe in die Gruft geſenkt, mit entweihten Händen haben Andere frevelhaft dieſe Gruft erbrochen und ſich des Talismans bemächtigt, aber die roſigen, gaukelnden Amoretten gehorchen ihrem Rufe nicht, ſie haben ſich in grinſende Faunsgeſtalten verwandelt, deren frivolen Sprüngen der heitere Zuſchauer nur mit innerer Beſchämung folgen kann, in vergeblicher Sehnſucht die frühere Zeit der Luſt mit der jetzigen des Taumels vergleichend!

Mühldorfer.

Diesmal, mein gefälliger Leser, folge mir an die blühenden Ufer des Rheins, in das freundliche Mannheim. Ist Dir in den regelmäßigen Straßen dieser eigenthümlichen Stadt nie ein Mann aufgefallen, einfach behäbig gekleidet, mit gutmüthig lächelndem Angesichte und wohlgenährtem Körper, in ruhiger Freundlichkeit die ihm von Alt und Jung zuströmenden Grüße erwiedernd? Die schwere goldene Kette, welche ein Modell zu jener scheint, mit welcher die Türken einst die Donau gesperrt, deutet auf die Wohlhabenheit, und eine reiche brillante Busennadel mit einer Königskrone und Namenszug scheint ein Geschenk von hoher Hand zu sein. Sonst wird Dir an jenem Manne nichts auffallen, er trägt keinen abgeschabten schwarzen Wollsammtrock, keinen fuchsichten ungekämmten Bart, die Haare hängen ihm nicht wie gezupfte Charpie über die

Achsel, kurz alle äußeren Abzeichen moderner Genialität fehlen, und nur der Umstand, daß Du das Original meines Bildes sehr oft in Gesellschaft mit dem Oberregisseur des Manheimer Hoftheaters wandeln siehst, bringt Dich auf die Vermuthung, daß auch die an dessen Seite wandelnde personifizirte Gemüthlichkeit der Kunstwelt angehören müsse. Und dieser einfache Mann ist wirklich ein Künstler, wie Deutschland gewiß keinen und Europa kaum einen zweiten aufzuweisen hat. Aus dieses Mannes schöpferischer Fantasie entspringt die Zauberwelt, die sich täglich vor den Blicken der glücklichen Manheimer öffnet, er schuf die technisch-vollkommenste deutsche Bühne, das Dresdener Hoftheater, mit einem Wort, es ist Mühldorfer, der Decorateur und Maschinist des Manheimer Schauspielhauses, den Du vor Dir siehst. Als ich daselbst der ersten Vorstellung beiwohnte — man gab die „Belagerung von Corinth" — öffnete sich, nachdem die heldenmüthigen Griechen sich mit ächt rossinischer Charakteristik nach der Melodie eines in straußischer Manier behandelten Galopps den Heldentod für's Vaterland geweiht hatten, eine nie geahnte Wunderwelt vor meinem erstaunten Blicke. Die Katakomben stürzen ein, mit schaudererregender Wahrheit Jung und Alt unter

den Trümmern begrabend, im Hintergrunde erblickt man die brennende Stadt und ein meisterhaft gestelltes Tableaur bildet die Staffage zu einem lebenden Gemälde, bei welchem man in Zweifel steht, wo die Täuschung eigentlich ihre Gränzen an die Wirklichkeit abtritt. Als ich warmer und enthusiastischer Südländer meinem Nachbar meine Verwunderung über die Kälte des Publikums äußerte, entgegnete dieser mit ächtem Manheimphlegma: „Des sind mer Manheimer schon gewohnt, dem Mühldorfer ischt alles Worscht!" — und bei Gott, der Mann sprach wahr, dem Mühldorfer ischt alles Worscht! — Die eigensinnigsten Forderungen des Dichters verwandelt Mühldorfer's schöpferischer Geist in überraschende Wirklichkeit. Z. B. ihr schreibt ihm einen Seesturm und die Scheiterung eines Schiffes vor, wie führt er diese Aufgabe durch, wie wird selbe von andern gelöst? Auf den besten deutschen Bühnen werdet ihr mehrere mit Wellen bemalte Leinwandstreifen zu Gesicht bekommen, welche an fingerdicken Schnüren auf- und abgezogen werden, um den nahenden Sturm anzudeuten. Nun kommt ein gemaltes Schiff, welches durch einige Schnüre, die an ein berädertes Untergestell befestigt sind, in gerader Linie über die Breite der Bühne gezogen wird. Das Schiff selbst scheint blos für Liliput's

Bewohner berechnet zu ſein, und um der Täuſchung den letzten Stoß zu geben, iſt im Hintergrunde ein flacher Proſpekt aufgehangen, welcher wie die Couliſſen mit Wolken bemalt iſt. Nun beginnt der Sturm, die Schnüre und durch dieſe die Wellen kommen in lebhaftere Bewegung, das Schifflein wird hin- und hergezogen, endlich fallen die Stücke deſſelben auseinander, es iſt geſcheitert und die Mannſchaft kriecht, die Bewegung der Schwimmenden nachahmend, zwiſchen dem Raume eines Leinwandſtreifens zum andern auf und ab. Der Vorhang fällt. Der Maler wird ſtürmiſch gerufen.

Was geſchicht bei Mühldorfer?

Der Vorhang wird geöffnet, man erblickt ein Schiff, ein wirkliches aus dem Waſſer hervorragendes Schiff, mit allen Maſten und Segeln, die ganze gewöhnliche Breite und die halbe Tiefe des Theaters einnehmend. Die Couliſſen ſind verſchwunden und durch eine eigene Vorrichtung ſeht ihr die endlos ſcheinende Waſſerwüſte, über welcher unheimlich und gefahrdrohend der düſtere Wolkenhimmel hängt. Dieſe vom Wind gejagten, in ſeltſamen Geſtalten über die Bühne ziehenden Wolken laſſen euch nichts Gutes ahnen für das Fahrzeug, welches der tückiſchen Wuth des treuloſen Elementes ein grauſames Spielwerk erſcheint,

nichts Gutes für die armen Matrosen, welche in schweigender Hast die Segel einziehen, an den Seilen und Stangen im raschen Fluge auf- und abkletternd in ohnmächtiger Angst sich abmühen, die nahe Gefahr unschädlich von ihrem Haupte zu lenken. Jetzt hat der Dämon der Gewässer die hämischen Geister des Sturmes entfesselt, welche in rasender Lust über das arme Menschenwerk stürzen und dasselbe im teuflischen Spiele bald den Wolken zu schleudern, bald zu sich in den Abgrund reißen. Die ganze Bühne schwankt in heftiger Bewegung. Weder Bretterboden noch Seitencoulissen stören die Illusion. Die heulende Windsbraut treibt das Schiff im tollen Wirbeltanze umher — jetzt schallt ein Schrei des Schreckens sympathetisch mit dem Publikum aus dem Munde der Handelnden — das empörte Element ist Sieger — das Fahrzeug zerschellt. Noch klammern sich die Verzweifelnden an die herumtreibenden Trümmer, ein Tau, ein schwimmendes Faß scheint den Unglücklichen, welche sich daran halten, ein Werkzeug der Rettung — vergebens; in wenig Minuten treiben die letzten Zuckungen der aufgeregten Fluth ihre grausige Kurzweil mit regungslosen Leichen. Der Wassergott, mit seinen Opfern beruhigt, betrachtet zufrieden sein Tagewerk und kriecht, von seiner Feindin, der

Sonne, welche im hellen Glanze hervorbrechend die traurige Scene beleuchtet, vertrieben, träge in die Meeresklüfte zurück.

Solche Sue'sche Seeromane dichtet Mühldorfer auf der Bühne. Oder wollt ihr Callot-Hofmann, geht nach Manheim, seht den dritten Akt von Meyerbeer's Robert.

Die unabsehbaren Säulengänge und die Grabdenkmale der Klostergewölbe sind von fahlem Lichte umzittert, die regungslosen Steinbilder in den Nischen und der ungewissen Beleuchtung der Ampeln geben dem ganzen Bilde ein unbeschreibliches grauenvolles Colorit, welches durch die Steinplatten der Gruft noch an unheimlichem Reiz gewinnt. Jetzt beschwört Bertram die modernden Bewohner dieses geheimnißvollen Aufenthaltes zum Beistand herbei. Da speien die Gräber an die Oberwelt herauf, was bereits der Verwesung anheimgefallen; den Grüften, den Gewölben entwinden sich grauenhafte Nonnengestalten, nicht aus gewöhnlichen Versenkungen, deren geöffneter Schieber jede Täuschung tödtet, kommen sie zum Vorschein — nein, der Boden zittert und zerspringt in unregelmäßigen Linien, und aus der geborstenen Erde steigen die gespenstigen Wesen starr und regungslos empor. Jetzt fliegen auf den Be-

fehl des Meisters die Hüllen ab, und im trügerischen, rosenrothen Lichte schweben die reizenden Sylphengestalten umher, in zärtlichen Gruppen den erstaunten Robert umschlingend. Helene, die verführerischeste der holden Nymphen umgarnt, unterstützt von den bezaubernden Sirenen ihres Gefolges, den widerstrebenden Ritter, welchen seiner Mutter Geist abhält, den verhängnißvollen Zweig zu pflücken, allein willenlos muß er seiner Umgebung folgen, da der Boden unter seinen Füßen, der Hölle dienstbar, ihn sammt der ihn umgebenden Gruppe mit Zauberschnelle in die Nähe des furchtbar bewachten Zweiges bringt. — Dieser ist gebrochen — da öffnet der Abgrund seinen Schooß, um die für kurze Frist geborgten Opfer zurückzuholen. Aus den Klüften der borstenden Wände, aus der Erde und den Grüften entsteigen scheußliche Ungeheuer, die Luft bevölkert sich mit teuflischen Schreckgestalten, welche die dem Grabe Entstiegenen wieder zurückschleppen in ihre kühlen Wohnungen, aus den Gräbern strecken Dämonenfäuste die gierigen Krallen aus, eine schauerliche Riesengestalt hält in den sehnigen stahlbenervten Armen die sich ängstlich windenden Opfer, die Heiligenbilder in den Nischen, an der Decke, verwandeln sich in gräßliche, grauenerregende Fratzen — das Ganze giebt ein

Bild, an welchem die Fantasie eines Höllenbreughels zu Schanden würde.

Aber nicht nur die Hölle, auch den Himmel weiß Mühldorfer zu beschwören, und sein Schluß zum Verschwender ist wohl das Schönste und Zarteste, was man in dieser Art sehen kann. Die nähere Beschreibung desselben, so wie die der Aktschlüsse im Alpenkönig, der Zauberflöte, Don Juan's ꝛc. würde den Raum dieser Blätter überschreiten. Ich wünschte, Mühldorfer könnte sich von den Stückfabrikanten einer großen Volksbühne eine Zauberposse anmessen lassen und dieselbe einrichten. Was würden die Wiener oder die Berliner für Augen machen! — Wär ich ein Theaterdirektor, ich würde um jeden Preis den Mann zu gewinnen suchen, der schlechte Stücke mit leichter Mühe auf die hundertste Vorstellung bringen kann, und hätte ich ihn gewonnen, dann rief ich jubelnd aus: Ein Königreich für einen Mühldorfer! —

Der Nachtwandler.

Es war im Jahre 1830 zur Zeit der Messe in Leipzig: Heißa, wie geht es um diese Zeit in dem sonst so stillen und ruhigen Musensitze bunt und lustig durch einander! Welch' ein wirres Zusammenströmen von tausend und aber tausend Fremden, welche die Hoffnung auf Gewinn aus allen Weltgegenden an den Ufern der Pleiße zusammenjagt! — Wie werden die weiten Räume der 1500 Häuser, welche die Stadt zählt, viel zu enge für die Zahl der herbeiströmenden Gäste; obwohl sich während dieser Zeit mancher derselben mit einem kleinen Stübchen begnügen muß, der in der Heimath ein glänzendes Stockwerk bewohnt; und umgekehrt kriecht der Meßquartierspeculant während der drei Erntewochen mit seiner ganzen Familie aus den prachtvoll geschmückten Räumen in eine dumpfige enge Kammer, sich mit der frohen Hoffnung tröstend, daß ihm

die kurze Frist der Entbehrung mit Gold aufgewogen werde, und er dafür sammt den Seinen, die dem Meßfremden überlassenen fünf schönen Zimmer zehn Monate des Jahres zinsfrei bewohnen dürfe.

Während der Meßzeit schwinden in Leipzig alle Interessen vor den kaufmännischen — Alles handelt — und Jung und Alt bildet den Hofstaat des segenspendenden Gottes Mercurius, der um die Osternzeit in dem alten Lipzk seinen goldenen Thron aufgeschlagen, und von seiner Residenz aus, der ganzen deutschen Handelswelt, die auf diesem seinen Landtag beschlossenen Bestimmungen kundgiebt.

Wehe dem Armen, der um diese Zeit mit magerem Ränzel und schwach gespickter Börse in Leipzig einwandert und ein Zimmerchen sucht, um sein reisemüdes Haupt zur Ruhe zu legen; er wird lange, lange spüren, und sich dem armen und häßlichen Freier gleich, manchen Korb holen müssen, ehe er das ersehnte Asyl gefunden! —

Auch Schreiber dieses war seelenfroh, als er endlich nach vielem zwecklosen Umherirren in einem finsteren und räuchigen Bäckerhause, in der Hainstraße nahe an Noaks „Literatenkneipe" eine noch finsterere und räuchigere Kammer aufgestöbert, und sich des Besitzes der-

selben, durch die Vorausbezahlung des monatlichen Miethgeldes versichert hatte.

Sollte Jemand das Wort: „Literatenkneipe," wie ich Noaks freundliche Bierhalle genannt habe, anstößig finden, so möge er wissen, daß man bis vor Kurzem noch zwischen 12 und 1 Uhr Vormittags Gelegenheit haben konnte, in diesem unscheinbaren Lokale die Stimmführer der Leipziger Literatur bei einem bescheidenen Glase guten Gerstensaftes im freundlichen Austausche geistreicher Ideen versammelt zu finden. In diesen engen unscheinbaren Räumen schienen die Stunden Flügel zu haben, so blitzschnell entschwanden sie dem, der das Glück hatte, diesem gemüthlichen Kreise zugesellt zu werden.

In dem Hause, unter dessen wirthlichem Dache ich mein räuchigeres, unwirthliches Asyl gefunden, fiel mir unter den Bäckergesellen, welche abwechselnd bei meiner manchmal ziemlich späten Heimkunft Pförtnerdienste verrichten mußten, ein junger Mensch auf, dessen blasses, ungemein edles Gesicht mir durch seine unverkennbare Aehnlichkeit mit Emil Devrient äußerst interessant vorkam. Wenn mir Karl — so hieß er — in meine Stube leuchtend, mit einem Gutenachtwunsch das Licht auf dem Tisch zurückließ, wenn ich dabei die unaus-

sprechliche Melancholie in den tiefblauen Augen des bleichen Jünglings wahrnahm, so konnte ich mich der Idee nicht erwehren, es müsse in dieser edlen Hülle eine sehr kranke Seele wohnen; es schien mir, als decke dieser grobe Rock ein weiches, aber blutendes Herz — als passe Karl so ganz und gar nicht zu seinem Gewerbe, und Träume von verfehlter Bestimmung, von schneidend herbem Liebesschmerz und tiefem unausgesprochenen Weh begleiteten mich jedesmal nach seiner Entfernung an das spät gesuchte Lager.

Einige vorsichtige Fragen, ob ihm Etwas fehle, wurden mit einem höflichen, aber kalten „Nein" beantwortet, seine Mitgesellen auszuhorchen war meiner Natur zuwider, und so beschloß ich denn, die Lösung des zarten Räthsels dem Zufalle zu überlassen.

Dieser ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Auf meinen Spaziergängen in das freundliche Rosenthal traf ich öfter mit dem Bäckermeister zusammen, in dessen Hause ich zur Miethe wohnte. Aus dem „guten Tag" und „guten Weg," womit wir uns anfänglich begrüßt, wurden kurze, aus diesen längere Gespräche, ich fand Gefallen an dem schlichten, verständigen Bürger und seinen einfachen aber klaren und ungekünstelten Mittheilungen.

Der Mann hatte viel erlebt, große Reisen und mühselige Wanderjahre trugen dazu bei, ihn seine jetzige Wohlhabenheit desto behaglicher empfinden zu lassen, ohne ihn deßhalb für Arme und Nothleidende stumpf zu machen — kurz Meister Friedmann — so wollen wir ihn nennen — ist eine ächte gesunde Menschennatur, ein braver Familienvater, ein ehrenwerther Bürger Leipzigs. — Es versteht sich wohl von selber, daß ich das Gespräch, sobald als möglich, auf meinen Karl zu bringen suchte. Eine finstere Wolke, die bei Nennung dieses Namens über das heitere, gutmüthige Antlitz Friedmanns flog, ließ mich vermuthen, daß mich meine Ahnung nicht betrogen.

Ach, lieber Herr — sprach der Meister, nach einer kleinen Pause — dieser Karl ist ein sehr unglücklicher Mensch! — Sehen Sie, wie würde die Lesewelt lachen, wenn man einen armen Bäckergesellen zur Hauptfigur eines sentimentalen Romans machen wollte, und doch, glauben Sie mir, liegt in der Lebensgeschichte dieses Burschen ein so reicher Stoff zum Mitleid, ein so großer Schatz für die Psychologie, als nur immer in irgend einer der modernen Novellen, wie ich sie zu Dutzenden aus der Leihbibliothek erhalte.

Karl, ein armes Findelkind, ward im Leipziger Waisenhause erzogen. Bei einer Schulprüfung wurde ein reicher Bürger — der Bäckermeister R. — auf den bildschönen, damals zehnjährigen Knaben aufmerksam, der auch in geistiger Hinsicht, wie das Examen erwies, — alle seine Kameraden weit überflügelt hatte, und dabei von seinen Vorgesetzten das Zeugniß des gesittetsten und folgsamsten Knaben in der ganzen Anstalt erhielt.

R. beschloß, sich der verlassenen Waise anzunehmen, und bei dem, der seine Aeltern nie gekannt — Vaterstelle zu vertreten. Mit leichter Mühe erhielt der wohlhabende Mann von der Waisenhausdirektion die Erlaubniß zur Uebernahme der Erziehung Karls; der arme Junge, von seiner Umgebung glücklich gepriesen, ging mit froher Erwartung seinem neuen Geschicke entgegen. Doch leider hatte der ehrliche aber schwache R. bei Uebernahme seiner Verpflichtung gegen den Findling einen Hauptpunkt vergessen — die Einwilligung seiner Frau. Diese, eine ächte Xantippennatur, führte mit eisernem Scepter das Regiment des Hauses, und ihr Gatte — ein würdiges Mitglied des weitverbreiteten Ordens der Pantoffelbrüder, schmiegte sich um so williger unter die bösen Launen seiner theueren Hälfte, als die Rücksicht, daß der größte Theil seines Vermögens

von ihr zugebracht war, ihn dennoch zum Gehorsam gezwungen, hätte seine Lammsnatur auch je den Gedanken eines Widerspruches fassen können. Dießmal war sein gutes Herz mit ihm durchgegangen, ohne vorher eingeholte Erlaubniß der zarten Gattin hatte er den armen Jungen in sein Haus eingeführt, welches bald für den Aelternlosen zur Hölle werden sollte. Mit der rücksichtslosesten Härte wurde ihm jeder Bissen des schwerverdienten Gnadenbrodes vorgeworfen, wie Madame die karg zugemessenen Abfälle zu nennen beliebte, welches der Gequälte gar oft mit seinen heißen Thränen befeuchtete, und nur die Rücksicht, daß der Gatte und selbst ein liebliches Töchterchen der bösen Frau gleich ihm von ihren Launen gepeinigt wurden, vermochte Karl zehn lange Jahre in diesem Hause der Entbehrung und der Marter auszuhalten. Noch ein anderes Band hielt den schwärmerischen Jüngling an der Familie fest, von welcher er sonst, da er ja selbstständig und ein tüchtiger Geselle seines Handwerkes geworden, längst Abschied genommen hätte. Rosa, die Tochter des ungleichen Ehepaares, um zwei Jahre jünger als Karl, hatte als ein gutmüthig heiteres Kind mit gemüthlicher Theilnahme ihm manches Leid erträglicher gemacht, und so wuchs mit den Jahren in dem Herzen des Jünglings

eine glühende Leidenschaft zu dem sich immer reizender entfaltenden Mädchen empor, ein Gefühl, welches um so heißer flammte, je sorgfältiger es den Blicken der Aeltern verborgen werden mußte.

In seltnen und unbewachten Augenblicken nur konnten sich die Liebenden sprechen, ein Händedruck im Vorübergehen, ein Blick, deutsamer, als Worte, erhoben den Jüngling zum Gott, und stählten ihn wieder für wochenlange Mühen und peinliche Entbehrung. Doch nur von kurzer Dauer war diese Seligkeit, ein unvorsichtiges Gespräch war von der lauernden, schon früher aufmerksam gewordenen Kantippen-Mutter belauscht worden, und nach einer heftigen Scene, in welche auch der aufgereizte Vater mit einstimmte, mußte der „undankbare Betteljunge" seine Bündel schnüren und das Haus seines Wohlthäters, wie Madame zu sagen pflegte, augenblicklich verlassen.

So führte denn ein freundliches Geschick den arbeitslosen Bäckergesellen Karl in das Haus des wackeren Meister Friedmann, der den stillen und fleißigen jungen Mann bald so recht von Herzen lieb gewann, der, wenn er seiner Handwerkspflicht genüge gethan, sich dann in seinem stillen Kämmerlein damit unterhielt, in kleinen, überraschend zarten Gedichten an Rosa seine ganze Seele

auszuhauchen: diese sinnigen Kinder seines liebenden Herzens hatte er die innige Freude, an jedem Sonntag bei Eingang der Kirche ihr überreichen zu können, ein zarter Druck der Hand und ein freundlicher Blick, darauf beschränkte sich das unverändert fortwährende Verhältniß der jungen Leute, da beide es nicht wagten, auf offener Straße Worte zu wechseln, aus banger Furcht, die harten Aeltern könnten, wenn sie es erführen, auch diese letzte Freude ihnen verkürzen.

Nur zu gerecht war diese Besorgniß! Zwei Sonntage lauerte der arme Junge mit der tödtlichsten Ungeduld im Herzen vergebens an der Kirchthür, seine Rosa erscheint nicht, und mit bitteren Thränen legt er bei der Heimkunft die Verse, in welchen er seine Liebe, Sehnsucht und Hoffnung ausgesprochen, statt in die warmen Hände der Geliebten, in den Schrein des einsamen Kämmerchens nieder, dessen kalte Wände die alleinigen Zeugen seines tiefen Weh's gewesen.

Lächle nicht, gutmüthiger Leser, über den poetischen Bäckergesellen, der in den Mußestunden Verse an die Geliebte dichtet: hättest Du den Armen gesehen, der mit scheuer Aengstlichkeit, diese mit seinem Herzblut getränkten Blümchen vor jedem Auge verborgen hielt, wie er diese Blüthen, welche die Gluth des

innigſten Gefühls zum Keimen brachte, ſo wie die Märzſonne die duftenden Veilchen hervorlockt, nur darum pflegte, um ſie als zartes Sträußchen der Heißgeliebten hinzugeben, Dein Auge würde feucht werden, wie es das Meine ward und Du würdeſt glauben, daß auch ein grober Kittel ein ſehr zartfühlendes Herz decken könne! —

Dieſe armen Kinder ſeiner Phantaſie waren die Urſache eines neuen empfindlichen Schlages, welcher die Liebenden treffen ſollte. Von den lauernden Blicken der bitterböſen Mutter waren dieſe Gedichte aufgeſpürt worden, und „um dem Dinge ein Ende zu machen“ ſchickte man das Mädchen mit geheimnißvoller Schnelligkeit einer entfernten Verwandten zu . . . wohin? blieb den ſorgfältigſten Nachforſchungen des emſig ſpähenden Karl verborgen, und jede direkte Frage darnach wurde von den harten Aeltern mit höhniſch verletzendem Spott erwidert.

Mit finſterer Ergebung ertrug der Unglückliche dieſe neue ſchwere Prüfung ſeines grauſamen Geſchickes, noch mehr als je zog er ſich von allem Umgange mit den Kameraden zurück, und nur dem gutmüthigen Friedmann vertraute er das herbe Leid ſeiner kranken Seele, für welches er keine Hülfe fand.

Seit dieser Zeit bot Karl eine merkwürdige Erscheinung dar, welche den Psychologen reichen Stoff zum Denken gegeben haben würde. Er wurde nämlich Nachtwandler, er, der früher nie die geringste Anlage zu dieser geheimnißvollen Krankheit gezeigt hatte. Wenn der Mond, der bleiche Freund der Liebe, in voller Größe am Himmel stand, dann trieb es ihn mit geheimnißvoller Gewalt von seinem Schmerzenslager, auf welchem ihn bange Träume quälten; — mit rastloser Ungeduld stürmte er die Treppen hinan, auf das offene Dach hinaus, mit geisterhafter Wehmuth die mattergläuzende Scheibe anstarrend. — Damit der Arme nicht durch einen Fall verunglücke, hatte Meister Friedmann sogleich nach dieser Entdeckung die Dachfenster vergittern lassen, denn der Versuch, ihn in hellen Vollmondsnächten in seine Kammer einsperren zu lassen, hatte den Kranken in einen höchst gefährlichen convulsivischen Zustand versetzt.

Dieselbe Erscheinung wiederholte sich, als ihn seine Mitgesellen am Tage nach einer solchen Wanderung zu hänseln versuchten, so zwar, daß Friedmann seinen Untergebenen bei Verlust ihres Dienstes jede Rohheiten dieser Art strenge verbieten mußte.

Karl verrichtete fortwährend seine Handwerkspflichten mit dem größten Eifer, ja es schien, als ob er sich durch übermäßige Arbeit geflissentlich betäuben wolle, gegen Friedmann aber legte er bei jeder Gelegenheit eine schwärmerisch heiße Dankbarkeit an den Tag, welche diesen um so mehr rührte, als sich der junge Mann sonst von Jedermann mit wehmüthig-finsterem Schweigen entfernt hielt. — —

So weit gingen die Mittheilungen meines braven Vermiethers, welchem ich mit inniger Theilnahme zugehört hatte. Es war Abend geworden, und wir wandelten im hellen Mondenscheine durch die frischen Laubgänge des Rosenthals unserer Wohnung zu, unter deren Thüre uns einer der Bäckergesellen mit den Worten entgegenstürzte: „Herr Friedmann, Karl wandelt schon wieder Nacht!“ —

Mit banger Neugierde folgten wir diesem in das Haus, dessen Eingang ein langer, schmaler Gang bildete, welcher nach dem Zimmer des Somnambülen führte. — Nach wenigen Minuten schritt derselbe bleich, mit unhörbar leisen Schritten uns entgegen.

In dem Augenblick, wo er sich gegen die, in die oberen Stockwerke führende Treppe wenden will, vertritt ihm Friedmann den Weg.

Nie werde ich die kläglich ängstliche Miene vergessen, mit welcher sich Karl freien Weg zu erbitten schien. Mit einem leise klagenden unartikulirten Ton küßt er dem Meister die Hände, faltet mit zitternder Bewegung die eigenen, und zeigt dann mit tiefster Wehmuth in den edlen Zügen, auf welche durch ein kleines Seitenfenster der volle Strahl des Mondlichtes fällt, aufwärts gegen die Stiege hin. Die ganze Scene hatte etwas erschütternd Unheimliches an sich. Betroffen und wie von unsichtbarer Macht zurück gezogen, giebt Friedmann dem gespenstischen Gesellen Raum, dem sich nun mit rohem Uebermuthe, ebenfalls den Platz versperrend, ein Kamerad in den Weg stellt, auf dem nur eine Person vorwärts schreiten kann. Aber schneller, als ich Zeit brauche, dies zu erzählen, hat sich Karl demselben mit den Knieen in die Weichen geklammert, sich mit der unglaublichsten Leichtigkeit über die Schultern des zum Tod Erschrockenen hinüber geschwungen und schreitet nun mit geisterhafter Ruhe vorwärts. — Wir folgen mit ängstlicher Spannung die Treppe hinauf, bis in die inneren Räume des Dachbodens.

Hier streift der Nachtwandler zuerst in dem finstersten Winkel des Raumes die Schuhe von den Füßen, dann zieht er ein Stück Kreide aus der Tasche, und

zeichnet oder schreibt auf die innere Seite der Dachsparren etwas auf, was wir in der Dunkelheit natürlich nicht zu erkennen vermögen. Hierauf tritt er gegen eines der vergitterten Fenster, prallt aber, wie entsetzt, zurück, als der Schein eines Kerzenlichtes aus einer vis à vis befindlichen Dachstube sein Auge trifft.

Nach einem Augenblicke der Unentschlossenheit wendet er sich dem gegenüberstehenden Fenster zu, auf welches der volle Strahl des Mondes fällt, klammert die Hände kreuzweise an das Gitter, und starrt mit dem Ausdrucke der heißesten Sehnsucht in das Antlitz seines bleichen Freundes, die zitternden Lippen lautlos bewegend, wie im leisen Gespräche oder im stillen Gebete; während über das grell beleuchtete Antlitz bittre Thränen rollen. Noch jetzt, nach funfzehn Jahren steht diese Scene mit unverwischter Lebendigkeit vor mir, und noch jetzt wie damals benetzen, bei der Erinnerung an dieselbe, Zähren des innigsten Mitgefühls meine Wangen.

Mit großer Sicherheit wendet sich Carl nach ungefähr einer halben Stunde wieder an den Ort, wo er seine Schuhe hingestellt, zieht dieselben wieder an, und tritt nun lautlos und stille, wie er gekommen, den Weg

nach seinem Zimmer an, wo er von uns verfolgt, sich mit einem leisen Seufzer auf sein Lager wirft.

Ich würde vergebens versuchen, den schmerzlichen Eindruck zu schildern, den der Anblick dieses Ereignisses auf mich hervorgebracht. Schlaflos und wie in Fieberträumen wälzte ich mich auf meinem Bette herum, den Dämon „Geld" verfluchend, der hier ein so reiches Menschenleben zerstört, den Götzen, dem zu Ehren zwei edle Herzen verbluten mußten.

Der erste Strahl der Frühsonne trieb mich hinauf in den Dachraum, um zu sehen, was der Arme während seiner bewußtlosen Wanderung auf die Holzwände geschrieben. Mit tiefer Rührung fand ich dort eine korrekt gezeichnete Rose — — —

Ich hielt mich noch acht Tage in Leipzig auf, während welcher Zeit sich in meiner Wohnung alles in dem stillen und scheinbar ruhigen Geleise fortbewegte, und nahm dann von meinen Hausgenossen herzlichen Abschied, begleitet von ihren freundlichsten Segenswünschen für meine Reise, während die Meinigen eine günstige Wendung von Carls Geschick mit heißer Inbrunst erflehten. — — —

Vor einigen Jahren rief mich eine Geschäftsreise nach dem herrlichen Frankenthal. Ich hatte mir aus

übel angebrachter Liebe zur Bequemlichkeit einen eigenen Wagen gemiethet; der Kutscher mochte bei seinem Mittagstrunke des Guten etwas zu viel gethan haben, und so kam es denn, daß gerade vor dem Thore eines ansehnlichen Fleckens, welcher am Fuße eines Hügels lag, das Fuhrwerk durch die Ungeschicklichkeit seines Lenkers umschlug und in einen Graben stürzte. Im Augenblick fühlte ich einen heftig stechenden Schmerz, und im Begriff mich zu erheben, verliere ich das Bewußtsein, und stürze ohnmächtig zurück.

Der Schmerz, welcher diese Ohnmacht hervorgerufen, wiederholte sich nach kurzer Frist mit größerer Heftigkeit, ich schlage die Augen auf, und seh' mich in den Händen des Chirurgen, welcher soeben meinen Arm eingerichtet hatte, der durch den heftigen Fall aus dem Gelenke gekommen war. Ich erblicke mich in einer geschmackvoll eingerichteten reinlichen Stube, und unter den um mich sorgfältig beschäftigten Personen meinen — Karl.

Karl! rufe ich mit freudigem Schreck aus, denn trotz meines Schmerzes bemerke ich an der freundlichen Miene und dem blühenden Aussehen desselben, daß die Leiden der Vergangenheit einer glücklichen Gegenwart hatten weichen müssen. Und so war es auch. Die

grausamen Aeltern Rosa's waren in einer Woche von dem asiatischen Würgengel, der damals herrschenden Cholera überfallen worden, vergebens wurde ein Eilbote an die abwesende Tochter nach dem fernen Wien gesandt, wohin man das arme Mädchen zu einer eben so harten Tante geschickt hatte, welche mit Argusaugen alle Briefe an den Geliebten unterschlagen hatte, vergebens spornte treue Kindesliebe die gute Tochter zur eiligsten Heimkehr an, die hartherzigen Menschen sollten nicht so glücklich sein, sich noch einmal an dem Anblicke ihres einzigen Kindes zu erfreuen, fremde Miethlingshände sollten ihnen die Augen zudrücken, und bei ihrer Heimkunft war Rosa eine Waise, und fand beide Aeltern bereits friedlich auf dem Kirchhof gebettet.

Nach Ablauf der Trauerzeit, welche zartfühlend noch verlängert wurde, beglückte die reiche und nun unabhängige Erbin Karl mit ihrer Hand vor dem Altare. Kurze Zeit darauf veräußerten die jungen Eheleute ihr Gewerbe, zu welchem Karl nie Neigung gefühlt, und kauften sich im Oberfrankenthal in einer reizend schönen Gegend eine Besitzung, welche dem jungen Manne, der sich als fleißiger Landwirth so recht behaglich fühlt, an der Seite seines frischen Weibchens und zweier blühend schönen Kinder zum wahren Paradiese ward.

Ich verlebte mit diesen gutmüthigen heiteren Menschen acht köstliche Tage, welche mich die Schmerzen meines wunden Armes complet vergessen ließen, und segne noch heute den glücklichen Einfall des Kutschers, sich zu betrinken, und mir so durch den Sturz des Wagens Aufklärung über Karls Schicksal zu verschaffen.

Bei dem letzten Mittagsessen, welches man für mich, den jetzt vollkommen Genesenden, als Abschiedsschmaus veranstaltet hatte, lenkte mein guter Wirth das Gespräch selbst auf seine ehemalige Nachtwandlerei, welches ich bis dahin aus begreiflicher Schonung zu vermeiden gesucht hatte; und als ich ihn nun fragte, ob er von diesem Uebel befreit sei, und nicht mehr im Mondschein herumwandle, entgegnete er lächelnd und mit einem Seitenblick auf seine erröthende Frau: „Behüte Gott, was würde mein gutes Weibchen dazu sagen?“

Ein sonderbares Duell.

Im Sommer 1834 herrschte in A.... seit einiger Zeit zwischen den Offizieren des dort stationirenden Regimentes R..... und den Edelleuten der Hauptstadt eine bedeutende Spannung. Kleine Neckereien und Verdrießlichkeiten bildeten das Vorspiel zu dem nachfolgenden Drama, bei welchem wir Schauspieler als Publikum figuriren sollten. In dem kürzlich neu erbauten Theater wurde Claurens „Bräutigam aus Meriko" gegeben, und unter den Zuschauern befand sich in einer der mittleren Parterrelogen Graf St...., ein junger, reicher Edelmann, bekannt als ein vortrefflicher Schütze, sammt dessen Gattin und Schwester.

Während des Stückes stellt sich zufällig ein Offizier, Baron B...., vor die Loge des Ersteren, und benimmt durch seine Kopfbedeckung den in derselben sitzenden Personen die Aussicht. — Auf des Grafen artiges

Ersuchen entfernt er sich einige Schritte von der Loge, und das Stück nimmt seinen ruhigen Fortgang.

Im Zwischenakt stellt Graf F....., seit Kurzem Fähnrich im R....-Regimente, seinen Kameraden zur Rede, warum er seinen Platz verlassen habe, er brauche sich nichts befehlen zu lassen, und setzt, die frühere Stelle des Baron B..... einnehmend, den Tschako auf dem Kopfe, den Wortwechsel so laut fort, daß ihn auch die in der Loge sitzenden Personen vernehmen mußten.

Der zweite Akt beginnt und Graf R....., schon gereizt, ersucht den Fähnrich F....., seine Kopfbedeckung herabzunehmen, da selbe den Damen die Aussicht benehme, welche Aufforderung von F..... bloß mit einem, von einem spöttischen Seitenblick begleiteten Achselzucken beantwortet wird. Plötzlich dröhnt der laut und wüthend ausgesprochene Ausruf: „Flegel, verfluchter, ich werde Dich Art lehren!“ durch das ganze Haus und der Tschako durch R.....'s kräftige Hand von F.....'s Kopf geschleudert, fliegt mitten hin in's Parterre. Auch ohne die regste Phantasie kann man sich leicht das Aufsehen denken, welches dieser unerwartete Gewaltstreich, welcher, wie erzählt, während der Vorstellung sich ereignete, nach sich zog. Der Lärm

und die Aufregung unter dem Publikum, welches augenblicklich an der Sache Theil nahm, war so groß, daß der Vorhang fallen mußte.

Graf F..... mußte von der Menge abgehalten werden, seinen Beleidiger sogleich zu durchbohren, die laut geforderte Satisfaktion wurde ihm von St.... von der Loge herab augenblicklich zugesagt, und auf F.....'s Forderung um Bestimmung der Zeit, des Ortes und der Wahl der Waffen, sprach St..... mit lauter im ganzen Theaterraum vernehmlicher Stimme: „Da ich Sie öffentlich und wohlverdient blamirt habe, so ist es nicht mehr, als billig, daß ich Ihnen auch öffentlich Satisfaktion gebe; kommen Sie daher morgen früh um zehn Uhr auf die V.....-Weide*), und da ich die Wahl der Waffen habe, so nehmen wir — Kugelflinten.

Man denke sich das Staunen aller Anwesenden, als sie diese sonderbare Bestimmung vernahmen! F.....'s Freunde protestirten heftig gegen die Annahme einer solchen durchaus nicht gebräuchlichen Waffengattung — dieser jedoch verbat sich alle Einmischung in seine Angelegenheit, und nahm St....'s Bedingun-

*) Ein großer Raum ¼ Stunde von der Stadt entfernt.

gen in allen Theilen an; die streitigen Parteien entfernten sich und das Stück auf der Bühne wurde nach dem kurzen Intermezzo vor derselben ruhig zu Ende gespielt. — — — —

Die nächste Frühsonne beschien eine unabsehbare Menschenmenge, welche in blutgieriger Erwartung dem zweiten ernsteren Theile des schon bekannten Schauspieles entgegen sah, das sich jetzt vor ihren Augen entwickeln sollte, und daher in buntem Gemenge den zum Duell bestimmten Orte zugeströmt war. Graf St...., bekannt als der beste Schütze des Reiches, hatte den ersten Schuß, man konnte den zu erwartenden Vorgang daher viel eher eine Hinrichtung nennen, als ein Duell, und den Fähnrich F..... bereits mit gutem Fug als Todten betrachten. Tollkühne gingen Wetten ein, daß die Sache einen friedlichen Ausgang nehmen werde, die vielen anwesenden Damen mischten sich auf die lebhafteste Weise in's Gespräch, kurz die eifrigste Unterhaltung kürzte den Tausenden, welche begierig als Zuschauer bei dieser mörderischen Jagd auf ein Menschenleben zugegen sein wollten, die Zeit.

Die Polizei blieb ruhig. Um halb 10 Uhr erschien der Graf St.... mit seinem Sekundanten, dem riesigen Baron R.....; gefolgt von mehreren Jägern

in glänzender Livree, welche sehr schöne Gewehre und Feldstühle nachtrugen, die zum Gebrauche der beiden Herren bereit gestellt wurden. Es war ein sonderbarer Anblick. St.... und R.... auf den Feldstühlen sitzend, Cigarren dampfend im ruhigen Gespräch, umwogt von einer Unzahl Schaulustiger; — ein Schütze, der in der nächsten Viertelstunde seiner Kugel ein warmes Menschenherz zum blutigen Ziele zu geben bereit war! —

Man beschuldige mich nicht der Uebertreibung. So seltsam es auch scheinen mag, die ganze hier von mir noch mit milden Farben geschilderte Begebenheit hat sich leider vor wenig Jahren wirklich an der, freilich äußersten Gränze des deutschen Vaterlandes zugetragen! — Man erlebt ja selbst heut zu Tage noch im Herz Deutschlands Aehnliches! Zurück zum Schlusse meiner Duellgeschichte! —

Es schlägt zehn Uhr, eine Viertelstunde darüber, eine halbe, die Zeiger weisen, unter dem ungeduldigen Gemurmel der Menge, elf Uhr, und noch ist Niemand von der Gegenpartei auf dem Platze. Schon ist St.... im Begriff, mit seinem Sekundanten aufzubrechen, als ein Reitknecht mit einem Schreiben angesprengt kommt

und dieß dem Graf St.... übergiebt. Der Brief bringt die Nachricht, daß Graf F..... in der vergangenen Nacht auf Befehl des kommandirenden Generals als Arrestant nach K...stadt gebracht worden sei, und daher aus dem Duelle nichts werden könne. Diese Eröffnung verbreitete sich nebst einigen beißenden Anmerkungen St....'s mit Blitzesschnelle unter der versammelten Menge, welche mit lauten Schmähungen zurück der Stadt zuströmte. Diese Schmähungen bildeten auch das allgemeine Gespräch des verhängnißvollen Tages. Abends war in dem gedrängt vollen Theater, in welchem man die Fortsetzung des gestrigen Auftrittes erwartete, kein Offizier zu sehen, und so vergingen mehrere Tage in dumpfer Ruhe.

Ende derselben Woche spielten zwei Offiziere, Lieutenant Freiherr von B.... und Hauptmann F.... im Kaffeehause Billard, als ein Schwarm junger Edelleute hereinstürzte und die ruhig Fortspielenden vorsätzlich auf eine Art beleidigte, welche der Anstand zu erzählen verbietet. Natürlich war eine abermalige Herausforderung die Folge. Da einer der anwesenden Edelleute höhnisch die Aeußerung hinwarf, daß die Herren wahrscheinlich Lust haben würden, sich wieder arretiren zu lassen; so machte B.... den Vorschlag,

nicht mehr auseinander zu gehen und die Sache sogleich auszufechten.

Dieser natürlicher Weise erwartete Vorschlag wurde mit Hast angenommen und in kürzerer Zeit, als ich brauche, den Vorgang zu erzählen, wurde beschlossen, aus der Wohnung des Herrn von H...., eines der Beleidiger, die bereit liegenden Pistolen zu holen und die Sache in dem großen Saale des nahe gelegenen Gasthauses zur Rose zu Ende zu bringen. Sekundanten wurden gewählt, in kurzen Worten schrieben die beiden Offiziere ihren letzten Willen nieder, und fort stürmten Alle an den bezeichneten Ort, wo der Wirth von dem Besuche, der ihm bevorstand, bereits im Voraus unterrichtet war.

So weit war Schreiber dieses Augenzeuge des Erzählten.

Eine Stunde später raufte sich der greise Oberst B.... die Haare aus über der Leiche seines unglücklichen Sohnes, welcher durch die Brust geschossen, augenblicklich getödtet worden war. Der arme Jüngling war erst seit einigen Tagen beim Regimente, ein stiller, geistreicher, höchst liebenswürdiger junger Mann, der letzte Sprosse einer alten Familie, die letzte Hoffnung und der Gegenstand abgöttischer Liebe seines würdigen

Vaters. Sein Schicksalsgefährte Hauptmann F.... starb in Folge einer im Duell erhaltenen Wunde an demselben Tage, an welchem der bedauerungswürdige Greis die Leiche seines einziges Sohnes zur Gruft begleitete, wohin er ihm, glücklich genug, in Monatfrist nachfolgte.

Auch F.... war einer der tapfersten und geachtetsten Männer seines Regiments, der sich von der Pike auf seine Charge, Schritt für Schritt, verdient hatte, und den ein boshaftes Geschick aus vielen Schlachten unverletzt hervorgehen ließ, um ihn hier als Opfer eines barbarischen Herkommens verbluten zu lassen.

Die Veranlasser und Urheber dieses traurigen Ereignisses erhielten einige Zeit leichte Gefängnißstrafe, und das ganze Regiment wurde nach K....stadt versetzt.

Ich habe diesen einfachen Beitrag zur Geschichte eines sehr wunden Fleckes unserer socialen Zustände, ohne weitere Betrachtungen daran zu knüpfen, niedergeschrieben, und überlasse sie bei dieser und der folgenden Skizze dem freundlichen Leser.

Ein kleiner Scherz.

Vor zehn Jahren noch war die Firma des kürzlich verstorbenen Banquiers St....r eine der geachtetsten in Wien. Aber stolzer noch, als auf seinen Reichthum, war der Chef des Hauses auf seine Tochter Emilie, mit Recht als eine der größten Schönheiten der in diesem Punkte nicht armen Residenz berühmt. Eine sorgsame Erziehung, welche der einzigen Tochter, dem Augapfel der Eltern zu Theil geworden, machten diese zu einer der interessantesten, gesuchtesten und wünschenswerthesten Partieen für alle heirathsfähigen Jünglinge. Vergebens aber blieben alle Bemühungen der Wiener-Löwen, Emiliens Liebe zu gewinnen; ihr, durch vieles Romanlesen sehr überspanntes Gemüth hielt den sonst einfachen Sinn des Mädchens gefangen, und sie war nicht im Stande, in einem der vielen Bewerber um

ihre Hand das Ideal zu erblicken, welches glühend vor ihrer Seele schwebte! — Die Eltern fanden in der noch zu großen Jugend ihres Kindes — Emilie zählte damals sechszehn Jahre — Ausflüchte genug, die der geliebten Tochter lästigen Freier abzuweisen, welche alsbald wieder von Andern ersetzt wurden, die dasselbe Schicksal theilten. Um diese Zeit kam der Sohn eines wenig bemittelten Bremer Kaufmanns zu seiner Ausbildung als Freiwilliger auf R....'s Comtoir, und, was den interessantesten, geist- und geldreichsten jungen Männern nicht geglückt war, das gelang dem Bremer Glückskinde; das Herz der reizenden Emilie begann in schnelleren Schlägen für den blonden Jüngling zu schlagen, der an ihre Eltern dringend empfohlen, öfters der höchsten Comtoiristenauszeichnung theilhaftig wurde, an den Familientisch des Prinzipals gezogen zu werden.

Heinrich L.... war einer jener zerrissenen, welche sich trefflich auf's Seufzen, Augen-Verdrehen und Niederschlagen und alle die kleinen Kunststücke verstehen, durch schmachtendes Unglücklichscheinen ein überspanntes Mädchenköpfchen zu verrücken. Wie es die Liebenden möglich machten, sich allein zu sehen und zu sprechen, wurde nicht bekannt, genug die Leidenschaft des Mädchens machte so riesige Fortschritte, daß sich dieselbe einst

ihren Eltern zu Füßen warf, ihre Liebe gestand, und um die Einwilligung zur Verbindung mit dem Gegenstand ihrer heißen Flamme bittend, den heiligen Schwur ablegte, sie könne die Trennung von Heinrich nicht überleben. Aber so sicher auch Emilie auf die Erfüllung ihrer leisesten und kühnsten Wünsche zu rechnen gewohnt war, hier war die Achillesferse der väterlichen Liebe getroffen, mit rauhen Worten stellte ihr der geldstolze Kaufmann das Aberwitzige ihres Wunsches vor, und versicherte sie, nie werde er seine Einwilligung zur Verbindung mit dem armen Burschen geben, selbst, wenn nicht schon die verschiedenen Glaubensbekenntnisse unübersteigliche Schranken darböten. Das Resultat dieser thränenreichen Unterredung war der unumstößliche Befehl an Heinrich, augenblicklich das Haus zu verlassen, und an Emilie, nie mehr an den Burschen zu denken. Dem ersten Theile dieses Befehls mußte natürlich Folge geleistet werden, aber das Denken an den Geliebten konnte trotz väterlichem Machtspruch so wenig vermieden werden, als die gelungenen Versuche, denselben wenigstens alle Sonntage in der Augustinerkirche in der sogenannten Galanteriemesse zu sehen. Hier waren die heiligen Wände Zeugen der Liebesschwüre, welche das schöne Judenkind und der schmachtende Christenjüngling

sich zuflüsterten, Schwüre ewiger Treue und unwandelbarer Liebe.

Bis hierher ist die Geschichte ganz gewöhnlich und alltäglich. Was fragt wahre Liebe nach Glaubensmeinungen, was nach den Millionen der Eltern; besonders wenn das Mädchen einst Erbin dieser Millionen werden soll, ist dieß ein mächtiges Motiv für zarte Jünglinge, die „Liaison aus allen Kräften zu poussiren."

Heinrich L.... war indeß in ein anderes Handlungshaus eingetreten und setzte die heimlichen Zusammenkünfte und Betheuerungen feurig fort, während das Mädchen mehrere, jedoch stets mißlungene Versuche machte, den Vater zu Gunsten ihrer Liebe zu bestimmen, welche indeß nur die traurige Folge hatten, daß die Eltern argwöhnisch geworden, Emilien jeden Gang ohne Begleitung sehr erschwerten und die Zusammenkünfte der Liebenden dadurch immer seltener wurden. Der alte Spruch, daß die Leidenschaft mit den Hindernissen wachse, bewährte sich auch hier, Emilie gestand ihrem Ideal, daß sie diesen Zustand der Pein und Sehnsucht nicht mehr zu ertragen im Stande sei, und machte Heinrich den ernstlichen Vorschlag, mit ihr zugleich die elende Bürde abzuschütteln und durch einen freiwilligen Tod die Wonne ewiger Vereinigung zu erkaufen. Das

liebeglühende Mädchen war von der Größe ihrer Idee so begeistert, daß sie darauf bestand, dieselbe augenblicklich zu verwirklichen und die Betroffenheit ihres zweiten Ichs nicht einmal bemerkte.

Unter dem Vorwande, zu diesem ernsten Schritte nicht würdig genug vorbereitet zu sein, bat Heinrich die Begeisterte, ihren, ihm hochwillkommenen Vorschlag bis nächsten Sonntag aufzuschieben.

„Wie aber, wenn es mir von dem Grausamen verwehrt würde, Dich Sonntags hier zu treffen?“

So sterben wir, deß bin auch ich fest entschlossen, wenigstens in einer und derselben Stunde, in einer und derselben Minute. Höre mich, mein theuerstes, innigst geliebtes Wesen! Treffe ich Dich Sonntags um zwölf Uhr nicht hier in der Kirche, so setzen wir mit dem Glockenschlag Eins in unseren Wohnungen jedes einen Giftbecher an die Lippen und sterben, als letzten Lebenshauch den theuren Namen flüsternd, dennoch vereint.

Die Neuheit dieser romantischen Todesart entzückte die überspannte Schwärmerin, und sie leistete freiwillig ihrem Geliebten den heiligen Schwur, in acht Tagen am diese Stunde freiwillig die Sklavenkette zu zerbrechen. Ein ähnliches Versprechen forderte und erhielt sie auch von ihm.

Emiliens Ahnung hatte sie nicht betrogen; mehrere Tage nach der letzten Unterredung mit Heinrich kündigte ihr der Vater den strengen Befehl an, nie mehr ohne Begleitung einer eigends deßhalb gemietheten, streng rechtlichen Person aus dem Hause zu gehen. In stummer Ergebung und einen schmerzlichen Blick gen Himmel werfend, nahm sie das Machtwort hin.

Der verhängnißvolle Sonntag kam heran. Mittags waren viele Gäste geladen, und der Vater bat sein Milchen, weicher als gewöhnlich gestimmt, sich heute einmal ihm zu Liebe wieder recht schön zu machen. — — —

Die Familie, die Gäste sind versammelt — nur Emilie fehlt, ist auch auf ihrem Zimmer nicht zu finden und ihre Gesellschafterin bringt die Nachricht, sie habe sich unter dem Vorwand heftigen Kopfleidens in ihr Boudoir eingeschlossen. Die besorgten Eltern eilen hin, da sie aber auf ihr Rufen keine Antwort erhalten, vermuthen sie, Emilie schlafe, und übernehmen die Entschuldigung des Mädchens bei den Gästen. Die Tafel ist beinahe zu Ende, einer der Anwesenden bringt, das schäumende Champagnerglas in der Hand, einen Toast auf das Wohl der schönen Emmy aus, und der Vater hierauf, in fröhlicher Weinlaune, ertheilt den Befehl,

die gefeierte Langſchläferin zu wecken und zu erſuchen, ihr Unwohlſein bekämpfend, einige Augenblicke herüber zu kommen.

Nach einer geraumen Zeit bringt die abgeſchickte Geſellſchafterin die Nachricht, daß alles Rufen und Rütteln an der Thüre vergebens und kein Laut im Boudoir hörbar wäre. Jetzt wächſt die Beſorgniß, die Thüre wird geſprengt — welch' ein Anblick! —

In den aufgedrungenen Feſtkleidern, bleich und entſtellt, lag das bedauerungswürdige Opfer unſeliger Schwärmerei auf dem mit koſtbaren Teppichen bedeckten Boden — eine Leiche! — Starr vor namenloſem Entſetzen ſtanden wir alle — wir, denn auch ich befand mich leider als Gaſt bei dem Feſtmahle, welches ſo gräßlich enden ſollte. — Ein geleertes Fläſchchen, das noch einige Tropfen Blauſäure enthielt und ein auf dem Nebentiſchchen liegender offener Zettel gab die traurige Löſung dieſes ſchrecklichen Räthſels. Folgende, mit zitternder Hand geſchriebenen Worte enthielt der Brief:

„Vergebens, grauſamer Vater, ſuchſt Du zu trennen, was Gott auf immer unauflöslich verband. Zwei Leichen ſtehen jetzt in dieſem Augenblicke vor Gottes Richterſtuhl; denn wiſſe, ich und Heinrich haben

geſchworen, in gleicher Minute zu ſterben. Mein letztes Flehen iſt, ein Grab mit dem Geliebten; ſcheidet nicht noch im Tode, was ihr im Leben ſo unmenſchlich getrennt. Vergebet, ſo wie ich vergebe.

Emilie."

Man denke ſich die Wirkung dieſer Zeilen auf die unglücklichen Eltern. Die kürzlich noch von freudigen Klängen wiederhallenden Räume gaben jetzt nur Töne der Verzweiflung zurück, das Haus des Jubels war in wenig Minuten zum Wohnſitz des Jammers geworden. Ich und einige Beſonnene warfen uns ſchnell in einen Fiaker und jagten der Wohnung Heinrichs zu, um vielleicht wenigſtens ihn zu retten. Vergebens! — Die Hauswirthin meldete uns, daß er früh vom Hauſe fort und ſeit der Zeit noch nicht wieder zurückgekehrt ſei, daß er aber, wie jeden Sonntag um dieſe Zeit, in Cora's Kaffeehauſe zu treffen ſein werde. Ich machte den Vorſchlag, dahin zu eilen, um vielleicht von einem ſeiner näheren Bekannten etwas von dem Unglücklichen zu erforſchen. — Geſagt, gethan! Wir eilen zu Cora, und als ſich unſer verdunkeltes Auge an den Tabaksqualm ſo weit gewöhnt hatte, die Gegenſtände unterſcheiden zu können, wer malt unſere Entrüſtung, unſer

Entsetzen, Heinrich stand da, frisch und gesund — Billard spielend.

Heftig seine Hand ergreifend, stürmen wir mit ihm in ein Nebenzimmer.

Unglücklicher, rief ich empört aus, Sie können hier ruhig spielen, während ein liebenswürdiges Geschöpf sich Ihretwillen in den Tod stürzte, während Sie den verzweifelnden Eltern ihr einzig Kind geraubt! — Heinrich erblaßte! — Emilie todt! sprach er entsetzt, wie konnte ich denken, daß sie „einen kleinen Scherz" so ernstlich aufnehmen werde.

Trotz aller Versicherung, daß die Sache nur „ein kleiner Scherz" gewesen sei, kam Heinrich doch in längere polizeiliche Untersuchung. —

Jetzt lebt er als geachteter Kaufmann und „glücklicher Familienvater" in einer großen Provinzial-Hauptstadt der österreichischen Monarchie. — Auf die natürliche Frage: ob der „geachtete und glückliche Familienvater" nicht manchmal durch einen bleichen, weiblichen Schatten in seiner harmlosen Ruhe gestört werde! muß ich meinem theilnehmenden Leser leider antworten: Ich glaube kaum! —

Das polnische Theater in Lemberg.

Das polnische Theater ist die verkehrte Maria Stuart, es ist schlechter als sein Ruf. Polen hat eigentlich nur einen originellen dramatischen Dichter, dieß ist Joseph Korzeniowsky, ein wahrhaft genialer Schriftsteller, welcher sich nur manchmal durch seine Vorliebe für allzu krasse Effecte — in Victor Hugo'scher Weise — von der Bahn der Wahrheit ablenken läßt. Sein bucklichter Graf in dem Lustspiel: „Die beiden Nebenbuhlerinnen" oder „Bestrafter Leichtsinn" ist eine der interessantesten Aufgaben für den denkenden Schauspieler. Graf Alexander Fredro, obwohl von seinen Landsleuten mit Recht sehr geschätzt, ist doch nur das, was wir in Deutschland einen „gewandten Uebersetzer" nennen, er bemächtigt sich deutscher Stoffe, und bearbeitet dieselben, mit großem Geschick seine Materialien dem Bedürfniß und Charakter der polnischen

Bühne anpassend. Ueberhaupt werden deutsche und französische Stücke, in den Uebersetzungen wo möglich polonisirt. So wird der ehrliche deutsche Emmerling in der „gefährlichen Tante" ein alter Staroſt, der gemüthliche Valentin im „Verschwender," ein polnischer Bauerntischler; wodurch bei Letzterem die ganze Charakteristik, die freiwillige, herzliche Anhänglichkeit verloren geht. Der polnische Valentin ist eine Sklavennatur, welche beim Erkennen seinem Herrn zu Füßen fällt und den Staub von denselben küßt, es ist aber dieß nichts Ungewöhnliches und in der Nationalität begründet, denn die Ehrfurcht des Dienenden vor seinem Gebieter ist in Polen so groß, daß sich kein Mensch wundern wird, einen ehemaligen Bedienten nach jahrelanger Abwesenheit die Füße küssen zu sehen, welche ihn so oft getreten. Ueberhaupt liebt der Pole auch als Schauspieler im ernsten Drama, gleich den Franzosen, sehr starke Effecte, und hat sein Publikum daran gewöhnt, er darf sich daher Nüancen erlauben, die dem deutschen Darsteller gar sehr übel genommen werden dürften, so z. B. habe ich den polnischen Schauspieler im höheren Drama im Affect mehr als einmal bei dem Ausruf: Pfui! wirklich ausspucken sehen, und Niemand im Publikum sah etwas Unschickliches darin. Der Direktor

und Eigenthümer des polnischen Theaters in Lemberg ist Graf Skarbek, ein Millionair, von welchem die seltsamsten Anekdoten im Umlaufe sind. So viel ist gewiß, daß er vom Branntwein- und Ochsenhandel — dieß sind seine Hauptgeschäfte — viel mehr versteht, als von dem, als Nebensache betrachteten Theater. Diese Unkenntniß, verbunden mit der unglaublichsten Oekonomie-Wuth führt manchmal äußerst komische Qui pro quo's herbei, welche die Schauspieler schnell zu verbreiten nicht ermangeln, und so genießt Graf S. in Gallizien als Theaterdirektor dieselbe Berühmtheit, wie einst Scherzer in Oesterreich.

Der bedeutendste Schauspieler des Lemberger Theaters und der polnischen Bühne überhaupt ist Novakowsky, ein Künstler, der jedem deutschen Theater Ehre machen würde, und mit welchem an Schärfe der Charakterauffassung und genialer Vielseitigkeit vielleicht nur unser Döring concurriren kann. Seine alten Edelleute — eine Gattung, die jetzt in Polen ausgestorben — Fanatiker für ihr Vaterland, Despoten in ihrem Eigenthume, fest und starr an ihrem alten Herkommen hängend, sind wahre, der Natur abgelauschte Meisterwerke. Nach ihm ist Smochovsky der verdienstlichste Darsteller. In seinem Fache (Helden und Intriguants)

entwickelt er manchmal ein hinreißendes — wenn gleich oft zu wildes — Feuer, und hat daher von seinen Landsleuten, seit Ludwig Löwe's Gastspiel auf der Lemberger Bühne, den Namen der „polnische Löwe" erhalten. Bensa, für gesetzte Helden und Väter engagirt, kam mir unendlich steif und manirirt vor, ist aber sehr beliebt, ebenso Rudkewicz, welcher in seinen komischen Vätern unleidlich übertreibt. Asnikowsky, Komiker, und Aszperger, zweite Liebhaber, sind gleich unbedeutend. Herr Dawison spielt zweite Liebhaber und Naturburschen an der deutschen und polnischen Bühne. Ist gleich dieses Streben nach seltener Vielseitigkeit lobenswerth, so wäre ihm doch zu rathen, seiner vaterländischen Bühne, auf welcher er Tüchtiges geleistet, getreu zu bleiben, denn im Deutschen stört der unvermeidliche Dialekt sehr, und ein „libbes Fräulein" ꝛc. kann wohl nur ein polnisch-deutsches Publikum ertragen. Starzewsky spielt Dümmlinge mit vieler Wahrheit. Alles Uebrige ist unter der Mittelmäßigkeit. Wie ich mein Urtheil über die weiblichen Mitglieder der polnischen Schaubühne mit der gegen Damen erforderlichen Galanterie vereinigen soll, bringt mich in große Verlegenheit, ich fange daher da an, wo ich, ohne mit meinem Gewissen in Streit zu gerathen, Rühmliches be-

richten kann. Mad. Aszperger, erste Liebhaberin, eine sehr schöne, talentvolle Frau, im Schauspiel, wie im Vaudeville, gleich trefflich, trägt nur, — wie schon gesagt, ein allgemeiner Fehler polnischer Schauspieler — manchmal etwas grell auf und hat viel Unangenehmes auszustehen durch die Eifersucht ihrer älteren Fach-Rivalinnen.

Mad. Kaminsky spielt gesetzte Heldinnen, mitunter aber auch sehr jugendliche Mädchen, z. B. die Amalie in den „Räubern." Es ist denn doch einer deutschen Phantasie zu viel zugemuthet, sich von einer wenigstens 55jährigen monströs dicken weiblichen Gestalt die 16jährige Amalie vorgaukeln zu lassen. Für mich hatte dieses alte, kreidebedeckte Gesicht, an beiden Seiten mit drei Reihen sogenannter Schönheitsrädchen bedeckt, in derlei Rollen etwas unbeschreiblich Komisches; jedoch die Polen haben eine heilige Pietät gegen diese ihre Mars, welche schon ihre Großältern in denselben Rollen entzückte.

Etwas glücklicher im Aeußern gestaltet, wenn gleich nicht viel jünger als die Vorige ist Mad. Starzewsky, welche junge Frauen und Heldinnen spielt, bei ihrem Publikum sehr gefällt, für den unbefangenen Zuschauer aber ebenfalls eine unleidliche Manier ent-

wickelt. Auch sie hat die Gewohnheit, Gesicht und Hals mit Kreide zu bedecken, wodurch ersteres allen natürlichen Ausdruck verliert.

Mad. Rudkewicz spielt kokette junge Frauen und naive Mädchen sehr natürlich, und ist im Besitze großer Routine, da sie dieses Fach ebenfalls bereits 25 bis 30 Jahre spielt.

Die übrigen Mitglieder der polnischen Bühne sind höchst unbedeutend.

Noch ist der Regisseur Herr Kaminsky zu erwähnen, ein sehr gebildeter und geachteter Künstler, welcher sich durch die treffliche Uebersetzung deutscher Meisterwerke — namentlich Schillers — ein großes Verdienst um die polnische Literatur erworben hat.

Liebesfrühling — Liebeswinter.

Eines der interessantesten Originale in der Residenzstadt Wien war der unlängst verstorbene Custos des k. k. Mineralien-Kabinets Megerle Edler von Mühlfeld, zugleich Direktor eines Haustheaters vor den Linien Wien's, in dem freundlichen Dorfe Währing, da den bestehenden Polizei-Vorschriften zu Folge kein derartiges Institut in der Stadt selbst existiren darf. Die Leidenschaft für die Bühne war bei diesem Biedermanne zur seltnen Manie geworden, seine Anstalt kostete ihm bedeutende Summen, und seine größte, innigste Freude bestand darin, bei den Vorstellungen den Vorhang aufziehen zu können, was er sich nie nehmen ließ. Manches recht hübsche Talent bildete sich in diesem bescheidenen Wirkungskreise im Stillen heran; so pflückte sich z. B. die reizende Wildauer, jetzt am Wiener Hofburgtheater, auf diesem niedlichen Theaterchen ihre er-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

sten Lorbeeren. Ich sehe ihn noch vor mir stehen, den wackeren, ehrwürdigen Mühlfeld, an seinem stabilen Platze, zwischen der ersten Coulisse, nachdem er, wie jedesmal, eigenhändig die Vordergardine in die Höhe gezogen, in seinem altväterischen Costüm mit dem Haarzopf an der Perrücke, und mit selig lächelnder Verklärung auf dem gutmüthigen Angesichte, auf der Bühne das erste Zeichen zum wüthenden Beifallssturme für die Zuschauer geben. Die ganze äußere Erscheinung dieses gemüthlichen Kunstenthusiasten war für mich das personifizirte Muster eines Isländischen Komödienonkels. Auch ich verdiente dort die ersten Sporen auf meiner künstlerischen Laufbahn. Wer giebt sie mir zurück jene schöne Zeit der heiligsten Begeisterung für meine Kunst, jene Rosenzeit, wo das Leben noch in reichem, goldenen Glanze vor uns liegt, die Zeit der Entbehrung, die Zeit der Erwartung, die Zeit der Sehnsucht und der ersten Liebe! Freundlicher Leser, erinnerst Du Dich noch recht lebhaft Deiner ersten Liebe, des seeligen Gefühles, welches leider in dieser Kraft und Reinheit uns Sterbliche nur einmal beglückt, jenes Wonnemondes, dessen heilige Blüthen selbst der Schnee des Alters nicht erstarren macht, denn ob auch die rauhen Stürme des Lebens die zarten Knospen im Jünglingsherzen zerknickt,

sie blühen doch dem Manne in manch einsamer Stunde, befeuchtet von dem warmen Thau wehmüthiger Erinnerungsthränen, in neuer Farbenpracht und Frische schwellend auf, und bei diesem Osterfest des Herzens werden tausend erstorbene Stimmen wach, heiligen Glockentönen gleich an frühe, frohe Kindesträume mahnend! Auch ich liebte, liebte mit der ganzen Gluth eines achtzehnjährigen Jünglingsherzens, mein Lebensfrühling war aufgegangen im heitersten Sonnenschein, mich entzückend und — blendend. Elise hieß der Stern, der mich beseligte; eine neue, talentvolle Kunstnovize, war sie von Mühlfeld für sein Miniaturtempelchen gewonnen worden, und trat als Hedwig in Körners gleichnamigem Drama auf, in welchem ich den Rudolph spielte. Schon auf den Proben empfand ich alle Folterqualen der Eifersucht, die ich im Charakter meiner Rolle darzustellen hatte, wirklich; ich spielte mit solch rasender Gluth, daß Elise sich befremdet, und, wie mir schien, theilnehmend, einen Augenblick aus ihrer Rolle fallend, — zu mir herabbeugte.

Wie es kam, daß ich mir Schritt für Schritt, die Gunst des engelschönen Geschöpfes erkämpfte, ist mir bei meiner damaligen Schüchternheit bis zur Stunde noch unbegreiflich. Ich durfte Elisen vor dem Nach-

hausegehen das Umschlagetuch reichen, ich durfte auf Erwiederung meines Händedruckes rechnen, ich durfte sie endlich bis an ihre Wohnung begleiten: Begünstigungen genug, um ein flammendes Jünglingsherz in den siebenten Himmel zu erheben. Noch heute klingt es mir wie himmlische Musik in's Ohr, als mir Elise einst unter der dunkeln Einfahrt ihres Hauses die Bitte zuflüsterte: „sie doch einmal zu besuchen." Im seligen Rausch des Entzückens riß ich die Bestürzte an meine pochende Brust, in mir noch heute unbegreiflicher Verwegenheit, einen heißen Kuß auf ihre Lippen drückend, welchen ich, o Wonne! erwidert fühlte! Daß in der diesem seligen Abend folgenden Nacht der Schlaf mein Lager floh, auf dem ich in glücklichen Jugendträumen mich wälzte, wird mir jeder glauben, der einst mit gleicher Heftigkeit geliebt. Tausend Luftschlösser wurden gebaut und eingerissen in jener mir unvergeßlichen Nacht, eines kühner und hochstrebender, als das andere, ich sah mich als beneidenswerthen Bräutigam, als glücklichen Gatten, als großen gefeierten Künstler an irgend einer der ersten Hofbühnen geehrt, lebenslänglich und glänzend versorgt. An Elisen's Einwilligung zur Verbindung mit dem armen mittellosen Dilettanten zu zweifeln, fiel mir nicht im Entferntesten ein,

hatte sie doch meinen Kuß erwidert, hatte sie mir doch vertraut, daß sie selbst nicht wohlhabend, die Interessen eines kleinen Vermögens mit ihrer Tante verzehre; folglich stand sie mir gleich, keine Kluft war zu überspringen, und ihrer heißen Liebe war ich ja gewiß, hatte sie doch meinen Kuß erwidert!

So verging ein Monat — die glücklichste Zeit meines Lebens. Ich durfte Elisen besuchen, durfte ihr und der Tante — einer einfachen aber sehr redseligen Matrone — vorlesen, ja, ich durfte sogar einst mit Elisen das Theater besuchen, welche wohl keine Ahnung davon haben mochte, wie schwer es mir damals wurde, die Summe für zwei gesperrte Sitze aufzutreiben. Genug! Was soll ich meinen freundlichen Leser mit Dingen langweilen, die Jeder selbst erlebt, die so geringfügig an und für sich, doch in den Augen des Betreffenden von so unendlicher Wichtigkeit erscheinen! Ich weiß nicht, wie lange dieses kindische und mich doch so beglückende Spiel noch fortgedauert hätte, wenn nicht einer meiner Collegen am Mühlfeld'schen Theater, mich eines Tages vor der Probe bei Seite genommen hätte, und mir mit den Worten: „Ich halte es für meine Pflicht, Dir zu sagen, daß Dich Elise zum Narren hält, sie ist die Geliebte des Grafen S.... und wird von ihm un-

terhalten; jetzt thue was Du willst;" einen elephantengleichen Floh in's Ohr gesetzt hätte.

Was ich geantwortet, wie ich nach Hause gekommen — ich weiß es nicht. Nach einer qualvoll durchwachten Nacht war ich mit meinem Entschluß im Reinen. Ich schrieb Elisen einen langen, langen Brief, worin ich ihr die erfahrene Beschuldigung mittheilte, zugleich aber auch die Versicherung, daß ich unmöglich daran glauben könne, ich beschwor sie bei meiner glühenden Liebe, die ich ihr zum erstenmal leidenschaftlich gestand, mir offen und redlich mitzutheilen, was an der Sache sei, und flehte sie bei ihrem und meinem Seelenheil an, mich nicht zu hintergehen, und kein Herz zu brechen, welches mit so inniger Treue an ihr hinge! — Tags darauf ging ich, um mir die Antwort zu holen. Elise war nicht zu Hause. Die Tante empfing mich kalt und einsylbig. Nach einer kurzen und peinlichen Unterhaltung leitete sie das Gespräch auf meinen Brief.

„Unter anderen, Herr W., Sie haben ja an Elise geschrieben, was wollten Sie denn eigentlich mit Ihrem Schreiben?"

Ich, in höchster Verlegenheit, mit dem Purpur der Scham überzogen, wußte nicht zu antworten.

„Ich muß Ihnen offen sagen, daß mir diese Geschichten im höchsten Grade mißfallen, was haben Sie für Absichten," fuhr die Alte auf einmal redselig geworden, fort, „was sind Ihre Pläne mit meiner Elise? Können Sie dieselbe versorgen?"

„Nein!"

„Also wozu führen diese faden Liebeleien? Ich muß Ihnen offen sagen, daß man Sie ganz recht benachrichtigt. Elise hat einen Freund; wenn dieser durch einen Zufall von Ihren Zudringlichkeiten Nachricht bekäme, er wäre im Stande, seine Hand von ihr abzuziehen. Ich habe Ihre Besuche bis jetzt geduldet, weil ich Sie für einen bescheidenen jungen Menschen hielt, aber unter diesen Umständen werden Sie es begreiflich finden, wenn ich Sie bitte, unsere Wohnung nicht mehr zu betreten, so wie Elise nicht mehr bei Mühlfeld spielen darf."

Nach Beendigung dieses gemeinen Sermons nahm ich, keines Wortes mächtig, meinen Hut, und wankte, mich stumm verneigend, zur Thür hinaus. Hier war meine Fassung am Ende. Wie ein Rasender, warf ich mich, heiße Thränenströme vergießend, im Hofraum zu Boden, die Stunde verfluchend, wo ich sie, die Treulose zuerst gesehn. Dann sprang ich auf, und durch-

rannte in wahnsinniger Hast, mit fieberhaft glühendem Antlitz, die weiten Straßen der Residenz, daß mir die Begegnenden befremdet auswichen, und als der tobende Sturm in meinem Innern sich gelegt, hatte das Gefühl meiner heißen Liebe, dem der eisigsten Verachtung für Elise Platz gemacht.

Später begegnete ich ihr noch einigemal in der prachtvollen Equipage des Grafen S., mit mitleidigem Lächeln — so schien es mir — auf den armen Kunstjünger herabblickend, dann schwand sie aus meinen Augen, und nach und nach auch die Erinnerung an sie aus meinem Herzen.

Zehn Jahre waren verflossen! Ich war ein Mann geworden, ein Mann, gestählt in der rauhen Schule des Lebens durch manche bittere Erfahrung, durch manches herbe Leid, gegen welches mir die Geschichte meiner ersten Liebe wie eine kindische Thorheit belächelnswerth erschien. Ich hatte im Laufe dieses Decenniums, vielleicht weniger durch hervorragendes Talent, als durch rastlosen Fleiß und den redlichsten Willen für meine Kunst, mir in der Theaterwelt einen ehrenvollen Namen erworben, und befand mich zu einem Gastspiel berufen, in dem schönen, reichen Hamburg. Wer zum erstenmal diese Weltstadt besucht, der wird

sich erinnern, welch' mächtigen Eindruck das originelle Treiben daselbst auf den Fremden hervorbringt.

Ich möchte Hamburg die Stadt der Gegensätze nennen, die dem ruhigen Beobachter wohl nirgends wieder in solch riesiger Gestalt entgegentreten. Zeigt mir einen Ort in der Welt, vergleichbar mit der Hamburger Börse zur Geschäftszeit! Nennt mir nicht London, welches ich kenne. Ihr findet dort nicht dieses rege, gewaltige Treiben, welches in Hamburg den Fremden betäubt und verwirrt; nicht dieses, bei aller Großartigkeit so einfache, geregelte Geschäftsleben!

Der Bonvivant kann hier in einem Meer der verschiedensten Genüsse sich baden, der Millionair durch verschwenderischen Aufwand die Blicke der Menschen auf sich ziehen, der Spießbürger einfach und unbeachtet leben, der Liberale braucht nicht zu fürchten, durch revolutionäre Reden die spähenden Blicke der Polizei auf sich zu lenken; im bunten Gewirre treibt sich Crösus und Bettler, der reiche Rhoder und der brutale Matrose, die stolze Dame und die freche Lustdirne, der bescheidene Handwerker und der lockere Künstler durch einander! Hamburgh for ever! —

Zu den originellsten Erscheinungen in Deutschland gehören der „Hamburgerberg" und die dortigen „Sa-

lons.“ Dies sind auch die Orte, wohin die Neugierde den Fremden, der von diesen Lokalen schon so viel gehört, zuerst treibt. An mehrere sogenannte „fidele Hamburger Häuser“ empfohlen, versteht es sich wohl von selber, daß diese mich — obschon sonst kein Freund von derlei Orgien — zu diesen ihren interessantesten Sehenswürdigkeiten halb mit Gewalt hinschleppten.

So anwidernd nun mir das gleißend übertünchte Elend der „Salons“ und die grell aufgeputzte Frechheit ihrer Bewohnerinnen vorkam, eben so anziehend für den ruhigen Beobachter ist das Treiben der rohen Neptunsdiener auf dem Hamburgerberg. Diese von diabolischen Dünsten geschwängerten Spelunken, diese vom erstickendsten Tabaksqualm verfinsterten Kneipen bergen eine stets wechselnde Reihe von Genrebildern, welche der Phantasie eines Höllenbreughels alle Ehre machen würden. Die seligen Erinnerungen an die dort so froh verlebten Stunden begleiten den abrutirten Matrosen auf der mühevollen Reise in ferne Welttheile, Gefahr und Drangsal, Sturm und Sonnenbrand erträgt er mit frohem Muth, denn als glänzender Lohn für alles Erduldete erwartet ihn eine glückliche Woche in Europa, auf dem Hamburgerberg, in den Armen „seines Weibes.“ Die ersten schwankenden Schritte richtet der

des festen Bodens noch Ungewohnte nach diesem seinem Paradiese, welches er nicht eher verläßt, bis der letzte Schilling aus seinen Taschen entflohen ist, und hier bei mißtönender Musik, welche auf seinen Befehl sich zu den freundlichen Klängen seiner Nationaltänze gestaltet, bei der vollen Bowle Grog und an der Brust des Weibes, die für die Zeit seiner Anwesenheit in Hamburg, sein ausschließendes Eigenthum geworden, verlebt der Matrose die Frist, welche ihm auf festem Boden zu weilen vergönnt ist, im fortwährenden Fieberrausche, nur den wilden Träumereien des opiumfressenden Orientalen vergleichbar.

Als vor einigen Jahren früh eintretender Frost die Ueberfahrt von Kurhafen nach Hamburg unmöglich machte, und die Matrosen an ersterem Ort zu überwintern gezwungen waren, machten die Einwohner daselbst an die Hamburger Behörde die dringende Anzeige, daß kein ehrbares Mädchen und keine Frau mehr vor der thierischen Rohheit der Matrosen sicher sei, man bitte daher, schleunigst als Ableitungsmittel einen Transport Hamburgerbergbewohnerinnen nach Kurhafen zu senden, der denn auch wirklich sogleich, in bedeutender Anzahl und durch Polizei wohl escortirt, dahin abgeschickt wurde.

Diese Mädchen kleiden sich in ihren Lokalen mit einem fantastisch aufgeputzten Flitterstaat und tragen, sonderbar genug, in den Haaren jene Gattung künstlicher Blumen, die man in Oestreich den Todten als Schmuck mit in ihre kühle Wohnung giebt! — Zum Glücke fühlen diese unglücklichen Geschöpfe ihr namenloses Elend nicht. Ein glücklicher Leichtsinn — „gutmüthig und leichtsinnig sind sie Alle" — läßt diese Armen nur die Rosen sehn, mit denen der gräßliche Abgrund übersäet ist, dem sie entgegen taumeln; und nur der fühlende Beobachter empfindet ein bittres Mitleid bei der Betrachtung dieser Verlorenen, welche die Barbarey unserer socialen Zustände dem sicheren Verderben opfert. —

Es war ein heiterer Sonntags-Abend, als ich mich mit einigen gleichgestimmten, frohen Gesellen in diesen Räumen herumtrieb und mit gesteigertem Interesse diese, für mich Süddeutschen ganz neue Welt anstarrte. Hier tanzten einige spanische Matrosen ihren wilden Fandango, welcher zu meinem Erstaunen mit dem in unsern Balletten dargestellten so benannten Tanze nicht die geringste Aehnlichkeit hatte, im wilden Gedränge trieb sich die Menschenmasse herum in dem zum Ersticken überfüllten Raume, und die sonderbarsten

Gruppen, belebt von dem wildesten Ausbruch entmenschter Fröhlichkeit, vollendeten dieses seltene Gemälde.

Plötzlich stehe ich wie vom Blitz getroffen. Neben einem tabakkauenden Matrosen, mit hochgeröthetem, vom Grog glühendem Gesicht sitzt, diesen zärtlich umschlingend, das Punschglas in den Händen, eine der Hetären des Hamburgerberges, mit vom Laster verzerrten, aber mir dennoch bekannten Zügen; jedoch vergebens besinne ich mich, wo mir dieselbe auf meiner Lebensbahn begegnet. Plötzlich fällt ihr Blick auf mich, Leichenblässe überdeckt ihr Antlitz, das Punschglas gleitet, ihr unbewußt, aus den Händen, sie will sich erheben, schwankt und stürzt mit einem unartikulirten Schrei, der herzzerreißend meine Nerven erschütterte, leblos zu Boden! — Es war Elise! —

Wie selbe, von Stufe zu Stufe sinkend, in diese Lage gekommen, wie sie von Hand zu Hand, von Ort zu Ort die Lasterhöhe bis zum Hamburgerberg erklommen, ich weiß es nicht, ich habe es nie erfahren. —

Entsetzt war ich nach der gräßlichen Erkennungsscene hinaus ins Freie gestürzt, mit einer Hast, als sei ich selbst der Verbrecher, und alle Furien der bittersten Reue an meine Fersen geknüpft. Unter dem hellen ge-

stirnten Nachthimmel theilte ich den Freunden die Geschichte meiner ersten Liebe mit, und gab den Erschütterten den Schlüssel zu der miterlebten Katastrophe. — Nie mehr besuchte ich den Hamburgerberg.

Ein Jahr nach diesem seltsamen Wiederfinden erhielt ich von einem meiner Begleiter an jenem verhängnißvollen Abend ein Schreiben nach Triest, welches mit den Worten schloß:

„Du verlangst Neuigkeiten? Nichts von Belang. — Du wirst Dich noch an den merkwürdigen Auftritt erinnern, den wir im vergangenen Jahre hier mit einer ehemaligen Flamme von Dir — ich glaube, Du nanntest sie Elise — erlebten. Diese Elise ist vorgestern auf dem Hamburgerberg von einem spanischen Matrosen aus Eifersucht erstochen worden.

Drei Wochen auf Helgoland.

Juli 1845.

Ich habe meine Sommerferien gehalten; das heißt: die Ferien, welche ich mir jährlich selber zugestehe, und die aus einem Sommer- und einem Wintermonat bestehen. Da athme ich frei auf von den Anstrengungen der übrigen Zeit, in welcher ich im Dienste des Publikums stehe, suche mir einen Ort aus, wohin mich meine Künstlerlaufbahn sonst nicht führen würde, schleudere meinen Sorgenbündel weit hinter mich, und lebe froh und glücklich, fern von Neid und Intrigue, fern von dem abspannenden Gedränge alltäglicher Umgebung, mich stärkend und vorbereitend, um nach abgelaufner Erholungsfrist mit frischer Kraft und neuer Anregung meinem Berufe folgen zu können. —

Ein kleines, aber vortreffliches Büchelchen: „Helgoland" von Wienbarg, welches mir vor Kurzem in die

Hände fiel, erweckte die Sehnsucht in mir, dieſen in die Nordſee hingeworfenen Felsblock mit ſeinem ſonderbaren Völkchen kennen zu lernen. Immer raſch in meinen Entſchlüſſen ſaß ich ſchon nach wenig Tagen am Bord des Dampfſchiffes, welches uns von Hamburg aus im ſchnellen Fluge nach dem Ziel unſerer Wünſche bringen ſollte.

Einen ſonderbaren Eindruck gewährt der Anblick der ſonſt ſo lebhaften Waſſerſtraße zur Zeit der Ebbe und Windſtille. Alle Schiffe liegen ruhig und regungslos vor Anker, ſelbſt die Mannſchaft glotzt unbeweglich und lautlos gleich verſteinerten Geſtalten unſerem Fahrzeug nach, welches getrieben von der Rieſenkraft des Dampfes wie auf Sturmesflügeln vorwärts eilt; dem Wanderer im Märchen gleich, der den flüchtigen Fuß in eine verzauberte Stadt ſetzt, und alles Leben in derſelben im ſtarren, todähnlichen Schlafe feſtgebannt findet. —

Die Ufer ſchwinden, das Elbwaſſer nimmt eine hellgrüne Farbe an, dort taucht der Leuchtthurm von Curhafen auf. Die ſonderbarſten, nicht ſehr maleriſchen Gruppen auf unſerem Schiffe deuten auf das Herannahen des tückiſchen Feindes der Neugierigen, welche die Luſt nach Fremdartigem in's Salzwaſſer treibt; die

Seekrankheit beginnt mit den Armen ihr tolles Spiel zu treiben, und nicht eher läßt die böse Fee den ihr Verfallenen aus der verwirrenden Umarmung los, bis derselbe sich mit kühnem Sprunge ans feste Land rettet, dessen grüne Ufer die boshafte Wasserfrau nicht betreten darf.

Einen tragi-komischen Anblick gewährte ein armer Clarinettist, welcher die Reise wahrscheinlich aus Speculation mitgemacht. Bis Curhafen trug er frisch und munter auf seinem Instrumente die schönsten Stücklein vor, jetzt wird er zusehends bleicher, die Clarinette wird nur noch in kurzen Absätzen hörbar; nun legt er sie ganz bei Seite, greift nach dem Notenblatte, um wenigstens noch rasch den Lohn seiner Kunst zu ernten; vergebens — kaum klingen die ersten Schillinge auf dasselbe nieder, legt es der zum „stillen Mann" gewordene schnell bei Seite, und begiebt sich mit raschen, wenn gleich schwankenden Schritten in die Kajüte, aus welcher er nicht mehr zum Vorschein kommt. —

Das Land ist bereits gänzlich zurückgetreten, und man bekommt in kurzer Zeit durch das Einförmige der Fahrt eine Ahnung von der unvermeidlich treuen Begleiterin auf längeren Seereisen — die gähnende Langeweile macht uns ihre erste Visite. Wir lassen unsere Anwesenheit verläugnen, und schleichen uns, um dem

lästigen Besuche auszuweichen, in die Cajüte, wählen ein Buch aus der Schiffsbibliothek, und versuchen, den schlimmen Gast durch das Wort des Denkers fern zu halten.

Mir führte der Zufall ein Werk in die Hände, welches wieder den klaren Beweis liefert, wie selten ein Unglück allein kommt. Der Brand von Hamburg hat nämlich ein von einem gewissen Clemens Gerke verfaßtes Gedenkbuch in's Leben gerufen, welches durch den unverantwortlichen Leichtsinn des Conducteurs, dem die Wahl der hier aufliegenden Geistesproducte anvertraut ist, den Weg in unsere Schiffsräume gefunden. Es scheint, als ob der Autor, in der Wuth, schöne Bilder zu malen, ein Privilegium auf das Unsinnschreiben gepachtet hätte. So schildert er (Seite 180) den Brand der Nicolauskirche, und bricht bei der Schilderung des Momentes, in welchem das Glockenspiel auf derselben nochmals zu spielen anfing, in die begeisterten Worte aus: „Es war der Schwanengesang eines im Sterben wahnsinnig gewordenen Kirchthurms."

Ein singender Kirchthurm, der im Sterben wahnsinnig wird, muß auch eine schöne Gegend sein!

Aehnliche Stellen könnte ich dutzendweise aus dem ſonderbaren Buche anführen, wüßte ich nicht, daß derlei Citate auf die Länge nichts weniger als amüſant erſcheinen. Ich muß geſtehen, daß mir ſeit langer Zeit kein Anekdotenlexikon ſo viel Stoff zum herzlichen Gelächter gab, als dieſes Opus; — was freilich nicht in der Abſicht des Verfaſſers gelegen haben mag. —

Ich eile wieder auf's Verdeck. Schaaren neugieriger Möven umſchwärmen kreiſchend den Hintertheil des Schiffes, zwei Delphine umſpielen daſſelbe in ziemlicher Entfernung in tollen Sprüngen, Purzelbäume ſchlagend, und in der Weite erhebt ſich ein kleiner Punkt, welchen der freundliche Führer unſeres Dampfers für das Ziel unſerer Reiſe erklärt.

Alles geräth in freudige Bewegung, die Vorſichtigeren wollen zu ihrem Gepäck eilen, unterlaſſen dies aber mit bedeutend verlängertem Geſichte, als ſie hören, daß wir in kaum dritthalb Stunden Helgoland erreichen können. Endlich wird der rothe Felsblock deutlich ſichtbar, mit ſeinen auf der Höhe zerſtreuten Häuſern, mit den kahlen, jeder Vegetation baren Ufern. Der Leuchtthurm ſtreckt ſeinen glänzenden Schädel neugierig dem ankommenden Fahrzeuge entgegen, wetteifernd mit den Schaaren der herbeigeſtrömten Helgoländer und ihrer

Badegäſte, welche letztere die Ankunft eines Schiffes als ein freudiges Ereigniß betrachten, das dem von allem Verkehr abgeſchnittenen Binnenländer friſche Geſellſchaft, friſche Lebensmittel und friſche Stadtneuigkeiten zuführte.

Ein den Leipzigern wohlbekannter Hotelbeſitzer, derzeit helgoländer Badegaſt, den ich in Hamburg noch von meiner baldigen Ankunft unterrichtet hatte, erwartet mich am Strande, ſorgt für den Transport meiner Effecten, ſtellt mich der Geſellſchaft vor, führt mich in die voraus gemiethete Wohnung; und ſeiner Freundlichkeit habe ich es zu danken, daß ich nach einer halben Stunde ſchon vollkommen eingerichtet und „up Helgoland“ heimiſch war.

Der Abend iſt ſchön, die friſche Seeluft, deren Balſam der Ankommende mit Wolluſt und ſtarken Zügen ſchlürft, die majeſtätiſche untergehende Sonne laden zu einer Spazierfahrt um die Inſel, zur Beſichtigung derſelben ein. Wie ſoll ich den gewaltigen Eindruck ſchildern, den der Anblick dieſer großartigen Schöpfung auf mich hervorgebracht?! —

Dieſe Felſenwände, deren ſonderbare und abenteuerliche Geſtalten in dem letzten Scheine der Abend-

ſonne erglühen, dieſe Unzahl Fiſcherboote, welche, wie unbefeſtigt, ſich weit hinaus in der See wiegen, der Inſel gegenüber die Sanddüne — einem Schneegebirge gleich zu uns her leuchtend — deſſen ſchwankende, dem Untergange geweihte Ufer den Leichen, welche das treuloſe Element hier oft an's Land wirft, die letzte Ruheſtätte bieten, und deren umrauſchende Wogen dem entnervten Städter neue Lebenskraft verheißen; dieſe gewaltigen Steintrümmer, welche der Sturm, im Verein mit ſeiner treuen Tochter, der toſenden Brandung, vom Land geriſſen und in's Meer geſchleudert, die ſonderbare Tracht unſerer Schiffer, dazu der ferne Schall der Abendglocke und das Getön der Bademuſik, dieſe Hunderte von winzigen Fahrzeugen, welche, des Fiſchfanges wegen, die Inſel umkreiſen, hier der plumpe Fall eines aufgeſchreckten Seehundes in die Fluth, dort eine Schaar geſcheuchter Möven, kreiſchend aus der Schlucht aufſliegend in ihr heimathliches Element, rings um uns die unabſehbare Waſſerwüſte mit der vor uns liegenden Oaſe: Helgoland — dies Alles zuſammen giebt ein Bild, wie es kein Pinſel malen, kein armes Wort beſchreiben kann! —

Ich erinnere mich nur einmal im Leben ſo mächtig erſchüttert geweſen zu ſein: es war in Cöln, als ich

das erstemal dem öffentlichen Geschwornengericht beiwohnte! — Möge man immerhin über diese Zusammenstellung spötteln; ich beschreibe, was ich fühlte.

Ein Jahr meines Lebens hätte ich damals unbedenklich für die Wonne eingetauscht, den Männern, die da saßen im Namen des Volkes, zu richten über das Volk, mit heißen Thränen um den Hals fallen zu können, ihnen die Hand drücken und meinen Dank für den erlebten erhebenden Moment aussprechen zu dürfen. Ein andermal mehr von diesen merkwürdigen Gerichtssitzungen, und dem Eindrucke überhaupt, auf mich — den Oesterreicher. —

Die Aussicht von meiner Wohnung — im Oberlande bei Block's — ist über alle Beschreibung reizend. Meinen Fenstern gegenüber liegt der Badeplatz, die Düne, der kleine Sandstrich, an welchen die Existenz der armen Helgoländer gekettet ist, und dessen unvermeidlichem Versinken in die gierige Meeresfluth die ängstlichen Inselbewohner mit banger Sorge entgegensehen.

Mit diesen unscheinbaren Hügeln werden einst das Seebad und der Fischfang, die beiden Hauptnahrungszweige eines wackern Völkchens, verschwinden. Die Wasser um den kleinen Sandflecken nur liefern die Spieren, eine weißschuppige, dem Regenwurm ähnliche, winzige Fischgattung, welche als Köder benutzt wird. Die flachen Ufer und der zwar kräftige, jedoch gefahrlose und nicht zu tobende Wellenschlag an dieselben, begünstigen allein das segenbringende Bad, für welches auf Helgoland selbst leider vergebens ein Plätzchen gesucht werden dürfte. Einen Steindamm oder ein mächtiges Bollwerk von hölzernen Pfählen um die Düne zu bauen, und so der von Jahr zu Jahr sichtbarer werdenden Verkleinerung derselben abzuhelfen, wäre das einzige Mittel, dem unausbleiblichen Untergange entgegen zu arbeiten. Aber woher soll das kleine, blutarme Lootsenörtchen die gewaltigen Kosten dazu auftreiben?

Wäre ich Rothschild oder sonst ein deutscher Krösus, ich würde mir mit dem Bau eines solchen Werkes ein unvergängliches Denkmal in dem Herzen eines zwar kleinen, aber biedern Völkchens setzen, und in dem Bewußtsein, dieses dem Verderben entrissen zu haben, meinen Stolz und meine Freude finden.

Ich denke mir keine größere Luſt, als das Gefühl, in einem ſolchen Falle die Vorſehung vertreten zu können.

„Wer die Sache des Menſchengeſchlechts als ſeine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geſchäft, nimmt am Verhängniſſe Theil.“

Im Converſationshauſe liegt ein Fremdenbuch auf, in welches ſich eintragen kann, wer Luſt dazu hat. Päſſe kennt man hier nur dem Namen nach, und die letzte und friſcheſte Blüthe der deutſchen Civiliſation — die Ausweiſung, iſt noch nicht bis hieher gedrungen. Man nennt Stand und Namen eben nur, um ſich den übrigen Badegäſten anſchließen zu können. Dafür aber hat das Peſtübel der menſchlichen Geſellſchaft, der Dämon des Spieles, auch hier ſein ſcheußliches Lager aufgeſchlagen, und die glänzenden Räume des Verſammlungsſaales bergen eine wohlconditionirte Spielhölle.

Ja, auch hier auf dieſem Felſeneilande haben die ††† Bankhalter Gelegenheit gefunden, ihr fluchbeladenes Handwerk auszuüben. Man erzählt ſich ſogar allgemein, daß drei Hamburger Kaufleute bei dieſem ſau-

beren Geschäfte mit interessirt sein sollen, was ich zur Ehre des dortigen Handelsstandes nicht glauben mag. Ist ein solches Gewerbe an und für sich überall verwerflich, so ist die Lockung zum Spiele gerade auf Helgoland um so verabscheuungswürdiger, da dasselbe bei der durch das Seebad hervorgebrachten ungemeinen Aufregung geradezu Verderben bringend wirkt. Doch ist man hier noch um einen Schritt weiter als in den übrigen Bädern. Man hat hier im Monat August eine eigene Damenspielbank, welche — kaum glaublich, allein leider wahr — in der Blüthe der Saison, sehr lebhaft von dem schönen Theile der Badegesellschaft benützt werden soll. Die hochherzige englische Regierung hält es nicht unter ihrer Würde, französischen Spielern die Erlaubniß zu ertheilen, gegen Entrichtung eines ansehnlichen Pachtschillings*), nach deutschem Gelde ihre Netze auszuwerfen. Der Gouverneur von Helgoland giebt die Bewilligung dazu her, daß die reine Meeresluft von dem giftigen Hauche dieses Lasters verdorben werde, nicht fürchtend, daß die grollende alte Nordsee

*) 3000 Thaler für die eigentlich nur zwei Monate dauernde Saison. Wie viel muß während dieser Zeit in einer solchen Räuberhöhle gewonnen werden?

im gerechten Grimme über dieſen heillosen Frevel die entweihte Inſel in ihren naſſen Schooß begrabe! —

Die wackere Dorfzeitung möge ja nicht vergeſſen, bei ihrer jedesmaligen Schlußformel: „Uebrigens glaube ich, daß die ††† deutſchen Spielhöllen zu vernichten ſind," immer hinzu zu fügen, „und die auf Helgoland dazu."

Jetzt weiß ich doch, wie einer berühmten Tänzerin im Augenblicke des höchſten Triumphes zu Muthe ſein muß. Ich bin in einem Wagen gefahren, der von Menſchen gezogen wurde. Leider habe ich dieſe Auszeichnung, welche ich noch überdieß mit allen Badegäſten theilen muß, nicht meinem Talente zu danken: der Badekarren wird von den Wärtern in die See gezogen. Heute ging's bei der Ueberfahrt ſehr ſtürmiſch her, die tobenden Wellen warfen das kleine Schiffchen wie eine Nußſchaale herum, einmal hoben ſie daſſelbe hoch in die Luft, dann ließen ſie es wieder in die Tiefe fallen; alle Augenblicke kam eine mächtige Sturzwelle zu uns in's Boot geſprungen, übergoß uns mit der ſalzigen Fluth über und über, und breitete ſich dann gemächlich zu unſeren Füßen. Die erſchreckten und zitternden Damen ſahen ſich ſchon den Fiſchen zur Beute preisgegeben, und bekamen auf der kurzen Fahrt wieder

Anwandlungen von Seekrankheit. Wir legten den Weg zur Düne, zu dem wir sonst zehn Minuten brauchen, heute in dem Zeitraume von drei Viertelstunden zurück. — Am jenseitigen Ufer hatten die Wellen den Leichnam eines fremden Matrosen an den Sand geworfen, unter welchem er sogleich verscharrt wurde. Wer weiß, ob nicht des Armen im fernen Vaterlande ein banges Weib und liebende Kinder warten, von Tag zu Tag mit ängstlicher Sorge in das Meer hinausstarrend, dessen treulose Wellen, statt den sehnsüchtig erwarteten Gatten und Vater zurückzubringen, den erstarrten Körper desselben schon längst auf unbekannten Strand geschleudert.

Gestern machten wir eine Fahrt nach einem eine Stunde von hier liegenden Wrack. Ohne Masten, zwischen Felsen eingeklemmt, ein Spiel des Windes und der Wellen, wird es hier festgerannt bleiben, bis der nächste Sturm die sichere Beute auseinander reißt und in alle Weltgegenden schleudert. Es ist ein englischer Schooner — Triton — kam vor acht Tagen mit Salz beladen von Liverpool und war nach Föhr bestimmt.

Schiff und Ladung waren hoch versichert, ersteres schon sehr alt; die Helgoländer behaupten daher zuversichtlich, der Kapitain habe die bequeme Gelegenheit ergriffen, und, um ein gutes Geschäft zu machen, den Triton hier an den Klippen geflissentlich aufsitzen lassen. Die Mannschaft wurde gerettet, allein das Salz war im Augenblick von den überströmenden Wellen aufgelöst und verschlungen. Die Strandung geschah gegen Abend, noch vor Einbruch der Dämmerung. Trotz den überaus stürmischen Wogen sprangen die Lootsen augenblicklich in die Boote, und umkreisten wie Raubvögel das lecke Schiff, um nach dem hier üblichen Strandrecht zu erbeuten, was sich die Fluth von ihrem Raube noch abtrotzen ließ.

Die Helgoländer Lootsen gelten mit Recht als die kühnsten und erfahrensten Schiffer, ihre Verwegenheit übersteigt alle Gränzen, es schreckt sie im Sommer weder die heulende Windsbraut, noch im Winter das Bergen gleich treibende Eis ab, wenn es gilt, ein Schiff im Sturme in die Elbe zu pilotiren. Da aber die Kapitaine diese theuere Hilfe nur im äußersten Nothfalle in Anspruch nehmen, wenn es nämlich an Hals und Kragen geht, so lassen sie jetzt sich diese mit Gefahr ihres

Lebens dargebrachte Rettung noch reichlicher bezahlen, und stehen daher in dem Rufe eines — im Betracht der Verhältnisse sehr zu entschuldigenden — kleinlichen Eigennutzes. Der Helgoländer, dem die karge Natur auf seinem heimathlichen Boden alle und jede Nahrung verweigert, auf dessen Felsengrund keine Blume blüht, keine Pflanze gedeiht, kein Baum wurzelt*), muß die Erhaltung seines Lebens und die seiner Lieben dem Meere abringen, welches ihm eben auch nicht die freigebigste Mutter ist. Keine Gemeinkasse schützt ihn und seine Famile im Alter vor Frost und Hungersnoth, sein frugaler Tisch ist oft jahrelang nur mit Fischen und Kartoffeln bedeckt, die schwerste Mühsal wirft ihm kaum so viel ab, um das nackte Leben durchzuwinden. Ist es ihm, dem Sohne der Wellen, zu verargen, wenn er sich mit dem Sturme verbindet, und für die Rettung der überreichen Ladung eines bedrohten Schiffes, für welche er das eigene Dasein in die Schanze schlägt, zweihundert Thaler fordert, von welchen ihm nach der gesetzmäßigen Theilung mit seinen Genossen, dem Staate

*) Es versteht sich wohl von selber, daß die mühsam gepflanzten Kartoffelstauden und die Paar durch die Kunst des Gärtners abgezwergten Bäume hier nicht in Betracht kommen können.

und der Kirche vielleicht der zehnte Theil als Eigenthum verbleibt?

Ich miethete mir ein Boot und fuhr mit demselben weit hinaus gegen die um die Insel liegenden Klippen, von welchen man bei Ebbezeit Versteinerungen, Ammonshörner, farbige Muscheln und andere seltene Gegenstände sammeln kann. Die See liegt glatt wie ein Spiegel vor uns, die hellgrünen Wogen lassen uns bis auf den Grund sehen, die breiten Blättergewächse am Boden, auf welchen sich Millionen Seesterne wiegen, diese krabbelnden Seespinnen, die Unzahl kleiner hin und her schießenden Fische, der wolkenlose, reine Himmel über uns — ich kann mich nicht satt sehen an diesem Bilde! —

Diese Schiffer wissen ihre kleinen Ergebnisse, ihre gefährlichen Fahrten auf merkwürdig klare und einfachverständliche Weise zu erzählen. Man horcht ihnen mit Vergnügen zu. Während der Continentalsperre war ihre goldene Zeit. Das Schmuggelgeschäft stand in voller Blüthe und warf übermäßigen Gewinn ab. Dieses Seevölklein verstand es aber auch meisterhaft, mit allen Klippen und Untiefen der Wasserstraße vertraut,

den französischen Wachtschiffen ein Schnippchen zu schlagen. Wie Aale schlüpften sie durch dieselben, von dunkler Nacht begünstigt, war die Ladung rasch an's sichere Ufer gebracht und der reiche Lohn dafür eingestrichen.

Da fährt in seinem Kahn der dumme Engländer vorüber, welcher blos nach Helgoland kömmt, um die Möven wegzuschießen. Das Fleisch derselben ist so gänzlich ungenießbar, wie dieser stolze Sohn Albion's, den blos die rohe Lust an dem Morde zu dem Vergnügen treibt, täglich 30 bis 40 Stück dieser armen Thiere zu tödten. Unwillig wende ich mich zu diesem barbarischen Schauspiel ab, und horche dem Gesang der Schiffer, welche ein Helgoländisch Lied ertönen lassen. Als eine Probe dieser Naturdichtungen, setze ich eine getreue Abschrift bei, wie ich sie aus den Händen eines Lootsen erhielt:

Seemannslied auf Helgoland.

Denn was ist wohl des Seemanns Leben,
Wie bald ist es um ihn geschehn,
Ein Seemann muß in Aengsten schweben,
Wenn andere Leut' zur Ruhe gehn.

Bald drohen ihm die hohen Wellen,
Bald Klipp', bald Sandbank oder Tod,
Bald Sturm und Wind so auf ihm stellen,
Ein Seemann leidet viele Noth! —

Bald drohen ihm die schwarzen Nächten
Den sichern, nahen Untergang
Bald drohen ihm die Kriegesmächten,
Viel Unglück bietet ihm die Hand.

Bald drohen ihm barbar'sche Räuber,
Ihm all' das Seinige zu nehm',
Bald muß er trostlos und betrübet,
Sein Schiflein vor sich sinken seh'n.

Wie oft so mancher brave Seemann,
Der drückt so früh sein Auge zu,
Der schon so früh dahin gerücket,
Und hat im Wasser seine Ruh.

Wo ihn die wilden Fisch' verzehren,
Und theilen seinen Körper sich,
Ich möchte wohl bei Gott es schwören,
Ein Landmann, der lebt glücklicher.

Der feste Boden ist ja edel,
Da fürcht' man keine Stürme nicht,
Da braucht man keine Wintspiel-Segel,
Da strandet und ertrinkt man nicht.

So auf der blauen See zu schweben,
Und durch die Wellen hinzugehn,
Ein Seemann wagt ja nur sein Leben,
Blos für des Landmanns Wohlergehn.

D'rum, liebes Mädchen, nicht betrübet,
Biete zum Abſchied mir die Hand,
Ich weiß, daß Du mich zärtlich liebeſt,
Drum fürcht' ich weder Sturm noch Strand.

Und gehe mit mein Schiff zu Segel,
Und fahre hin in's fremde Land,
O Himmel, ſchenk' mir deinen Segen
Und ſtöre nicht der Liebe Band.

Bis daß ich wieder komm' an's Land,
Und ſetz' mein Fuß auf Helgeland,
Dann wird mich deine Hand empfangen,
Dann knüpfet uns das Liebesband.

Den 10. Juli 1845.

Behrend Jürgens,
Seemann auf Helgeland.

Heute früh wurde in der Kirche ein Helgoländer Knabe getauft. Nach geendigtem Gottesdienſte klopfte es drei Mal an der Kirchenthüre, hierauf trat ein junges Mädchen herein, welches einen Roſenkranz auf dem Kopfe und den jungen Weltbürger auf den Armen trägt. Nach kurzer Pauſe klopft es abermals drei Mal an der Pforte, welche ſich der Mutter öffnet, der eine Unzahl Kinder folgen, alle in Feſttagskleidern mit Waſſergefäßen in den Händen, welches ſie in den Weihkeſſel

leeren. Dieſes Symbol ſoll die Einigkeit andeuten, mit welcher der neue Ankömmling in den Kreis ſeiner künftigen Mitbürger aufgenommen wird. Nun erſt beginnt die gewöhnliche Taufceremonie. —

Die Helgoländer Mädchen ſind beinahe durchweg ſchlanke, edle Geſtalten, mit blonden Haaren und ausdrucksvollen zarten Zügen. Bei der rauhen Arbeit, deren ſich das Weib hier auf wahrhaft ſklaviſche Weiſe hingeben muß, erſcheint dieſe Feinheit der Glieder, dieſer blendend weiße friſche Teint um ſo wunderbarer.

„Dem Weibe das Haus, dem Manne das Meer," heißt es hier. Der Helgoländer geht mit großem Phlegma leer neben ſeinem die größten Laſten ſchleppenden Weibe die beinahe zweihundert Stufen hohe Treppe in's Oberland hinauf, lehnt ſich im ſüßen Nichtsthun, Tage lang in die See hinausſtarrend, an's Geländer hin, während ſeine geplagte Ehehälfte ſich in Laſt und Mühe bis auf's Blut abquält. Es iſt ein reizender Anblick, dieſe züchtigen Geſtalten Abends mit den zwei Hängeeimern, deren ſie ſich zum Herkusholen ihres Waſſerbedarfes bedienen, die Rieſenſtiege herabſchweben zu ſehen. Mit angeborener Ehrbarkeit grüßen ſie be-

ſcheiden den begegnenden Fremden, deſſen Auge mit Vergnügen den in ihre reizende Landestracht gekleideten Dirnen folgt.

Die Helgoländerin aber iſt noch mehr als ſchön, ſie iſt tugendhaft. Dieſe ſeltenen Mädchen verdienen den guten Ruf, in welchem ſie in dieſer Hinſicht ſtehen, mit dem vollſten Rechte. Die raffinirten Fallſtricke des Städters ſcheitern an der einfachen Würde dieſer Naturkinder. Eine Gefallene würde die unauslöſchliche Verachtung der ſämmtlichen Inſelbewohner nicht ertragen können, ein Sturz von den hohen Klippen in die Fluth würde dem Daſein der Betrogenen ein Ziel ſetzen — ein Fall, der ſich leider bereits ereignet hat. Eines der ſchönſten Mädchen Helgolands endete auf dieſe Weiſe ihr gebrandmarktes Daſein. Der Fremde, der ein Mädchen unter dem Verſprechen der Ehe bethört hat, verläßt die Inſel nur als Gatte derſelben. Kein Schiff ſtößt vor Einlöſung ſeines Wortes mit ihm vom Ufer ab.

Noch lebt hier eine „Gräfin," deren Gatte zur Ehe mit derſelben gezwungen wurde, durch die ſchlaueſte Liſt von dem Eilande zu entwiſchen wußte, um wohl nie mehr dahin zurückzukehren. Nichts deſto weniger behandelt man die Hintergangene und ihr Kind mit der größten Achtung, und nennt ſie, die ſimple Wirths-

tochter, nur die gnädige Frau oder die Frau Gräfin, obwohl es noch immer sehr problematisch bleibt, ob der Herr Graf auch wirklich ein Herr Graf gewesen.

Ich bin durch einen Zauber an dieses Eiland festgebannt. Dieser Zauber aber liegt in der Natur, die ihre ganze schöpferische Mannigfaltigkeit auf dieses kleine Felsennest und dessen Umgebung in wunderbarer Fülle ausgegossen zu haben scheint. Täglich nehme ich mir vor, meine projectirte Reise nach England fortzusetzen, und doch kann ich mich von dieser verkörperten Mährchenwelt nicht losreißen.

Heute früh machte ich die geistreiche Bemerkung, daß Champagner weit besser schmecke, als Seewasser. Eine mächtig daherbrausende Sturzwelle lud mich zum Genusse des letzteren ein, faßt mich, als ich dem unwillkommenen Frühstücke ausweichen will, mit roher Gewalt, wie eine Rabenmutter ein unfolgsames Kind, schleudert mich kräftig in den Sand nieder, und zwingt mich, das zugedachte bittersalzige Quantum herzhaft zu verschlucken. Es ist merkwürdig, wie schnell man sich hier gegen alle Einflüsse der Witterung abhärtet. Der weichlichste Städter springt bei rauhem kalten Nordwinde

und dem heftigſten Regen in die ſchäumenden, hoch aufgethürmten Wogen, und die ängſtlichſte Modedame ſcheut hier auf Helgoland das unvermeidliche Naßwerden der zarten Füßchen nicht.

Dieſen Morgen gab es einen tüchtigen Auftritt zwiſchen dem möwenjagenden Engländer und einem Badegaſte, welchem dieſer ein paar Schrote in den Fuß geſchoſſen hatte. Es war mir ein Gaudium zuzuhören, wie der zum Glück nur leicht Verwundete den verblüfften Jägersmann ſeiner Ungeſchicklichkeit wegen derb abkanzelte, und der erſchrockene blonde Möwenmörder keine Entſchuldigung hervorzubringen wußte, ſondern mit einem verlegenen „guten Morgen" die langen Beine in flüchtige Bewegung ſetzte.

Welch' ein Unterſchied zwiſchen einem Balle der Badegeſellſchaft im Converſationshauſe und einem ſolchen auf dem ſogenannten „grünen Waſſer." Letzteres iſt eine ſimple Tanzkneipe, und hieß, ehe der frühere Wirth banquerott machte, „im rothen Waſſer." Die Helgoländer Jugend verſammelt ſich hier, wie die vornehme Welt im Curhauſe, jede Woche zweimal zum frohen Tanze.

Im Salon reſidirt die verkörperte Langeweile. Man benimmt ſich mit einer Grandezza, als ob man auf einem Hoffeſte der Königin von England ſich befände, und geht endlich nach überſtandener Unterhaltung mit dem Bewußtſein zur Ruhe, die ganze Welt bezaubert zu haben. Eine Toilettenpracht wird entwickelt, wie man ſie nur in Paris und Wien zu Geſicht bekommen kann, und der lungenkranke Referendarius tanzt mit der nervenſchwachen Tochter ſeines Präſidenten im Schweiße des Angeſichtes mit einem Eifer, der von ſeiner Dienſtpflicht ein rührendes Zeugniß ablegt. Armer, hoffnungsvoller Jüngling, du mühſt dich umſonſt, die Schwindſucht wird dich dahinraffen, ehe noch der Poſten vacant wird, nach dem du von Helgoland die Angel ausgeworfen! —

Im „grünen Waſſer" tanzt der Burſche mit ſeinem Mädchen ſo lange noch ein Zweiſchillingsſtück in ſeiner Taſche klappert. Dies iſt nämlich der Preis eines jeden Tanzes, für eine Muſik, deren gräßlich disharmonirende Töne geraden Weges der Hölle entſprungen ſcheinen. Den eintretenden Fremden fordert eine der „ſiren Dirnen" mit einem artigen Knix zum Tanze auf. Für dieſe Ehre gibt man dem nächſt beſten der jungen Leute zwei Schillinge, der für den Aufge-

forderten nun mit dem Mädchen walzt. Nach geendigter Musik kommt Letztere, um sich bei dem zusehenden Fremden zu bedanken, daß er ihr die Ehre erwiesen, mit ihr zu tanzen.

Könnte man auf unseren Bällen nicht auch solche Nachtlöhner anstellen, welche die Arbeit der Unterhaltung für die Eingeladenen übernehmen und die Tanzwuth der Damen befriedigen müßten? Ich glaube der Vorschlag verdiente Erwägung.

Man hat hier auch einen Nationaltanz unter dem Namen: „Riel," aus dessen Hauptfiguren der berüchtigte „Cancan" gebildet zu sein scheint. Jedoch ist zwischen der Ausführung dieses Tanzes auf Helgoland und jenen, die ich in wildester Ausartung in Paris mit ansehen mußte, ein Unterschied, wie zwischen der keuschen Hingebung eines unschuldig liebenden Mädchens zu der erheuchelten Leidenschaft einer frechen Buhldirne. Dieser Tanz hat, wahrscheinlich durch Hamburger Matrosen nach Havre gebracht, von da die Reise in die Weltstadt gemacht, um auf den Maskenbällen der großen Oper in Paris heimisch zu werden. Durch seine Uebersetzung ins Französische aber mußte er einen Charakter annehmen, der mit seiner ursprünglichen Nationalität im grellsten Gegensatze steht.

Mit dem Schlage der zwölften Stunde werden im „grünen Waſſer" die Lichter verlöſcht, und jedem Anweſenden bleibt die Mühe überlaſſen, im Finſtern den Ausgang zu finden. — Nicht ſehr galant, aber originell!

Heute früh iſt das Meer ſo ſtürmiſch bewegt, daß die Brandung an der Nordweſt-Seite den Obertheil der Inſel beſpritzt, welcher hier während der Ebbe 160 Fuß hoch aus dem Waſſer ragt. Es wäre ſchade, wenn aus der Fiſcherpartie, welche wir heute nach Tiſche vorhaben, nichts würde. Ich habe mich einem kleinen aber munteren Theil der Geſellſchaft angeſchloſſen, aus zwölf jovialen Perſonen beſtehend, inclusive meiner Wenigkeit, der die ſchlimmen Dreizehn fürchtet. Wir führen alle unſere Waſſerpromenaden zuſammen aus, wohnen in einem Hauſe, und genießen mit Einſchluß des Mittagstiſches alle Annehmlichkeiten des Badelebens vereint.

Wir gaben uns auch gegenſeitig — bei Strafe des Ausgeſchloſſenwerdens aus dem fröhlichen Zirkel — das feierliche Verſprechen, nicht zu ſpielen. Einige Thaler und viele frohe Stunden werden dadurch jedenfalls gewonnen.

Ich erkundigte mich nach dem alten Sarcophag des Seeräuberhäuptlings, welcher, wie mehrere Hamburger Blätter melden, im Unterlande vor Kurzem gefunden wurde, und für den Antiquitätenfreund von unschätzbarem Werthe sein soll. Erlogen! Zeitungsgewäsche! Niemand weiß ein Wort davon. —

Von der rasenden Gewalt des Sturmes kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß die gläserne Kuppel des 256 Fuß über die Meeresfläche emporragenden Leuchtthurmes bei heftigem Gewitter mit Seetang und Spritzwasser beworfen wird, ja daß diese enorm starken Glastafeln, die dicksten, welche wohl je gegossen worden, manchmal davon zerschellt werden.

Der riesige nur von Stein und Metall aufgeführte Thurm wankt in solchen Schreckensmomenten, in seinen tiefsten Grundfesten erschüttert. Die 24 Lampen, sammt den mit Platina überzogenen Reverberen, kosteten, nach Angabe des am Thurme angestellten Inspectors, die Summe von eintausend und zweihundert Pfund Sterling. Bei hellem Tage kann man von der Gallerie aus mit einem Glase bis Curhafen sehen. —

Es ist merkwürdig, mit welch' unglaublich scharfem Gesicht die Lootsen begabt sind, welche den ganzen Tag mit starrer Unbeweglichkeit an dem Geländer des Oberlandes — Falm genannt — auf der Lauer liegen. Nicht der kleinste Punkt entgeht ihrem Falkenblicke, der auf der unabsehbar ausgebreiteten Meeresfläche auftaucht. Wird nun auf einem der vorüberfahrenden Schiffe die Nothflagge sichtbar, so kommt Leben in diese Steinbilder; im Augenblick ist der Strand gefüllt mit den kühnen Männern, die sich drängen zum todtdrohenden Rettungswerke. Die metallnen Lootsenzeichen werden in einen Hut geworfen, und die sechszehn Gezogenen geben ihren Eigenthümern das Recht, unter Anführung eines gleichfalls durch das Loos bestimmten Offiziers, in das empörte Element hinauszusteuern. Am bedrängten Fahrzeug angekommen, dem jede versäumte Minute Verderben bringen kann, wird mit dem Führer erst um den Preis gefeilscht, der für die Hülfe in der Noth bezahlt werden muß. Nur zu oft wird durch das lange Handeln der richtige Augenblick versäumt, und der zu karge Capitain, wenn er anders das nackte Leben gerettet, kann am folgenden Tag, wenn er Lust hat, seine Ladung bei der Versteigerung der Strandgüter wieder einlösen.

Eine höchst originelle charakteristische Preisunterhandlung für die Rettung seines Schiffes zwischen einem Capitain und der Bootsmannschaft findet man in Theodor v. Kobbe's humoristischen Briefen über Helgoland, einem Werkchen, das man erst hier ganz verstehen und schätzen lernt.*) —

Glaubte ich bis jetzt, daß sich kein Anblick auf dem an großartigen Erscheinungen so reichen Ocean mit dem Sonnenauf- und Untergang auf der See vergleichen lasse, so wurde ich heute Nacht durch den prachtvollen Anblick des Meerleuchtens eines Besseren überführt. Millionen in allen Farben des Diamantes glänzende Feuergarben stiegen an den seltsam beleuchteten Himmel auf, die Wellen sind mit grünlich-blauem Scheine überdeckt, und in den wunderlichsten Formen glitzert, flimmert und schwirrt ein Farbenspiel vor unserem entzückten Auge, von welchem die Kunst des geschicktesten Pyrotechnikers uns kaum eine schwache Ahnung zu geben vermag. —

*) Für den praktischen Besucher Helgolands ist Wachsmann's Büchelchen sehr zu empfehlen.

Ich begreife recht wohl, daß die Luſt am Fiſchfange zu einer Leidenſchaft heranwachſen kann, welche der Jagdluſt das Gleichgewicht hält. Letztere hätte vor einigen Jahren dem Fürſten Thurn und Taxis — einem hierher oft wiederkehrenden, und ſeiner liebenswürdigen Eigenſchaften und Leutſeligkeit wegen allgemein geſchätzten Badegaſte — beinahe das Leben gekoſtet. Der Seehund, ein Gegenſtand der eifrigſten Verfolgung der Jagdfreunde, hauſt größtentheils auf den Felsblöcken, welche im Umkreiſe von einer Stunde um die Inſel liegen, und in kleinen Zwiſchenräumen von einander entfernt, zur Ebbezeit ihre von Seetang bedeckte Oberfläche aus dem Waſſer ragen laſſen. Der Fürſt ließ ſich an einen dieſer Felſen führen, ſeinen Körper mit den breiten Blättern des Seetangs bedecken, und gibt den Fährleuten Befehl, in einiger Entfernung Anker zu werfen, und ſeines Winkes gewärtig zu ſein. In dieſer unbequemen Stellung hingekauert und das Gewehr ſchußfertig im Anſchlag, läßt er das ſcharfe Auge über die benachbarten Klippen ſchweifen, als er das Gebüſch auf einem der ihm gegenüberliegenden Steintrümmer in Bewegung gerathen ſieht. Er ſtrengt ſeine ganze Sehkraft an, und bemerkt mit begreiflichem Schreck einen Menſchen, der in einer der ſeinigen homogenen Körper-

lage seine Flinte gerade auf ihn zum Schuß anlegt. Mit Blitzesschnelle erhebt sich der Fürst, und macht dem allzueifrigen Schützen begreiflich, daß er ein Mensch und kein Seehund sei. Ich für meinen Theil würde mich für ein solches Zusammentreffen bedanken. Für die Lust, eine Seehundshaut zu erbeuten, die eigene zu Markte tragen zu müssen, ist doch etwas unangenehm.

Uebrigens wurde die Jagdlust des fürstlichen Schützen noch an diesem Tage mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt, denn er erlegte eine Stunde nach dem eben erzählten Abenteuer einen der schönsten und größten Seehunde, der je auf der Insel geschossen wurde. —

Unsere Fischerpartie war eine der lohnendsten in jeder Hinsicht. Bei der Hinausfahrt in das ewig wechselvolle Meer ergötzten wir uns an dem prachtvollen Anblick der in Unmasse herumschwimmenden Medusen; unter den Meeresbewohnern, die ich bis jetzt zu Gesicht bekommen, unstreitig die prachtvollsten. Wie bewegliche, bunte, in dem frischesten Farbenschmelz erglänzende Glasglocken, schwimmen sie unter der Oberfläche des Wassers. Aus der Höhlung dieser halbkugelförmigen Wunderthiere hängen eine Unzahl Fäden herab, welche sie als Ruder gebrauchen. Bringt man eine dieser „Meeresblumen" aufs Trockne, so verwandeln sie

sich in eine unförmliche, klebrige, gallertartige Masse, welche bei dem Wiedereinsetzen in ihr Element augenblicklich wieder die reizendste Gestalt annimmt. Einige derselben, z. B. die weißen, darf man jedoch nicht ungestraft ihrer nassen Heimath entziehen, denn die Berührung derselben bringt auf der Haut des Menschen einen brennenden ziemlich lange anhaltenden Schmerz hervor, ähnlich der Wirkung einer starken Auflage von Senfmehl und Essig. Auch Seeigel, deren stachlichte Hornpanzer in den schönsten Rosafarben schillern, schwammen in Menge umher.

Unser Fang war sehr ergiebig, wir erbeuteten in Zeit von zwei Stunden über hundert Dorsche, eine Seezunge, ein paar Schellfische, eine Steinbutt, und mein Reisegefährte, Herr Kühl von Leipzig, fing unter allgemeinem Jubel ein prachtvolles Exemplar des wunderbaren, gehörnten und mit den Fledermausflügeln ähnlichen Flossen versehenen grünen Fisches: Seeteufel benamset.

Die ganze Fahrt war übrigens so lustig und anregend, daß wir uns für den nächsten heiteren Tag eine Schaluppe bestellt haben, auf welcher wir weit hinaus in der See auf Haifische Jagd machen wollen. Erschrick nicht, theilnehmender Leser! Die Haifischgattung,

welche hier gefangen wird, ist nur ein und einen halben Fuß lang, und außer der Gefahr für den Unvorsichtigen, beim Ablösen der Angel tüchtig in den Finger gebissen zu werden, haben wir keine andere zu fürchten.

Heute fing ein Fischer eine Hummer von einer Länge von 26 Zoll, ein wahrer Krebsgoliath. Der Fang dieser Delicatesse geht zu Ende, denn da sich diese Thiere jetzt ihrer Schaale entkleiden, ist derselbe für die Zeit von zwei Monaten verboten. Man erhascht sie in Netzen, welche die Form von Fässern haben, die durch drei Reifen erhalten wird, und an den beiden Enden mit pyramidenartigen Netzeingängen versehen sind. Die Hummer, durch den Köder hineingelockt, verwickelt sich in den Fäden der Netze, und müht sich vergebens ab, den Rückweg in's Freie zu finden. Ein glücklicher Hummernfischer kann in einer hellen Mondnacht — die beste Zeit des Fanges — zwölf bis 15 Stück erbeuten, welche, je nach der Größe, hier von einem Mark bis zu einem preußischen Thaler bezahlt werden. Auch mit Anlegung von Austernbänken werden Versuche angestellt, um der Leckerhaftigkeit der Badegäste in allen Gestalten fröhnen zu können.

Bei unserer Heimfahrt machte uns der liebenswürdige Badegast, Herr Dr. von Aschen auf ein

neues ſelmes Wunder des Meeres aufmerkſam. Wir erblickten nämlich mitten auf dem Waſſer eine Lufthebung, von den Helgoländern „Kimm" genannt, eine Erſcheinung, die mit der bekannten fata morgana eine merkwürdige Aehnlichkeit hat. Die, ſonſt außer jedem Geſichtskreiſe liegenden Ufer des Landes zwiſchen der Elbe und Weſer werden mit ihren Bäumen, Thürmen und Häuſern plötzlich dem unbewaffneten Auge in überraſchender Klarheit ſichtbar, und ſcheinen aus der Fluth emporzuſteigen, in welche ſich die ganze Erſcheinung — gewöhnlich der Vorbote eines nahen Sturmes — nach kurzer Zeit wieder hinabſenkt. —

Der Preis der Lebensbedürfniſſe auf Helgoland iſt in Deutſchland als übermäßig theuer verſchrien. Ich kann dies nicht finden. Man kann mit vier Thalern des Tages, mit Einſchluß des Bades, der Vergnügungen und gänzlicher ſehr comfortabler Verpflegung ganz anſtändig auskommen. Bedenkt man, daß die geringſte Kleinigkeit wenigſtens 24 Meilen weit mit hierher gebracht, und 176 Stufen hoch heraufgeſchafft werden muß, ſo wird man die Theuerung, welche der in allen großen Städten das Gleichgewicht hält, gewiß nicht übertrieben nennen. Unendlich wohlthuend iſt die allgemein hier herrſchende wahrhaft holländiſche Reinlichkeit.

Helgoland ist ein Stapelplatz für alle Bücher, welche in den verschiedenen deutschen Vaterländern verboten worden. Anastasius Grün's Spaziergänge, und Heinzen's Bureaukratie, Hofmann von Fallersleben und Wallesrode, Oesterreichs Zukunft und Detmolds Randzeichnungen, Heine's Deutschland und Freiligrath's Glaubensbekenntniß, alle, alle liegen sie hier friedlich an dem Schaufensterchen eines kleinen Filialladchens, und harren des Käufers, der sie wieder zurückbringt nach Germania. —

Auf der heute endlich zu Stande kommenden Haifischjagd machte ich die Bekanntschaft eines Malers, der im wahrhaften Sinne auf das oft mißbrauchte Prädicat: „Künstler" Anspruch machen darf. Er heißt Gädke. Liebe zur Natur und zu seiner Gattin, einer reizenden Helgoländerin, fesseln ihn an die Insel, deren großartige Schönheiten sein Pinsel meisterhaft wieder gibt. Seine Bilder werden von den reicheren Badegästen sehr gesucht, und gut bezahlt, und zwar mit Recht, denn der Mann erfreute sich gewiß schon längst eines europäischen Rufes, wenn er nicht fortwährend auf Helgoland lebte und nicht zufällig ein Deutscher wäre. Er sowohl als der Badearzt Dr. von Aschen wirken unermüdlich für das Beste der Inselbewohner. Der

Letztere namentlich ist in jeder Beziehung die Seele des kleinen Ländchens. Glühender schwärmt nicht der leidenschaftlichste Bräutigam für seine erste Flamme, als Aschen für sein heißgeliebtes Helgoland, und mit der bereitwilligsten Uneigennützigkeit findet der des Rathes Bedürftige so wie der wirklich Nothleidende jeden Beistand, den der tüchtige Arzt und der wackere Menschenfreund nur zu geben im Stande ist.

Wir fuhren zum Fange der kleinen gefräßigen Ungeheuer auf einer Schaluppe, der „König von Preußen" benannt, mehr als zwei Meilen weit in die See hinaus. Das Fahrzeug trägt an seinem Schnabel folgende naive Inschrift:

„Gott wolle Alle bewahren,
Die mit dem König von Preußen zur See fahren."

Die Haye wurden an einer ungeheuer langen Schnur gefangen, von welcher 1400 ziemlich starke Angeln in allen Richtungen auslaufen. Das ganze Geräthe wird an einer leeren Tonne und einem kleinen Anker befestigt, in's Meer hinausgeworfen, und dann die Schnur unter dem Schiffe durchgezogen. Die gefangenen Fische werden auf diese Weise gekielholt. Von der ungeheuer frechen Raubgierde dieser Fischpiraten bekamen wir eine Idee durch den Umstand, daß die Schell-

fiſche, welche ſchon an unſeren Angeln feſtſaßen, durch die Haye während des Heraufziehens aus dem Waſſer theilweiſe bis an den Kopf abgefreſſen wurden. Die Kleinen ſcheinen blos zur Erhaltung der Großen da zu ſein — ein Bild des Lebens. — Die größeren Fiſche werden an das Schiff herangezogen und von den Fiſchern dann mit ungemeiner Geſchicklichkeit mittelſt einer Harpune in daſſelbe hineingeſchleudert. Auch ein Kabeljau von immenſer Größe wurde auf dieſe Weiſe erbeutet. Mir wurde die Luſt an dieſer Jagd auf wahrhaft abſcheuliche Weiſe verleidet. Madame Seekrankheit gab mir, die bis dahin ihre Macht über mich höhniſch verläugnet hatte, auf wahrhaft malitiöſe Weiſe den Glauben in die Hand. Der heftige Wind und das ſtarke Schaukeln unſeres vor Anker liegenden Fahrzeuges erregten eine Empfindung in mir, für deren Unannehmlichkeit keine Beſchreibung ausreicht.

Ich weiß mich noch zu erinnern, daß ich mich über unſeren reichen Fang ungemein ärgerte, und nur darin einigen Troſt fand, daß Freund Kühl und eine junge liebenswürdige Dame unſerer Geſellſchaft noch weit mehr krank wurden, als ich. Dann freute ich mich recht boshaft, daß ein gefangener Hay einige bereits verſchlungene Dorſche wieder von ſich geben mußte.

Bei den Fischen brachte der trockene Boden dieselbe Wirkung hervor, welche das nasse Element bei ihren Peinigern erregte. —

Sonderbar, schon der bloße Anblick des noch weit abliegenden Landes bannte das geheimnißvolle Uebelbefinden wie mit Zauberkraft und ich befand mich im Augenblicke so frisch und munter, als ich nur je gewesen. —

Einer unserer heutigen Fährleute, der Schiffer Martins, hat vor vierzehn Tagen einen Bruder verloren, der bei einer ähnlichen Partie ertrank. Der Unglückliche stürzte durch Zufall aus der Schaluppe. Ein vortrefflicher Schwimmer, hielt er sich neben derselben zwei Stunden lang über dem Wasser, ohne daß ihm die Wuth des Sturmes erlaubte, an Bord zu kommen. Die ungeheuren Wogen, welche das Schiff fortwährend weg schleuderten, verhinderten, daß ihm ein rettendes Seil zugeworfen werden konnte, und so mußte der bedaurungswerthe Martins den eigenen Bruder vor seinen Augen versinken sehen, ohne ihm helfen zu können. Er erzählte uns, der Arme habe nach zwei Stunden nutzloser und verzweiflungsvoller Anstrengung ihm zugerufen: „Lebe wohl, ich sehe, Du kannst mich nicht retten, so will ich meinen Leiden ein Ende machen. Lebe wohl,

Bruder, und bete für mich!“ Nach dieſen Worten tauchte er unter, in wenig Sekunden waren nur noch die ſchweren Waſſerſtiefeln ſichtbar, und „auf dieſe Art,“ ſchloß Martins ſeine Erzählung, „iſt wieder ein braver Seemann in ſeinem Berufe geſtorben.“ Nicht einmal die Leiche des Unglücklichen wurde mehr gefunden.

Auf dem ſo eben angekommenen Dampfſchiffe befanden ſich mehrere Kunſtnotabilitäten: Hofrath Moſen von Oldenburg, die Herren Honek und Harrys aus Hannover, die Sängerin L. Tuczek, und, wie ich eben höre, Hofmann von Fallersleben. Die heute (10. Juli) ausgegebene Liſte zählt ſchon über 400 Badegäſte.

Helgoland hat in der Perſon des ehemaligen Schiffscapitain Heikens einen Nationaldichter, auf welchen es ſtolz ſein kann. Dieſer einfache Seemann, welcher ganz ohne alle Schulbildung aufgewachſen, faßt mit feuriger Phantaſie und vom poetiſchen Drange getrieben, alle die reichen Naturwunder ſeines Heimathlandes auf und ſchildert ſie mit großer Lebenswahrheit

in seinen Dichtungen. Eine Sammlung derselben gäbe eine Reihe Genrebilder von Helgoland, welche für die Freunde dieses Eilandes — und deren hat es so viele als Besucher — von größtem Interesse sein müßten. So las er mir ein längeres erzählendes Gedicht: „Der Sturm" vor, welches bei aller Unbeholfenheit der Form durch die lebendige Kraft des Ausdruckes und die erschütternde Wahrheit der Schilderung dieses großartigen Momentes im höchsten Grade anzieht. Diese Wahrheit finden wir auch in einem von demselben Heikens geschriebenen Büchelchen: „Helgoland und die Helgoländer," welches A. Stahr in Oldenburg vor kurzer Zeit der Lesewelt übergab. Sollte ein Buchhändler Lust haben, die Gedichte dieses interessanten Mannes zu veröffentlichen, so wird er dem Naturfreunde einen Dienst, und dem wackern Heikens durch Zuweisung eines bescheidenen Honorars eine wohlverdiente Freude bereiten. Als Probe ist der Verfasser gern erbötig, das oben berührte Gedicht: „der Sturm," auf Verlangen zur Ansicht einzusenden. Ein zweites setze ich hier bei, leider nicht, weil es das beste ist, sondern, weil es das kürzeste ist, und der Raum dieser Blätter mir den Abdruck eines größeren Gedichtes kaum gestatten dürfte:

Die Anſchauung des Nordlichts auf Helgoland, den 13. Nov. 1843.

Vom alten Hans Frank Heikens.

Ich ſtand am Felſenrande
Im nächtlichen Gewande,
Den Blick zum freien Dom,
Hier wogte in der Ferne
Das Nordlicht zwiſchen Sterne
Und ſpielte glänzend in den Strom.

Ich fühlte mich erhoben,
Den Schöpfer hoch zu loben,
Der dieſes Wunder ſchuf.
Und alle ſeine Werke,
Die ich mit Staunen merke,
Bezeugen ſeiner Allmacht Ruf.

Wer mißt die weißen Streifen,
Die bis zum Zenith ſchweifen
Und dann im All entfliehn!
Ich ſah die Farben flimmern,
Bald gelb, bald röthlich ſchimmern,
In wechſelnd' Glanz vorüber zieh'n.

Mein Blick im großen Raume,
Hielt ſtarr im Fiebertraume,
Begriffen im Gebet,
Und mächtigem Gefühle,
In ſtiller Abendkühle
Bewundernd Gottes Majeſtät.

Wer kann die Wunder faſſen,
Die Gott in reichen Maaßen
Durch die Natur beſchilt.
Vom Nordpols Siegesfilde
Erſcheint uns Gott im Bilde,
In deſſen Hand das Nordlicht ſpielt.

Ja! ihm ſei Preis und Ehre,
Dem Herrn der Weltenheere,
Ihm bring ich meinen Dank.
Ihm weih' ich Dankeszähren,
Er wird mein Loblied hören.
So töne laut denn mein Geſang! —

Das Dampfboot ruft mit Kanonendonner die Säumigen an Bord. Ich bin einer der letzten, die den flüchtigen Fuß von dem lieb gewonnenen Wunderlande wenden, um ſich im rauſchenden Fluge zurückbringen zu laſſen in den betäubenden Strudel des Alltagslebens.

Lebe wohl, friedliche Inſel! Gott ſchütze Dich vor böſen Stürmen und den verderbendrohenden Wellen, die grimmig an deinen Grundveſten wühlen und die naſſen Arme gierig nach Deinem Beſitz ausſtrecken! Gott ſchütze Dich! Muß jedoch die raſende See ein Opfer haben, nun ſo reiße ſie die Spieltiſche und die

Bankhalter sammt ihren Knechten hinab in den tiefsten Meeresgrund, mögen sie dort gebettet bleiben bis zum Ende aller Tage, ihnen zur gerechten Strafe, ihren Raubgenossen im lieben Vaterlande zum warnenden Beispiel. Amen! —

Carl und die Wiener Volksbühne.

Ein Genre-Bild.

Es sind jetzt viele Jahre her, daß Carl mit einer ziemlich unbedeutenden Gesellschaft auf der Donau von München nach Wien herabgeschwommen kam, arm an Mitteln und Aussicht, aber reich ausgerüstet mit tüchtiger Geschäftskenntniß und besonders mit einem raschen und richtigen Ueberblick der Verhältnisse. Das Theater in der Leopoldstadt stand damals im höchsten Flor, die Namen: Raimund, Schuster, Korntheuer, Fermier; Krones, Huber, Enöckl — jetzige Frau Bäuerle, waren mit Recht die Parole aller Lachlustigen; die Herren Bäuerle, Meisl und Gleich hatten die bis jetzt noch unübertroffenen Produkte ihrer frischen Laune, und die Bewohner Wiens ihre vollste Theilnahme ausschließend dieser Bühne zugewendet. Raimund hatte durch seine Erstlingsversuche als Dichter den Enthusiasmus auf

den Culminationspunkt getrieben, es wäre also ein Wahnsinn gewesen, mit dieser wahrhaften Volksbühne — der einzigen, die je in Deutschland existirte — im komischen Fach concurriren zu wollen. Das Theater an der Wien war zu jener Zeit, als es Carl mit den paar Resten seiner Münchner Gesellschaft eröffnete, in dem erbärmlichsten Zustande. Unter der Graf Paley'schen Entreprise hatte dieses Theater sich eines Glanzes zu erfreuen, dessen sich die alten Wiener Theaterfreunde noch mit Entzücken erinnern. Das Schauspiel war durch die damals engagirten Mitglieder Küstner — der sich später selbst entleibte — Ochsenheimer, Demmer, Krüger, Heurteur, Fichtner, die Damen Schröder — die Große — Gottdank ꝛc. in den Stand gesetzt, mit dem des Hofburgtheaters siegend in die Schranken zu treten; in der Oper glänzten die Namen Haitzinger, Rauscher, Jäger, die Sonntag, Schröder-Devrient u. s. w., und das über alle Beschreibung reizende Horschelt'sche Kinderballet zog in Massen ins Schauspielhaus. Plötzlich brach der bekannte großartige Banquerott aus. Das Hofburgtheater beeilte sich, die besseren Schauspieler zu acquiriren, die Singvögel flogen in alle Winde, das Kinderballet wurde, der in demselben eingerissenen Un-

moralität wegen, mit Recht verboten, und so schwankte das aus den Trümmern der ehemaligen Herrlichkeit zusammengeflickte lecke Fahrzeug noch einige Zeit mühsam unter der Leitung unerfahrener und gewissenloser Führer umher, bis es an der Theilnahmlosigkeit des Publikums zerschellte. — Das Theater wurde längere Zeit ganz geschlossen, da Niemand den Muth hatte, sein Glück an ein so zweifelhaftes Unternehmen zu wagen. — Um diese Zeit und unter diesen Verhältnissen unternahm Carl die Leitung des Theaters an der Wien und eröffnete dieses mit dem Schauspiel vom alten Cuno: „Die Räuber auf Maria-Culm.“ Ritter-Komödien und Staberliaden bildeten das Repertoire; Kunst und später Rott, der Berliner, so wie Carl, hatten sich schnell hineingespielt in die Gunst des Publikums, welches seine rosige Laune wetterwendisch dem jungen Unternehmen schnell zukehrte. Die neue Gesellschaft zählte außer den obbenannten keine ausgezeichneten Kräfte, allein ein treffliches Ensemble, dem man den überwachenden, sorgsamen Leiter wohl anmerkte; geschmackvolle, wenn auch nicht glänzende Ausstattung und ein überaus lebhaftes reiches Repertoire, welches mit unglaublicher Schnelligkeit mit Novitäten — freilich auch viel Schofel darunter — wechselte, richteten die Blicke der Theater-

freunde ſchnell der kaum ins Leben getretenen Anſtalt zu. Es gehörte aber auch die ganze rieſige Thätigkeit Carl's dazu, um dieſe Theilnahme zu erhalten. Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen wurden vorgeritten — im ſtrengſten Sinne des Wortes vorgeritten, denn die Pferde ſpielten eine bedeutende Rolle dabei, gute deutſche Stücke wurden ſchonungslos zugeſtutzt und verballhornt, um ſie dem Geſchmacke des dortigen Publikums anzupaſſen, ich erinnere z. B. nur an Auffenbergs „Löwen von Kurdiſtan," der ſchaudervoll verböſert als Richard Löwenherz in Paläſtina mit Rott und Kunſt in den Hauptpartien einige fünfzig Mal über dieſe Bretter ſchritt. Carl erfand damals eine ganz neue Art Schauſtücke, das ſogenannte lebendige Theater, wobei ſtatt der gemalten Decorationen wirkliche Bäume und Blumen, Waſſerfälle ꝛc. ꝛc. benützt wurden, — und nicht nur der alte Waltron und die Räuber auf Maria-Culm mußten ſich die grauſame Direktionsſcheere gefallen laſſen, nein der Vandale Carl vergriff ſich auch an Schiller und deſſen Räuber, und die himmliſche gottgeſendete Jungfrau mußten ſich der unmenſchlichen Operation unterwerfen und wurden für das lebendige Theater Carl's bearbeitet! — Was kümmerte ſich der Direktor um das Geſchrei der Journale,

er las am Morgen die strengen und gerechten Rügen, zählte Abends die volle Kasse und lachte ins Fäustchen.

Während dies Alles vorging, fing das glänzende Gestirn des Leopoldstädter Theaters nach und nach zu erbleichen an, der Tod strich die Namen Fermier, Korntheuer und Ignatz Schuster aus den Engagementslisten dieser Bühne, die Enöckl verließ dieselbe, zu Hymens Fahne schwörend, und Raimund lebte im Zerwürfniß mit der damaligen Direktion, einem rüden, indolenten jungen polnischen Edelmann, der das Theater in einem Anfalle von Laune angekauft hatte, wie nun eben ein junger Cavalier einen Marstall, ein Landgut oder eine Maitresse acquirirt.

Allein die Kunst rächte sich an dieser Verhöhnung und Hr. v. Steinkeller war nach einigen Jahren gezwungen, mit dem Verluste seines Vermögens vor seinen Gläubigern die Flucht zu ergreifen. Später machte ihn eine Erbschaft in Warschau zum reichen Manne, als welcher er noch dort lebt und seinen Wiener Gläubigern ein Schnippchen schlägt.

Carl hatte kaum von den Mißhelligkeiten Raimunds mit seinem Direktor Kenntniß erhalten, als er jeden möglichen Versuch machte, Raimund für seine Bühne zu gewinnen, was zwar bei der ängstlichen

Vorsicht Raimund's nicht gelang, jedoch glückte es Carl'n, diesen zu einem längeren Gastspiel an der Wien zu bewegen, welchem sich bald darauf auch die Krones anschloß, und so stand das vor Kurzem noch so blühende Leopoldstädter Theater als Schattenbild seiner früheren Herrlichkeit, einsam, verlassen von Künstlern und Publikum, zerfallen in jeder Hinsicht. —

Von dieser Zeit an datirt sich die

zweite Epoche

der Carl'schen Direktionsführung in Wien. Von Grätz her war ein bis dahin wenig bekannter Komiker in der Josephstadt engagirt worden, welcher in einigen Possen von Gleich und Meisl durch die ganz eigenthümliche Art seiner Darstellungsweise auffiel. Auf starkem, gedrungenem Körper saß ein Kopf wie aus Stein gehauen, ernst und unbeweglich. Der kolossalste Unsinn wurde mit dieser Marmorruhe von ihm zu Markte gebracht, und je herzlicheres Gelächter das Haus durchdröhnte, desto eiserner wurde die durch und durch komische Physiognomie von Scholz, so hieß nämlich der neu engagirte Komiker Carl's, der damals das Theater an der Wien mit dem Josephstädter unter seinem Scepter vereint hatte. — Von den österreichischen Provinzbühnen,

besonders von Brünn und Lemberg her, hatte ein junger Schauspieler, ebenfalls im komischen Fache, ein bedeutendes Renommée erlangt, diesen — Johann Nestroy — suchte Carl ebenfalls für seine Anstalt zu gewinnen, und mit diesen Dioskuren des jetzigen heiteren Wiener Theaterhimmels versuchte Carl, im Verein mit seiner eigenen Darstellungskunst eine neue Volksbühne an die Ruinen der halbversunkenen hinzustellen. Das Josephstädter Theater wurde aufgegeben und alle Kräfte für das Theater an der Wien concentrirt. Aber Nestroy wollte Anfangs weniger ansprechen, seine Darstellungsweise war den Wienern im Vergleich mit Raimund und Ignatz Schuster zu forcirt, ebenso wenig glückten einige Versuche als Lokaldichter, welche Nestroy, aufgemuntert durch den Beifall, den einige in anderen Stücken von ihm verfaßte und eingelegte Liedertexte erhielten, unternahm, und bei jedem anderen Direktor hätte Nestroy als Dichter und Darsteller gleich gekränkt — den Muth verloren, das Theater an der Wien verlassen, und wäre vielleicht in der Provinz verkümmert; nur der Beharrlichkeit und dem sicheren Takte Carl's dankt Nestroy seine jetzige Stellung in der Theaterwelt. Er war es, der dem an seiner eigenen Kraft Verzweifelnden Ausdauer predigte, der ihn ruhig

und ſicher dem jetzt errungenen Ziele zuführte. Eben ſo ging es mit einem jungen Schriftſteller: Joſ. Kaiſer, deſſen Erſtlingsprodukte: „Hans Hasenkopf," „Wolf und Braut" ꝛc. ſchmählich ausgepfiffen wurden, und dennoch ſchloß Carl nach deſſen zweiter durchgefallenen Piece einen mehrjährigen Contrakt als Dichter mit demſelben ab. Kaiſer iſt jetzt nach Neſtroy die bedeutendſte Stütze des Theaters an der Wien.

Es gehört freilich auch der ruhige Gleichmuth Carl's dazu, welcher mit eiſerner Ruhe jedem Theaterungewitter Trotz bietet, den weder Auspfeifen noch Nichtbeſuch der an ſeiner Bühne gegebenen Stücke an der konſequenten Durchführung ſeiner Verſuche hindert, um ſolche Manipulationen auf die Länge durchführen zu können. Es würde zu weit führen, wollte man den Aufſchwung der Poſſe an dieſer Bühne Schritt für Schritt bezeichnen; genug, Neſtroy wurde immer mehr und mehr populär, und iſt mit Scholz ſeit „Lumpacivagabundus" der erklärteſte Liebling der Wiener. Auf welche Art Carl ſeine Talente feſtzuhalten verſteht, wie er ſich das Alleinherrſcherthum an den Wienervorſtadt-Bühnen ſicherte, dafür ſprechen die von ſeinen Mitgliedern ſo oft verfluchten Contrakts-Clauſeln, welche freilich wider alle Geſetze der Humanität und Billigkeit

verstoßen, wofür er aber immer die schlagende Entgegnung hat, er zwinge Niemand, sie zu unterschreiben. Wirklich macht auch nur der Reiz des Residenzlebens den Umstand erklärlich, daß Carl noch immer gute Mitglieder zu gewinnen und zu erhalten versteht. Der zu Carl's Engagement verurtheilte Schauspieler muß vor seinem ersten Auftritt einen ihn für mehrere Jahre bindenden Vertrag unterzeichnen, welchen jedoch der Direktor, wenn der Debütant ihm nicht gefällt, nach den ersten Antrittsrollen ohne alle Entschädigung in allen Theilen lösen kann. Tritt der Contrakt in Wirksamkeit, so ist der Künstler für die ganze Dauer desselben gebunden, während sich Carl das Recht vorbehält, nach vorhergegangener 6wöchentlicher Kündigung denselben jeder Zeit zu lösen, ja selbst diese Kündigung wird oft durch eine Clausel umgangen, wodurch der Direktor im Stande ist, seinem Mitgliede einen zweimonatlichen Urlaub mit Zurückhaltung der Gage antreten zu lassen, wenn es ihm — dem Direktor — immer gefällig ist, und so hat denn schon mancher arme Schauspieler Urlaub und Kündigung zugleich erhalten. Selbst dann ist es dem meist Mittellosen nicht möglich, an einer andern Bühne Wiens um Brod nachzusuchen, denn eine andere Clausel verbietet ihm nach

ſeinem Abgange vom Theater an der Wien 18 Monate lang auf irgend einem Theater in der Reſidenz aufzutreten. Die übrigen Punkte, mittelſt welchen es der Direktion frei ſteht, jede Rolle abzunehmen, jede andere zuzutheilen, kurz, durch welche er in jeder Hinſicht Herr ſeiner Mitglieder wird, ſind für Publikum und Enſemble gleich wichtig, und daher durchaus nicht tadelnswerth. Die Carl'ſchen Contrakte jedoch ſind es hauptſächlich, welche ſein Inſtitut in ein verdächtiges, übelrüchiges Renommée gebracht, denn unter den Tauſenden von Schauſpielern, welche auf die Art daſelbſt gekündigt und entlaſſen wurden, iſt auch nicht Einer, der ſeine Entlaſſung der eigenen Unfähigkeit zugeſchrieben, ſondern all' die Tauſende erfüllen die Theaterwelt mit Klagen und Schmähungen über die Carl'ſche Unredlichkeit, Klagen, welche um ſo ungerechter ſind, da Carl, wie Schreiber Dieſes aus zweimaliger Erfahrung verſichern kann, alle von ihm eingegangenen, ſelbſt nur mündlich zugeſicherten Verpflichtungen ſtrenge erfüllt, und es ja Jedem freiſteht, die oben erwähnten Contraktsklauſeln zu unterzeichnen, oder nicht.

Als eigentlicher techniſcher Theaterdirektor und Regiſſeur, als Geſchäftsverwalter und Arrangeur ſteht Carl einzig und unübertroffen da. Bei ſeinem ganzen

kolossalen Unternehmen herrscht ein so wohlthätiger Geist der Ordnung, eine so uhrwerkartige Pünktlichkeit, neue Stücke gehen mit so musterhaftem Fleiße und trefflichem Zusammenspiel in die Scene, daß sich manche gepriesene Hofbühne daran spiegeln könnte, und nur daraus läßt sich die Gunst des Publikums und der Beifall erklären, mit dem hier manches Stück aufgenommen wird, welches sonst aller Orten durchfällt. Es ist ein Irrthum, daß man Carl immer für einen vom Glück begünstigten Theaterdirektor ausruft, Carl hatte den ungünstigsten äußern Einwirkungen entgegen zu kämpfen, er verdankt sein ganzes großes Vermögen einzig und allein nur seinem Talente, seiner Beharrlichkeit und zum Theil auch seiner Gewissensweite, mit einem Worte nur — sich selbst.

Als die Carl'sche Unternehmung in Beziehung auf die Posse in voller Blüthe stand, als ihm Nestroy's Stücke und die Klischnigg'schen Affensprünge Unsummen eingetragen, stieg für dasselbe unverhofft ein drohendes Ungewitter empor. Stöger übernahm die Direktion des Theaters in der Josephstadt, eine Oper, mit einem für Wien ganz neuen Revertoir, mit tüchtigen Gesangskräften war mit demselben von Grätz hergezogen, und entzückte die Wiener. Pöck, jetzt in Braunschweig,

und der Tenor Demmer in ihren Blüthenepochen, und andere kräftige Talente bezauberten die Muſik-Liebhaber; mit „Robert der Teufel“ und anderen kaſſafüllenden Opern wurde dem k. k. Opernhaus der Rang abgelaufen: Raimund's „Verſchwender“ ſchritt unter Mitwirkung des genialen Verfaſſers zum erſten Male über dieſe Bühne, kurz Carl hatte bei der unverhofften Concurrenz mit dieſem Theater ſchwer zu leiden, als plötzlich Stöger zur Direktion nach Prag berufen, die Leitung der Joſephſtädter Bühne aufgab, und dieſer unheilverkündende Schlag gefahrlos am Theater an der Wien vorüberging. Zwei Jahre lang ſchwankte das arme, lecke Theaterſchifflein der Joſephſtadt von Stöger den unkundigen Händen eines Hrn. Hoch anvertraut, von dieſem an die Gebrüder Schainer übergehend, bis ſich die Leiter gezwungen ſahen, den Tempel zu ſchließen, wobei die Muſendiener mit bedeutenden Gagerückſtänden in alle Winde ſtoben. Während dieſer Zeit hatte Carl das Theater in der Leopoldſtadt um eine enorme Summe eigenthümlich angekauft*) und

*) Eine gänzlich verunglückte Spekulation; die Leopoldſtädter Bühne kann ſich unter den jetzigen Verhältniſſen nie rentiren, ſie muß niedergeriſſen, neuerbaut, und in jeder Hinſicht reorganiſirt werden. Dieß wollte Carl eben durch den Ankauf vermeiden.

ſtand alſo wieder allein und ohne Direktionsnebenbuhler in Wien.

Jedoch nicht lange ſollte dieſe ruhige Sicherheit dauern, abermals zog ein Sturm drohend gegen das Theater an der Wien heran. Ein unbeachtetes Orcheſtermitglied, Franz Pokorny, hatte ganz mittellos die Leitung des Preßburger Theaters und bald auch die der verlaſſenen Joſephſtädter Bühne übernommen. Es war ein blindes Wagen auf gut Glück, ohne feſten Plan, ohne geiſtigen Halt, ohne alle pekuniären Mittel! — Carl lachte, als er hörte, Pokorny wolle gleich ihm, hauptſächlich mit der Poſſe ſpekuliren. Und ſiehe da, Pokorny brachte ebenfalls, zwar junge und unbekannte, aber friſche und feurige Talente mit, die mit ganzer Kraft und regem Eifer für die junge Anſtalt wirkten, welche binnen Kurzem zur Lieblingsbühne der Wiener ſich emporgeſchwungen hatte, zum ſchweren Nachtheil der Carl'ſchen Entrepriſe. Einige neue Dichter — Told und Schikh — wurden gewonnen, deren Produkte mit dem größten Pomp in die Scene gingen, und im Glanz der Ausſtattungsſtücke entwickelte Pokorny eine ſelbſt in Wien noch unerhörte Pracht. Ob das Syſtem, die Exiſtenz einer Bühne ganz in die Hände des Decorationsmalers und des Garderobe-

ſchneiders zu geben, Dichter und Schauſpieler aber nur als Folie dieſer zu betrachten, erfreulich und vor äſthetiſchem Geſichtspunkte verantwortlich ſei, gehört auf ein anderes Blatt. — Vergebens warnte der geniale M. G. Saphir vor dieſen hohlen Geiſtesprodukten, welche das Publikum, wenn es ſich an dieſen lebendigen Waſſerfällen, an dieſen hunderten von uniformirten und geharniſchten Mädchen, den Beſtürmungen und Demolirungen von Ritterburgen, Spiegeldecorationen und ähnlichen Schnurrpfeifereien genug geſehen, überſättigen und ſich durch nichts Aehnliches überbieten laſſen.

Freilich iſt Pokorny an der bodenloſen Seichtigkeit ſeines Repertoires zum Theil unſchuldig, da er ſein ganzes Vertrauen in die Hände ſeines Sekretairs Kupelwieſer gelegt, und dieſer eigentliche Direktor des Joſephſtädter Theaters als privilegirter Ueberſetzer der ſchaudervollſten franzöſiſchen Machwerke jedem aufkeimenden dramatiſchen Talente in kleinlicher Eiferſucht — wenn nicht von ſchlimmeren Motiven geleitet — beharrlich den Zugang zu dieſer Bühne verrammelt.

Für das Theater an der Wien ſoll der junge Dichter Kaiſer als Geſchäftsleiter engagirt ſein, deſſen Talent und redlicher Wille zu erfreulichen Erwartungen berechtigt. —

Vor drei Jahren kam eine junge Sängerin von Hamburg nach Wien, und mit Mühe in der Josephstadt zum Gastspiel. Ein frisches, graciös keckes Spiel, hart an der Grenzlinie des Schönen streifend, ohne dieselbe zu überschreiten, und eine liebliche Stimme mit sehr elegantem Vortrag zeichnete Frau Brüning, so hieß die Debütantin, sogleich zu ihrem Vortheil aus. Sie gefiel sehr, ohne jedoch Aufsehen zu erregen, theils weil ihr das stets beschränkte Repertoir dieser Bühne nichts Neues vorzuführen erlaubte, theils weil die einzige Novität, in der sie auftrat, — Chonchon — von Kupelwieser schrecklich verballhornt und allen Effekts beraubt war. Eben im Begriff einen Contrakt nach Lemberg zu unterschreiben, engagirte Carl Frau Brüning für sich, ließ die tüchtige Friedrich'sche Bearbeitung derselben Piece mit ihr als Chonchon in die Scene gehen, und Stück und Darstellerin erfreuten sich eines beispiellosen Erfolges. Schon früher hatte ein Hr. Findeisen von Berlin und Frau Frieb-Blumauer sich in mehreren französischen Liederspielen bemerkbar gemacht, Carl selbst war in den letzten Jahren mit brillantem Succeß in das komische Charakterfach übergegangen, auf alles dieß, verbunden mit der glänzenden Aufnahme der Brüning, gründete Carl sei-

nen neuen Plan, neben der Poſſe auch das Vaudeville zu cultiviren, um bei Krankheitsfällen oder anderen Hinderniſſen für das Lokalluſtſpiel einen genügenden Erſatz zu haben. Und ſiehe da, die überrheiniſche Treibhauspflanze ſchlug unter Carls ſorglicher Pflege bald ſichere Wurzel, und vergalt tauſendfältig die Mühen des kundigen Gärtners — eine Spekulation, welche den anderen Vorſtadtbühnen zu wiederholten Malen mißlungen war. Man kann ſich aber auch nichts Intereſſanteres denken, als das feurige lebhafte Zuſammenſpiel von Hrn. Carl und Frau Brüning; das franzöſiſche Griſettenkind Vaudeville wird als Singſpiel an Carl's Bühne ein deutſcher geſunder Junge mit friſchen rothen Wangen. Kleine Stückchen, z. B. „Indienne und Zephirin" werden mit einem Humor und einer Laune zur Darſtellung gebracht, welche das Publikum elektriſiren, und ſo nur läßt ſich das enorme Glück erklären, welches derlei an und für ſich ganz werthloſe Bluetten gerade an dieſer Bühne machen.

Daß Direktor Carl in neueſter Zeit die Direktion des Theaters an der Wien verloren, und dieſe Bühne von Herrn Pokorny käuflich acquirirt worden, iſt eben ſo bekannt, als der Umſtand, daß Hr. Carl verſprochen, in der Leopoldſtadt einen neuen der Reſidenz wür-

digen Kunſttempel hinzuſtellen. Die Erfüllung dieſes Verſprechens wird eine

dritte Epoche

in der Carl'ſchen Geſchäfte.einung herbeiführen, und Schreiber Dieſes wünſcht von ganzem Herzen, daß dieſer Plan eben ſo glücken möge, als Herrn Carl ſeine anderen Unternehmen reiche Früchte gebracht, von welchen ſein großes Vermögen und eine hübſche Anzahl Häuſer, die er in der Reſidenz ſein Eigen nennt, ein glänzendes Zeugniß ablegen. — —

Ein Opfer des grünen Tiſches.

Der Hofſchauſpieler L.. in B..... war einer der genialſten Sonderlinge, welchen die deutſche Theaterwelt aufzuweiſen hatte. Mit der aufopferndſten Hingebung und namenloſer Begeiſterung ſeiner heiligen Kunſt lebend, war ihm jede Profanirung derſelben ein Greuel, und ſo erlaubte er ſich Manches, was vor den Augen des Publikums keine Verzeihung finden konnte. Als er, der vergötterte Liebling ſeines Publikums, einſt auf der heimiſchen Hofbühne die Rolle des Franz Moor mit großartiger Auffaſſung vor den Augen des hocherſtaunten Publikums verwirklichte, unterhielten ſich zwei vornehme Damen, unbekümmert um das, was auf der Bühne vorging, zum Aerger aller Gebildeten in der Proſceniumsloge mit lauter Converſation. Plötzlich hält L. mitten in der Scene inne, wirft einen durchbohrenden Blick in die Loge, und ſpricht laut und ruhig:

„So lange Gänse schnattern, müssen Künstler schweigen.“ Das Publikum verzieh mit feinem Takt seinem Liebling diese Unart, ein donnernder Applaus durchdröhnte den Saal, die Beschämten verließen in ohnmächtiger Wuth augenblicklich das Haus, und L. spielte, nachdem er die Anwesenden in kurzen Worten die „sonderbare Unterbrechung auf Rechnung seiner tief verletzten Künstlerehre zu setzen bat,“ ruhig weiter.

Es ist begreiflich, daß jede Leidenschaft ein so excentrisches Gemüth mit doppelter Gewalt ergreifen mußte. L. liebte, er liebte mit der ganzen Gluth einer begeisterten Jünglingsseele ein braves und unbescholtenes Bürgermädchen. Doch vergebens hielt der geachtete, reich besoldete Künstler um die Hand seiner Geliebten an; an dem Starrsinne des geistbeschränkten Vaters scheiterten alle Bemühungen der Liebenden, selbst die Verwendung des Hofes, indem die Krämerseele nur dem Manne die Hand seines Kindes zusagen wollte, welcher demselben eine baare Summe von 20,000 fl. zubringe.

Als L. sah, daß er vergebens gegen das Unvermeidliche ankämpfe, verwandelte sich dessen ganze Lebensweise wie mit einem Zauberschlage. Der lebens-

frohe, leichtsinnige Geselle war zum Geizhals geworden, jedes Vergnügen, jede Zerstreuung sich mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit versagend, sein kümmerliches Dasein nur mit dem unumgänglich Nöthigsten fristend, wich er mit peinlicher Sorge aller verführenden Gelegenheit, jedem Umgange mit den früheren Freunden und Kunstgenossen aus. Seine einzige Unterhaltung bestand darin, daß er die durch jedmögliche Entbehrung ersparten Goldstücke in einsamer Kammer mit der Gierde des im Wucher ergrauten Geizhalses hundertmal zählte und blank putzte.

Es ist begreiflich, daß L. bei dieser Lebensweise und seinem bedeutenden Gehalte in kurzer Zeit eine sehr bedeutende Summe erspart hatte, aber eben so erklärlich, daß weder die Körper- noch Seelenkraft des feurigen Künstlers der Lösung seiner Riesenaufgabe gewachsen war, nämlich mit spartanischem Muthe so lange allem Mangel Trotz zu bieten, bis durch die verlangte Summe dem Alten die erbetene Einwilligung zur Verbindung mit der Geliebten, der glänzende Lohn alles erduldeten Mühsals, abgerungen war. In kurzer Zeit war L. in jeder Hinsicht zu einem Schatten hingeschwunden, und zu den körperlichen Leiden gesellte sich die sonderbare fire Idee, er habe ein lebendiges Huhn

im Leibe, deſſen fortwährende Bewegung ihm unerträgliche Qualen verurſache.

Jede freundliche Mahnung der Aerzte und Bekannten, ſeine Lebensweiſe zu ändern, ſcheiterte an dem ſtarren Sinne des körperlich- und geiſtigkranken Mannes, welcher mit ſchwer zu ertragender Rauhheit jeden wohlmeinenden Rath zurückwies, und endlich nur durch den beſtimmt ausgeſprochenen Befehl des Landesherrn vermocht werden konnte, zur Herſtellung ſeiner Geſundheit nach Wiesbaden zu gehen — wohin ihn die Aerzte gewieſen — und dort auf Koſten des kunſtſinnigen Fürſten für ſeinen Körper Sorge zu tragen.

Für den armen L. jedoch waren die Segnungen der geſundheitſpendenden Nymphe der Heilquelle verloren, denn auch hier brachte er ſeine Tage damit hin, zu darben — und die erdarbten Goldſtücke zu zählen und zu putzen. L., vor wenig Jahren noch der friſcheſte, lebensfroheſte Jüngling, wäre in ſeiner jetzigen Erſcheinung, mit dem fahlen Antlitz, dem lauernden Blicke und dem ſchleppend ſchleichenden Gange, den abgemagerten Körper in unſcheinbare, mehr als abgetragene Kleider gehüllt, für den Pſychologen eine merkwürdige Erſcheinung geweſen, und es ſteht dahin, ob das unſelige Geſchick, welches ihn ereilt, nicht noch dem mit

Bestimmtheit vorauszusehenden, langsamen Tode vorzuziehen war.

Auf einem Spaziergange durch den Park führte ihn der Zufall oder sein böses Verhängniß zum erstenmale in den belebten Theil des Gartens, welcher an den Saal stößt, wo der Teufel des Spieles sein blinkendes Netz ausspannt, um durch Goldesklang und Schimmer seine Opfer anzulocken.

Durch eines der hohen Fenster wirft L. einen Blick in die glänzenden Räume auf den grünen Tisch. Die matten Augen strahlen von heißer Begierde brennend im alten Glanze; ein unheimliches Roth bedeckt die fahlen Wangen, um schnell geisterhafter Bläße wieder Raum zu geben, die Zähne fliegen hörbar an einander, jede Nerve zittert und droht in ungewöhnlicher Spannung zu zerreißen, und willenlos, dem armen Thiere gleich, welches freiwillig der giftigen Schlange zueilt, steht L. auch schon im Saale, vor dem Tische, welcher in gleißender Tücke die Farbe der Hoffnung trägt.

Vergebens kämpft das Entsetzen vor dem drohenden Verluste mit der Begierde, durch reichen Gewinn plötzlich am Ziele aller Wünsche zu stehen, mit qualvoller Angst wartet er, bei dem mit zitternder Hand hingeschobenen Goldstück stehend, die Entscheidung sei-

nes Schickſals ab. Fortuna lächelte dem gepeinigten Neulinge, und nach einer in gräßlicher Aufregung verlebten Stunde ſchleppt L. 30 gewonnene Goldſtücke, dem gierigen Hamſter gleich, in ſeine Höhle, um ſich, mit tauſend Plänen marternd, ſchlaflos auf ſeinem harten Lager herum zu wälzen, und durch hundertmaliges Ueberzählen des erſpielten Mammons ſich zu überzeugen, daß kein Traum ihn äffe, daß er wirklich an der erſehnten Quelle künftigen Reichthums ſtehe, welche mehr als der heilkräftige Brunnen ihm Geſundheit und Seelenfrieden wieder zu geben beſtimmt ſei.

Die Morgenſonne des nächſten Tages findet den Armen vor den noch lange verſchloſſenen Sälen in ängſtlicher Haſt auf- und niederrennend. In ſeinen Taſchen klingen Goldmünzen, die Truppen, welche der unbeſonnene Feldherr in verwegener Schlacht dem überlegenen Feinde entgegen zu führen gedenkt.

Vergebens jedoch war ſeine trügeriſche Zuverſicht auf die fortdauernde Gunſt der feilen Glücksgöttin, mit höhniſchem Grinſen hatte ihm die Treuloſe den Rücken gewandt, und in wenig Stunden war Alles, Alles verloren!

Eine heiße Thräne im Auge hatte der unglückliche L. ſeinen letzten Louisd'or hingeſchoben, mit einem un-

articulirten Schmerzenslaut wankte er, als dieser verloren, aus dem Saale, und stürzte sich augenblicklich in den nur einige Schritte entfernten Weiher! —

Ich habe auf meinen Reisen die Bemerkung gemacht, daß in allen Bädern, in welchen der Dämon des Spieles rafet, in nächster Nähe des Saales ein Weiher angelegt ist, gleichsam als lockende Einladung für den Armen, der so eben die Mittel zur Fristung seines Daseins verloren, auch das Leben selbst als lästige Bürde von sich zu schleudern. Natürlich! — Ein Pistolenschuß würde zu vielen Lärm machen!

L., der sich, wie gesagt, in den Weiher gestürzt, wurde gerettet; allein zu welchem Dasein rief man ihn zurück in's Leben! Vergebens waren alle Bemühungen, ihm nach wieder erlangtem Bewußtsein auch nur einen armen Laut abzulocken. Die Zähne über einander gebissen, saß der bleiche Mann stundenlang im tiefsten Schweigen, und nur die Thränen, welche von Zeit zu Zeit langsam über die fahlen abgemagerten Wangen rollten, zeugten von dem Sturme in seinem Innern. Ohne ein Wort des Widerspruchs litt er geduldig, daß man ihm seine geringen Habseligkeiten zusammenpackte, und nur mit stummem Händedruck dankte er der Fürsorge seiner Bekannten, welche ihm einen Platz in den

Postwagen nach B. besorgt, und auf deren Zureden er denselben eingenommen hatte.

In Weimar, wo die Pferde gewechselt wurden, vermißte der Schirrmeister bei der Abfahrt seinen schweigsamen Passagier, und war gezwungen, nach längerem Warten ohne ihn die Reise fortzusetzen.

Recht so! Der Arme brauchte nicht mehr die irdische Gelegenheit zur Heimreise, auf kurzem Wege war er der wahren Heimath zugeeilt! — Auf Wieland's Grab hatte er sich erschossen; statt der Kugel war die Pistole mit einem Theil eines Champagnerstöpsels geladen! —

Pariſer Theater-Eindrücke.

Die ſtehende Floskel, „Paris ſei die Hochſchule der dramatiſchen Kunſt,“ kann ich nach meiner innigſten Ueberzeugung nur mit einigen Modifikationen gelten laſſen. Im Luſtſpiele und dem bürgerlichen Drama ſind die Franzoſen uns Deutſchen allerdings weit voran, dagegen herrſcht hier — mit wenig Ausnahmen — im höheren Schauſpiel und der Tragödie, Unnatur, Verzerrtheit und ein wahrhaft widerliches Haſchen nach äußerem Effekt. Unſere bedeutenden Talente ſtehen vereinzelt, ein tüchtiger Künſtler in Wien, einer in Dresden, der dritte in Berlin und wieder einer in Hannover oder Hamburg engagirt, von einem in einander greifenden Ganzen, in allen Theilen befriedigend, iſt leider in ganz Deutſchland keine Rede. Dieß iſt der große Vorzug, den Paris mit ſeinen Bühnen vor unſern Reſidenzen hat, alle namhaften Kräfte Frankreichs ſind

hier concentrirt, für die hervorragendsten derselben schaffen die Dichter, die ihre Stoffe auf offener Straße finden, ihre Lustspielcharaktere, durch die sorgfältigste Besetzung und durch wahrhaft zahllose Proben kommt ein Ensemble zu Stande, von welchem sich nur Derjenige einen Begriff machen kann, der sich durch eigene Anschauung von der Vortrefflichkeit desselben überzeugt hat. Der Souffleur ist ein ganz entbehrliches Möbel, nie hört man denselben, die Schauspieler bleiben nie vor dem verwünschten Loche kleben, ängstliche Blicke auf den unterirdischen Verlegenheitsabhelfer werfend, sondern die Sprechenden bewegen sich mit vollkommener Sicherheit und Naturwahrheit vor- und rückwärts, sprechen im Hintergrunde mit derselben Raschheit wie an den Lampen, wie es die Situation verlangt, und stören auf diese Art nie die Illusion des Zusehenden, welcher das darzustellende Bild mit wahrem Vergnügen, ohne die geringste Stockung in's Leben treten sieht. Die Vorzüge dieses Zusammenspieles wurden mir erst recht klar, als ich einer Vorstellung beiwohnte, deren die renommirten englischen Schauspieler vom Coventgardentheater in London mit Macready und Helene Faucit, den Berühmtesten derselben, hier mehrere gaben. Ich werde gelegentlich auf diese Vorstellung zurückkommen. Es

waren die erſten dramatiſchen Künſtler Englands, und keiner derſelben vermochte ſich mit den in gleichem Rufe ſtehenden franzöſiſchen oder deutſchen Schauſpielern in die Schranken zu ſtellen. Emil Devrient überflügelt Macready in jeder Hinſicht, und Frau Schütz in Braunſchweig und die Rettich in Wien, würden bei dem Vergleiche mit Dlle. Faucit nicht verlieren. Wahrhaft unverzeihlich fand ich die Verwegenheit der engliſchen Schauſpieler, mit welcher ſie ihre Dichter willkürlich verſtümmeln. Die erſten Künſtler einer fremden Nation kommen als Repräſentanten ihres gefeierſten Dichters — Shakspeare — nach Frankreich, und ändern dort deſſen großartigſtes Werk Romeo und Julia, indem ſie dem Meiſtergebilde den miſerabeln gleichnamigen Opernſchluß ſtatt des letzten Aktes anflicken. Dieſe Barbarei erlaubten ſich die Schauſpieler des Londner Coventgardentheaters in Paris im Jahre 1844.

Wie würde unſere Kritik mit vollem Rechte deutſche Darſteller zur Verantwortung ziehen, wenn wir uns eine ſo unverſchämte Freiheit mit einem unſerer Dichter, z. B. mit Schillers „Wilhelm Tell" erlaubten? —

Dazu ein ganz mangelhaftes Enſemble und eine eben ſo ſchwache Mise-en-Scene, und dennoch — ſo

viel thut der Ruf — ein äußerlich brillanter Erfolg. So viel ist mir bei Anschauung dieser Vorstellung klar geworden, daß eine deutsche Schauspielgesellschaft, aus wahren Künstlern bestehend, und mit den zum Anfange nöthigen, pekuniären Mitteln versehen, die Ehre der dramatischen Kunst Deutschlands glänzend vertreten, und in Paris brillante Geschäfte machen könnte. Freilich müßten, wie gesagt, die ersten Künstler Deutschlands für ein derartiges Unternehmen gewonnen werden, und aller Rollenneid im lieben Vaterland zurückbleiben, eine gewisse Anzahl deutscher Originalstücke im Voraus bestimmt sein, und was leider mit den oben angeführten Bedingungen zu den Unmöglichkeiten gehört, die Monate November und December zur Ausführung dieses, nicht auf Geldspeculation basirten Unternehmens benutzt werden. Unter diesen Verhältnissen ließe sich ein Kampf mit französischer Dicht- und Schauspielkunst eingehen, bei welchem ein ehrenvoller Sieg zu verbürgen wäre, ein Sieg, welcher die Mißachtung glänzend verwischen würde, in welche geldgierige und am Hungertuche nagende Unternehmer das deutsche Theater in Paris gebracht, welchen aus Unkenntniß der Verhältnisse ein Häuflein mittelmäßiger Thespiskarrenjünger dahin gefolgt, um zur Strafe ihres Leichtsinnes mit

Schaudern der Wahrheit des Sprichwortes: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich," eingedenk zu werden.

Ehe ich zu dem Eindrucke übergehe, welchen mehrere der größten dramatischen Künstler Frankreichs auf mich gemacht, sei es mir erlaubt, einige Worte über die dortigen Bühnen im Allgemeinen und über einige mir an diesen besonders auffallende Erscheinungen voranzuschicken. Die Theater in Paris dauern bekanntlich bis spät in die Nacht hinein, an einem Theaterabend werden gewöhnlich 3 bis 6 Pieces gegeben, und 16 nach einander zur Darstellung kommende Akte sind nichts Ungewöhnliches, ja ich habe einer Vorstellung beigewohnt, welche zu Frederic Lemaitre's Benefize gegeben wurde, die von 6 Uhr Abends bis nach 2 Uhr früh währte. Theaterliebhaber besuchen daher an jedem Tage zwei bis drei Schauspielhäuser, sich in jedem derselben das ihnen am meisten zusagende Stück herausfuchend. Die Vaudeville-Theater führen daher ihre Pieces schon in einer gewissen Reihenfolge auf, welche diese Mode unterstützt. Das Theater im Palais Royal giebt z. B. die beliebtesten der darzustellenden Novitäten zuerst, hierauf beginnt im Vaudeville eine Vorstellung mit Arnal, und das Varietes-Theater schließt mit einer

in Vogue ſtehenden Piece, worin der geniale Bouffé excellirt. In den endlos langen Zwiſchenakten gleichen die franzöſiſchen Theater einem Leſekabinette, denn da die belletriſtiſchen Journale beinahe alle Abende erſcheinen, und um einige Kreuzer in den Theatern ſelbſt zum Verkauf ausgeſchrieen werden, da ferner die darzuſtellenden Stücke und die darin auftretenden Perſonen nur in dieſen Zeitungen affichirt werden, ſo kauft ſich beinahe Jedermann beim Eintritt ins Theater einige dieſer Journale, welche ihm zugleich als Mittel dienen, während den Pauſen ſich die Zeit zu vertreiben. Auf dieſe Art werden von einzelnen Abend-Blättern, z. B. vom „l'entr'acte“ eine Unzahl Exemplare abgeſetzt, und die Herausgeber dieſer unbedeutenden Zeitungen werden reiche Leute. Die Gallerie und ſelbſt die Nichtleidenden im Parterre amüſiren ſich indeß auf die ungebundenſte Weiſe. Pfeifenkonzerte auf dem Hausſchlüſſel, wiehrendes Gejohle, in den Theatern zweiten Ranges an den untern Boulevards ſelbſt ein lebhaftes Bombardement mit Orangenſchalen ins Parterre hinab, ſind tägliche Erſcheinungen, welche Niemandem auffallen. Die Sitze unter dem Kronleuchter nimmt in allen Theatern, mit Ausnahme der italieniſchen Oper, regelmäßig die Claque ein, ein vollkommen organiſirtes In-

ſtitut, welches auf den Fremden einen wahrhaft lächerlichen Eindruck macht*). Das eigentliche Publikum in Paris applaudirt wenig, und nur ſeine gefeiertſten Lieblinge — ich habe nur Bouffé, Lemaitre und die Rachel hervorrufen ſehen — und dennoch erſchallen mächtige Applauſe, von einem in der Mitte des Parterres zuſammen geknäulten Häuflein Menſchen ausgehend, jeden Tag wie ein gegebenes Commando bei derſelben Stelle, in der gleichen Scene; mit der lebhafteſten Ausdauer arbeiten dieſe Lohnknechte für die Kunſt, ihre gewaltigen Pfoten im Schweiß des Angeſichtes zuſammenhauend, und in eben demſelben Zeitmaaße bricht das Klatſchen im gleichen Augenblicke ab, ſo zwar, daß man bei einer zweiten Vorſtellung genau die Klatſchſtichworte angeben kann, was auf mich einen unbeſchreiblich komiſchen Eindruck machte. Es iſt unbegreiflich, daß ſich Direktion und Schauſpieler durch derlei läppiſche Manöver um ihr Geld prellen laſſen. Man glaube aber ja nicht, daß der Pariſer Claqueur

*) Bei uns in Deutſchland iſt in Frankfurt a. M. unter der Direktion eines gewiſſen Beifuß eine ſolche Anſtalt organiſirt, deren Chef jedem zum Gaſtſpiel ankommenden Künſtler bereitwilligſt ſeine Dienſte anbietet. Und der Mann beſteht bei ſeinem Geſchäfte!

durch ſeine Handleiſtung das Befugniß des freien Eintrittes erkauft oder etwa gar extra honorirt wird; er bekommt von ſeinem Chef — eine ſehr einträgliche Anſtellung — eine Karte für den vollen Preis derſelben als Caution. Hat er nun während der Vorſtellung unter deſſen Aufſicht und Commando ſeine Pflicht „redlich und mit ganzer Kraft" gethan, ſo erhält er nach geendigter Vorſtellung in einem eigenen zu dieſem Verſammlungsorte beſtimmten Kaffehauſe die Hälfte des erlegten Betrages zurück; war der Chef mit ihm unzufrieden, ſo hat er die dargeſtellten Piecen um ſein gutes volles Geld aufführen ſehen und erhält nichts davon wieder. Die Mise-en-Scene und das Decorationsweſen, ſo wie die Maſchinerie, iſt in allen Pariſer Theatern ohne Ausnahme unübertrefflich zu nennen, und nur dadurch der Erfolg zu begreifen, deſſen ſich daſelbſt manches auf ſehr ſchwachen Füßen ſtehende Produkt zu erfreuen hat. Die Couliſſen ſind gänzlich abgeſchafft, die Zimmer erſcheinen an den Wänden geſchloſſen, die Möbel ſind ſo geſtellt, wie man ſie gewöhnlich trifft, freie Gegenden, Landſchaften und Straßen ſind dioramenartig gemalt und aufgeſtellt. Schwierige Verwandlungen gehen von unten herauf. Außer im Theater Français werden die effektvollſten Scenen der

Stücke mit leiser Musik begleitet, was nach meiner Ansicht der Wahrheit Abbruch thut, allein die Außenwirkung ungemein erhöht.

Jedes neue Stück, welches nicht total durchfällt, wird augenblicklich gedruckt, und ist in allen Buchhandlungen um 40 Centimes (4 Silbergroschen) zu bekommen. Daß es unter diesen Verhältnissen, unter welchen eine Masse Exemplare verkauft werden, dem Dichter leicht wird, ins Volk zu dringen, versteht sich von selbst. Von allen auffallenden neuen theatralischen Erscheinungen kommen trefflich gestochene und sauber gemalte Costümebild- eraus, welche rue de Coq Nr. 15 bei Hautecoeur den Spottpreis von 2½ Silbergroschen pr. Stück ommen sind, was ich zum Nutz und Frommer Collegen und der deutschen Direktionen hiermit iche. Die besten Theaterperrücken in Paris verfertigt: Mr. Boursier, Faubourg Montmartre Nr. 25. Er läßt sich zwar ganz tüchtig bezahlen, liefert aber eine Arbeit, welche an Natürlichkeit und Sauberkeit Alles, was ich je in der Art gesehen, weit hinter sich läßt. —

Unter den vielen ausgezeichneten französischen Bühnenkünstlern, welche ich zu bewundern Gelegenheit hatte, haben Bouffé, Frederik Lemaitre und

theilweiſe die Rachel den gewaltigſten Eindruck auf mich hervorgebracht.

Bouffé

iſt ohne Zweifel der wahrſte Schauſpieler, der je die Bretter geziert, welche die Welt bedeuten. Da iſt jeder Zug der Natur abgelauſcht, kein Pünktchen zu viel, aber auch keines zu wenig, kurz ein Künſtler, dem ſich, wo er auch immer wirken wird, an der Seine oder der Neva-Strand, alle Herzen raſch mit freudiger Theilnahme zuwenden werden. Im erſten Augenblick überraſchte mich eine unverkennbare Aehnlichkeit deſſelben mit Döring. Eine ſchmächtige Geſtalt, ein ziemlich markirtes Geſicht, gebogene Naſe, und ein ſeelenvolles, blaues Auge. In gemüthlichen Charakteren bringt er eine Wirkung auf die Menge hervor, für die es keinen Ausdruck giebt, nie verſtand es ein Schauſpieler ſo das Publikum in einem Augenblick zum herzlichen Lachen zu zwingen, während im nächſten Augenblick über ihn ſchon die wärmſten Thränen des Mitgefühls fließen. Als Beleg dafür dient ſein Gamin de Paris. Es läßt ſich nicht beſchreiben, was Bouffé aus dieſer, freilich an und für ſich dankbaren Partie, geſchaffen hat, zu welcher ihm noch überdieß die äußeren Mittel

fehlen, denn Bouffé iſt ein Mann von wenigſtens 40 Jahren, und dennoch wird Niemand aus der Illuſion geriſſen, wenn er unter wahrhaft herzzerreißendem Schluchzen die Worte ſpricht: Ich war bis jetzt ein unbeſonnener, leichtſinniger Knabe, aber ich will ein Mann werden — in dieſer mit unübertroffener Meiſterſchaft geſpielten Scene bleibt im ganzen Hauſe nicht ein Auge thränenleer, ſo wie die Zuſchauer kurz vorher in den mit dem tollſten Humor geſpielten Scenen mit Bizot, über die mit Jongleurgewandtheit ausgeführten equilibriſtiſchen Kunſtſtückchen des übermüthigen Gaſſenjungen vor Jubel nicht zu ſich kommen können. Die Scene mit der Großmutter, wo er der zürnenden Greiſin mit katzenartiger Schmeichelei ſo lange zuſetzt, bis dieſe, ihren Groll vergeſſend, in ein von ihm angefangenes Liedchen mit einſtimmt, iſt ein allerliebſtes gemüthliches Genrebildchen. Im zweiten Akt, als der arme Junge das Unglück erfahren, welches über ſeine heißgeliebte Familie hereingebrochen, iſt aus dem Knaben ein Mann geworden, aber ein Mann, den das Schickſal dazu geſtempelt. Mit ernſter Feſtigkeit fordert er vom General — den Lafont ebenfalls vortrefflich darſtellt — die verlorne Ehre ſeiner Schweſter, oder blutige Genugthuung für die erlittene Schmach von

dem Verführer, er erzählt, wie glücklich die Seinigen gelebt, eh' ein Elender unter falſchem Namen ihr Vertrauen mißbraucht, bei dieſer Erinnerung bricht ihm die Stimme und heiße Thränen, die er vergebens zu unterdrücken ſucht, verhindern ihn ſeine Schilderung zu enden. Ferner die unausſprechliche Verachtung, mit welcher er der Schweſter des Generals das dargebotene Geld vor die Füße wirft, die zarte Aufmerkſamkeit, mit welcher er Eliſe behandelt, endlich der im tollſten Jubel wieder ausbrechende Uebermuth, nachdem er Alles glücklich und zufrieden ſieht, alle dieſe Uebergänge durch Bouffé dargeſtellt, und die Wirkung dieſer Darſtellung auf das Publikum vermag keine Feder zu beſchreiben. Wie oben auf der Scene, ſo wechſelt auch im Auditorium mit Blitzesſchnelle Jubel und Schmerz, Thränen der Luſt und des Mitgefühls. Aber auch das Enſemble iſt in dieſem, wie in allen franzöſiſchen Luſtſpielen muſterhaft, und die Scene, wo der General dem Sohne das Kreuz der Ehre von der Bruſt reißt und mit Füßen tritt, wo dieſer Alles vergeſſend, ſich dem Vater wuthentbrannt entgegenſtürzt, der General ihn ruhig mit unterſchlagenen Armen erwartet, und der junge Mann zitternd und vernichtet lautlos zu ſeinen Füßen hinſinkt, iſt ein wahres Meiſterſtück der Schauſpielkunſt. Ferner

ſah ich Bouffé als Grandet in dem bekannten Effektſtück: „La fille de l'avare.“ Er giebt dieſe Rolle auf ganz eigenthümliche Weiſe. Sein Grandet iſt ein ganz gutmüthiger Menſch, ein alter ſchwächlicher, ſpaßhafter Mann, der ſeine Tochter, ſein einziges Kind, ſehr lieb hat, ja beinahe ſo lieb als ſein Geld. Ein Menſch, der wie zu ſeinem Vergnügen in allen Taſchen jede Gattung von Münzen in kleinen ſchmutzigen Papierchen herumträgt, kurz ein Menſch, der erſt in dem Augenblick, wo er ſich ſeines Gottes, des Schatzes, den er jahrelang mit tauſend Entbehrungen zuſammengeſcharrt, beraubt ſieht, zum Tiger wird. Entſetzen erregend iſt ſein Anblick, als er nach dieſer Entdeckung aus dem Keller ſtürzt. Bleich, mit verwirrtem Haare, ſchnappt ſeine bebende Lippe vergebens nach Luft, er vermag nicht einen armen Laut hervorzubringen. Taumelnd wie ein Betrunkener von einer Ecke zur andern ſchwankend, ſucht er ſich vergebens den Anweſenden durch Zeichen verſtändlich zu machen. — Nach langer Pauſe entringen ſich dem gepeinigten Mann krächzend heiſere Töne, er ſtößt die Worte: Beſtohlen! Ein Pferd! Ein Pferd! hervor, und fällt dem Advokat laut weinend um den Hals. Vergebens würde ich es verſuchen, eine Beſchreibung der Wuth geben zu wollen,

mit welcher Grandet erfährt, daß der Dieb seine eigene Tochter sei, man schaudert zurück und fühlt doch das tiefste Mitleid mit dem Gemarterten, welchen seine unselige Leidenschaft jedes andere Gefühl vergessen macht.

In „Boquillon à la recherche d'un père," einem leichten, wenn gleich nicht sehr decenten, Zaktigen Lustspiele stellt der Künstler einen heiteren gemüthlichen alten Hagestolz dar, welcher bei seiner Heimkunft aus dem Kaffeehause von der gewöhnlichen Domino-Partie ein Kind findet, einen armen Wurm, welchen gewissenlose Aeltern bei dem reichen Junggesellen besser aufgehoben glauben, als unter der eigenen Obhut. Boquillon, der dem Ehestande bloß seiner Unbehaglichkeiten wegen immer ausgewichen, ist nun, wie er sagt: „Vater geworden, ohne gesündigt zu haben." Er beschließt, den wahren, unnatürlichen Erzeuger seines Fundes aufzusuchen und geht auf die Jagd nach einem Vater aus, kommt dadurch in eine Unzahl Unannehmlichkeiten, da die Discretion eben nicht seine stärkste Seite ist, und macht zum Schluß die freudige Entdeckung, daß er durch seinen Fund Großonkel geworden sei.

Diesen von dem vorigen so ganz entgegengesetzten Charakter spielt Bouffé mit solcher Laune und solch humoristischer Gemüthlichkeit, daß das Lustspiel wahrhaft

Furore machte, und 30 Abende nach einander ununterbrochen gegeben wurde.

Im Leben iſt Bouffé der einfachſte, beſcheidenſte Menſch, dem leider oft wiederkehrende Krankheiten — er leidet an der Bruſt — das Daſein verbittern, welches er andern ſo heiter zu machen verſteht.

Auch Bouffé iſt — eine nicht ſeltene Erſcheinung bei Komikern — Hypochonder.

Nächſt Bouffé iſt

Frederik Lemaitre

der größte Schauſpieler der franzöſiſchen Bühne. Eine durch und durch geniale Künſtlernatur, in der Darſtellungsweiſe die unverkennbarſte Aehnlichkeit mit der leider zu früh dahingeſchiedenen Zierde des deutſchen Theaters, mit Ludwig Devrient. So wie bei uns von dieſem, ſo erzählt man ſich in Paris von Frederik die pikanteſten Anekdoten aus deſſen Leben. Frederik iſt der Ahasver des franzöſiſchen Theaters. Wenn es ihm an einer Bühne nicht gefällt — und es ſoll ihm ſehr oft nicht gefallen — ſo geht er zu einer andern über, iſt ihm dieß Verhältniß läſtig, ſo ſchwört er zur Fahne eines dritten Muſentempels, widert ihn das Leben in der Hauptſtadt an, ſo beginnt er ein abenteuerliches

Wanderleben in die kleinſten Provinzſtädte; in dieſem Augenblick entzückt er die Gentlemans in London, und wer weiß, ob wir nicht einmal in einer kleinen deutſchen Stadt die Affiche einer dramatiſchen Abendunterhaltung, veranſtaltet durch Frederik Lemaitre zu ſehen bekommen. —

Zur Zeit meines Aufenthaltes in Paris wurden zwei Stücke, in welchen Frederik excellirte, ununterbrochen gegeben. Das erſte war eine Vergiftungsgeſchichte „à la Laffarge“ von dem ungeheuerſten Theatereffekt unter dem Titel: „la dame de St. Tropez.“ — und das zweite ein bereits von den Herren Friedrich und Bärmann ins Deutſche übertragene Spektakelſtück: „Don Cesar di Basan.“ In einem dieſer Dramen ſpielt Frederik den vergifteten Gatten, und in dem anderen einen liederlichen Edelmann, der ein großes Vermögen verjubelt hat, ſtets zu jeder tollen Luſtbarkeit bereit, ein Säufer und Raufer, welcher durch die Liebe umgewandelt wird.

Es iſt nicht leicht möglich, zwei heterogenere Charaktere aufzufinden, und doch mit welcher Meiſterſchaft bis in die kleinſten Nüancen herab führt der Künſtler dieſelben durch. Nicht zu leugnen iſt freilich, er thut in beiden Rollen des Guten etwas zu viel, aber das iſt

ja eben das Vorrecht des Genie's, an keine Regel gebunden zu ſein, und wollte Gott, nur das Genie maßte ſich dieſes Vorrecht an. In dem erſtgenannten Schauſpiele kommt eine Scene vor, in welcher Georges (Frederik) die Entdeckung zu machen glaubt, ſeine Gattin ſei ihm untreu und habe ihn vergiftet, ſpäter überzeugt er ſich durch einen Zufall von der Unſchuld derſelben. Das ſtumme Spiel Lemaitre's in dieſen Momenten iſt über allen Ausdruck erſchütternd. Ueberhaupt habe ich nie einen Schauſpieler geſehen, der mit einer Miene, oft mit einem Blick eine ſolch ungeheure Wirkung hervorzubringen vermag, als Frederik. Ich habe auch in dem Melodrama: „la dame de St. Tropez," welches ich dreimal anſah, jedesmal Damen geſehen, welche in Folge des Eindrucks, den Lemaitre's Spiel auf ſie hervorbrachte, einer Ohnmacht nahe das Haus verlaſſen mußten. Derlei Eindruck liebt aber der Franzoſe, und Frederik — in Paris nennt man nur ſeinen Vornamen — iſt der Lieblingsſchauſpieler der Populace. Nichts deſto weniger entwickelt dieſer Schauſpielproteus in heiteren Partieen einen Humor und eine Laune, welche ihn den beſten Komikern der Jetztzeit anreiht. Seine Masken ſind immer eben ſo vortrefflich als charakteriſtiſch.

Ich komme nun zu der bedeutendsten Künstlerin des französischen Theaters, zu der vielgepriesenen und oft geschmähten

Rachel,

deren Name auf den Affichen schon hinreicht, die so oft trostlos leeren Räume des klassischen Theaters français bis an den Gipfel zu füllen, des Theaters, welches nur noch von seinem vergangenen Ruhme zehrt, gleich einer verblühten Kokette, die im Bewußtsein ihrer einstigen Schönheit ihre Eroberungssucht nicht aufgeben will. Das Theater français ist das einzige Theater in Paris, welches ich — wie gesagt mit Ausnahme der Tage, an welcher die Rachel auftrat, was nicht häufig geschieht, — immer leer fand, es ist das Theater, welches der Claque am meisten bedarf, und welche dort am heftigsten spielt; ein trauriges Zeichen seines Verfalls. Also ist die Rachel die festeste und beinahe einzige Stütze dieses einst so hochberühmten Kunsttempels, obwohl das Theater français an den Dlls. Plessy, Arais, Volnys und den Hrn. Goyon, Marius, Firmin ꝛc. noch ganz tüchtige Kräfte zählt, sind doch die meisten dieser Berühmtheiten großentheils gleich im

Rückschritt begriffen, wie die Anstalt selbst, und auch deren Repertoir alt und stumpf geworden.

Der Hauptvorzug der Rachel ist Wahrheit; eine Erscheinung, welche um so wohlthuender auffällt, da die Franzosen wie gesagt, in der höhern Tragödie durch hohlen Pathos und unnatürliche Manierirtheit zu wirken suchen. Das französische Publikum, an diese unleidliche Methode gewöhnt, welche in langen Traditionen wie ein eckler Zunftzwang sich fortpflanzte, mußte daher das Wundermädchen anstaunen, welches von der Straße aufgelesen, in unbewußter Freiheit jene steifen Regeln weit hinter sich schleuderte, und durch die Natürlichkeit ihres Ausdrucks entzückte und hinriß. Eine schlanke, beinahe zu schmächtige Gestalt von mittler Größe, nicht sehr schöne, aber ungemein ausdrucksvolle und interessante Züge, und ein Wohllaut des Organs, wie man ihn selten hören kann, sind die Gaben, mit welcher Mutter Natur diese geborene Schauspielerin ausgestattet, welcher nur ein Requisit zur Vollkommenheit abzugehen scheint, aber leider das wichtigste — das Herz. Darum gelingen ihr Ausbrüche der Verzweiflung, der Rache, des Hohnes und aller bittern Leidenschaften ungemein, sie vermag den Donner des Zornes bis zur Täuschung wieder zu geben, aber die

Sprache der Liebe und das Flüstern der Sehnsucht klingt in ihrem Munde kalt und läßt theilnahmlos. Darum stand die Schröder, unsere deutsche, große Schröder in der Periode ihrer Kraft und Blüthe als geniale Künstlerin weit über der französischen hochgepriesenen Rachel. Kaum zwei Monden sind verflossen, daß ich Letztere gesehen, und der Eindruck ist zum Theil verblichen, während nach einem Jahrzehend, so lange ist's her, daß ich die Schröder zuletzt zu bewundern Gelegenheit hatte, ihre Sappho, Medea, Isabella ꝛc. so frisch und lebendig vor meinem Geiste stehen, als hätte ich mich gestern an ihren Kunstgebilden erfreut; so ist es auch mit Ludwig Devrient, Ferd. Raimund, Bouffé; was auf mich gewaltigen Eindruck macht, das ist bleibend in meiner Phantasie eingegraben, und diese unauslöschliche Wirkung, an welcher die Zeit spurlos vorübereilt, vermochte die Rachel, trotz ihrer, auch von mir gern anerkannten Künstlergröße, auf mich nicht hervorzubringen. Ich bin weit entfernt, diese meine Anschauung für die richtige aufzudrängen, über berühmte Erscheinungen in der Kunstwelt ein festes Urtheil abzugeben, ist ungemein schwer, denn die Ansichten sind verschieden, und was die Augen des Einen

als hohe Schönheit bewundern, sieht der Andere als entstellende Makel an. —

Außer drei Darstellungen der Rachel, in Corneille's: „Polyeucte," in Racine's: „Mithridate" und als Marie Stuart, einer Verballhornung Schillers — sie trat in 5 Wochen nur diese 3 Mal auf, während sie kurz vorher durch einen kleinen Zufall längere Zeit von der Bühne entfernt war — also außer diesen 3 Vorstellungen sah ich im Theater français noch das neue Lustspiel: „Une femme de 40 ans," einen langweiligen Sentenzenkram und den neu in Scene gesetzten: „Tartüffe." Firmin spielte die Titelrolle — wenn gleich mit etwas grellen Farben auftragend — vorzüglich, wahrhaft ausgezeichnet aber gab die im Lustspiel immer treffliche Dlle. Plessy die Scene, wo Orgon unter dem Tische verborgen, Zeuge der zweiten Liebeserklärung Tartüffe's wird. Dlle. Plessy spielte auch während meiner Anwesenheit in Paris einmal in einem Lustspiele: „Der Tag nach der Hochzeit" mit den eben gastirenden englischen Schauspielern eine Partie in englischer Sprache, mit solch' feiner Nüancirung, mit solcher Eleganz, daß das entzückte Publikum, ihr, der Nichtengländerin, die mit fremden Gästen in einer anderen Landessprache in die Schranken treten

mußte, einstimmig den Preis zuerkannte. — Die große Oper in Paris leidet wie die in Deutschland an großem Stimmenmangel — kein 1. Tenor — denn Tüprez füllt diesen Platz, trotz einer Gage von 120,000 Franks, nur darum aus, weil noch kein besserer da ist, und keine 1. Sängerin, denn Mad. Stolz haben Privatverhältnisse auf diesen Posten gestellt. In diesem Augenblick füllt nur das Kinderballet der Fr. Weiß die Räume dieses ungeheuren Hauses, die Kleinen machen dort solche Sensation, daß man überzeugt sein kann, bei einer zufälligen Begegnung mit einem Bekannten die Frage zu hören: „Haben Sie in der Oper schon die Wiener Kinder gesehen?" Ueberhaupt bildet das Ballet, im Besitze vorzüglicher Künstler und Künstlerinnen, ein bedeutendes Uebergewicht über die Oper. Ich wohnte der Aufführung von zwei oder drei großen Ballets bei und obwohl sonst kein leidenschaftlicher Verehrer dieses Kunstzweiges, muß ich doch gestehen, daß ich in Bezug auf die großartige mise en scene nie etwas Aehnliches gesehen habe. Besonders bewunderte ich die ungemein wirksame Vertheilung der Massen, und die wirklich blitzschnelle Verwandlung der Decorationen, deren einzelne Theile von oben, unten und der Seite erscheinend, sich mit überraschender

Schnelligkeit zu einem Ganzen fügen. Noch einer höchst merkwürdigen Erscheinung muß ich hier Erwähnung thun, nämlich der weltberühmten Maskenbälle der großen Oper. Nur durch eigene Anschauung kann man sich einen Begriff von dem wahrhaft betäubenden Eindruck machen, den der erste Besuch eines solchen Balles auf den Fremden macht. Ich will nicht von dem sinnverwirrenden Gelärme sprechen, welches tausende von Masken, alle in tollster Laune, hier machen, ich umgehe eine Beschreibung des bekannten Musard'schen Riesenorchesters, gegen dessen Compositionen Spontini's Donnertöne in der Olympia als leise Sphärenklänge erscheinen, ich spreche von der krassen Unsittlichkeit, welche auf diesen Bällen zur Schau getragen wird, und zu welcher keine deutsche Einbildungskraft hinanreicht. Der wiedererlaubte Cancan wird auf diesen Bällen mit einer Wuth — nicht getanzt; — sondern — gerast, mit einer Leidenschaftlichkeit, von welcher man sich keine Idee machen kann. Eine Beschreibung dieses über allen Ausdruck frechen Tanzes zu geben, mag ich diesen Blättern, welche doch wahrhaftig für kein Mukker-Publikum geschrieben sind, nicht zumuthen. Diese Orgien werden nur von der am Fastnachtsdienstag statt-

findenden Courtille übertroffen, hinter welcher die ausschweifendste Phantasie zurückbleibt. —

Von dem Tenoristen Düprez erzählte man mir ein pikantes Geschichtchen, welches sich vor Kurzem wirklich zugetragen hatte. Der ohnehin sehr reiche Sänger hatte einen Freund, einen ledigen Banquier von gleichfalls sehr großem Vermögen, zu welchem auch ein prachtvolles, höchst elegant meublirtes Landhaus gehörte, für welches Düprez große Vorliebe zeigte. Einst bei einem fröhlichen Mahle macht der Banquier dem Tenoristen den Vorschlag, ihm das Landhaus für eine Leibrente auf Lebensdauer abzukaufen, ein Vorschlag, welchen einzugehen Duprez bei dem in voller Lebenskraft stehenden Freunde für zu gewagt hält. Der Banquier jedoch, der an dem Plane mit der Lebensrente Gefallen findet, dringt in Düprez diesen Vertrag mit ihm einzugehen, und nur nach langer Weigerung von dessen Seite wird der Contrakt rechtskräftig abgeschlossen. Wenige Wochen darauf tritt der Freund eine kurze Reise an, welcher sich eine längere anschließt, von der „noch kein Wanderer zurückgekehrt," er treibt nämlich seine Gefälligkeit für den Sänger so weit, sich vom Schlag rühren zu lassen, und hinterläßt ihm nach dem abgeschlossenen Vertrage eine prachtvolle Besitzung im

Werthe von ein paarmal hundert tausend Franken, welche dieſem nicht einmal einen Sous koſtet, ein Ereigniß, das den Erben des Banquiers ein gelindes Gallenfieber zugezogen haben ſoll.

Das Theater italien beſitzt an den Herren Mario, Lablache, Ronconi, den Damen Garcia, Perſiani ꝛc. tüchtige und ſtimmbegabte Künſtler, welche ihre vaterländiſche Muſik herrlich vortragen, jedoch ſcheitern, ſobald ſie ſich in die deutſche Geſangsſphäre verſteigen. Ich hatte das Unglück, eine gänzlich verfehlte Darſtellung des „Don Juan" zu hören; bis auf Lablache (Leporello), der in jeder Partie ſeinen alten wohlerworbenen Ruhm behauptet, hatte Keines eine Idee von dem Charakter dieſes genialen Meiſterwerkes, nichts als ein wahrhaft widerliches Ueberladen von italieniſchen Schnörkeln und Rouladen, welche in die deutſchen Melodien hineinpaßten, wie Syrup in Rheinwein. In der Opera-Comique hingegen findet man eben ſo gewandte Sänger als Darſteller, eine überaus nette Scenirung, ein ausgezeichnetes Enſemble, kurz einen reinen ungetrübten Genuß. Die „Sirene," der neu in Scene geſetzte „Maurer und Schloſſer," oder die alte Cendrillon, ſind Prachtdarſtellungen, an welchen man ſich nicht ſatt ſehen und hören kann.

Grignon als Montefiascone in der letztgenannten Piece, oder als Bolbaya in der zuerst erwähnten, kann mit jedem Komiker in Paris in die Schranken treten. Das Odeon-Theater oder Second Th. Français, wie es sich hochtrabend nennt, nährt sich vom Abhub des Th. Français, dort agirt die alte und hinter ihrer Zeit zurückgebliebene Georges, dort wirkt Monrose, der einzige Schauspieler, mit dem die Pariser Nachsicht haben, wenn er seine Rolle nicht memorirt hat, dort trifft man auch die tüchtigen Künstler Darcourt und Bocage. Antigone wird an diesem Theater so mittelmäßig als möglich gegeben. Das Variétes-Theater hat außer Bouffe keinen großen Künstler, aber einige tüchtige Talente, namentlich im komischen Fache, welches überhaupt in Frankreich am glänzendsten repräsentirt wird, und das beste Zusammenspiel unter allen Theatern der Hauptstadt. An dieser Bühne ist Hoffmann engagirt, ein Deutscher aus Coblenz, ein sehr wackrer Darsteller chargirter Rollen und einer der beliebtesten Pariser Schauspieler. Ferner Lepeintre, der Scholz dieses Theaters, dessen äußere Erscheinung schon unwiderstehlich zur Lachlust reizt; in den ehemals so hochberühmten Komikern Odry und Bernet, gleichfalls am Variétes-Theater engagirt, fand ich leider nur

zwei Ruinen, von welchen die erste kaum noch Spuren einstiger Größe zeigt, und welche durch den jüngeren und genialen Nebenbuhler Bouffé gänzlich in den Hintergrund gedrängt sind. Eine sehr spaßige Erscheinung ist Hyazinth, welcher dumme Jungen und ausgelassene Gamins mit drastischer Wirkung darstellt. In einem kleinen Stückchen „der Schulmeister" spielt er einen Bengel von Schuljungen, ein Gemisch von Frechheit, Dummheit und Tölpelhaftigkeit auf eine überaus komische Weise, welche dem ärgsten Misanthrop ein homerisches Gelächter abnöthigen würde. In einer Scene eines kleinen Vaudevilles, dessen Namen ich vergessen, spielt H. einen gefoppten Liebhaber, dem die Leiter unter den Füßen weggezogen, und der dadurch gezwungen wird, sich in einer kalten Decembernacht mehrere Stunden an der schmalen Fensterbrüstung festzuklammern. Man kann sich nichts Komischeres denken, als den Moment, wo am Morgen die Fensterladen geöffnet werden, und Hyazinth mit rother und erfrorener Nase, klappernden Zähnen, vor Kälte am ganzen Leibe zitternd und über und über beschneit, sich am Fensterrahmen festhaltend, sichtbar wird.

Im Theater der Vaudeville glänzt Arnal, ein ausgezeichneter, leider etwas einseitiger Komiker. Die

Hauptrollen in den durch deutsche Ueberſetzungen auch bei uns bekannten Kleinigkeiten: „Nach Mitternacht,“ „ein Herr und eine Dame,“ ferner die Titelpartie in „l'homme blasé,“ ſind für Arnal geſchrieben, und dadurch auch der Wirkungskreis angedeutet, in welchem dieſer ungemein beliebte Darſteller den meiſten Effekt hervorbringt. Eine eigenthümliche Lebendigkeit des Körpers und der Geſichtsmuskeln, welche in gewiſſen Momenten plötzlich umſchlägt und dem ungeheuerſten Phlegma Platz macht, und dadurch eine elektriſche Wirkung hervorbringt, zeichnet dieſen Künſtler vor allen andern aus, leider aber geht dieſe Art der Komik, welche die erſten Male ungemein frappirt, aus ſeiner Individualität hervor, und verliert bei öfterer Anſchauung einen großen Theil ihrer Wirkung, da ſich dieſelben Nüancen beinahe jedes Mal wiederholen. Für Arnal werden daher, im Vergleich mit den andern bedeutenden Pariſer Schauſpielern, am ſeltenſten neue Rollen geſchrieben. In dieſem Augenblicke iſt dort ein ſehr wirkſames Stück: „Les trois loges“ an der Tagesordnung, in welchem die intereſſante Doche die Hauptrolle ſpielt. Für Schauſpielerdrama, mit ſehr wirkſamen, ernſten und komiſchen Scenen, bunt durch einander gewürfelt Es wird wohl auch bald über die deutſchen Bretter

wandern, da die Hauptpartie der Colombe eine der dankbarsten ist, die in neuerer Zeit geschrieben wurden. Ein junges Mädchen, die Tochter eines Portiers, widmet sich der Bühne, gefällt bei ihrem Debüt im ersten Akt ungemein, wird aber, durch Kabalen eines alten Wüstlings im zweiten Akte ausgepfiffen, und verliert darüber den Verstand; bekommt diesen im Irrenhause wieder, und rächt sich nun durch List an ihrem Verfolger, indem sie sich zum Schein fortwährend wahnsinnig stellt, und dadurch die Versöhnung ihrer in Unfrieden lebenden Aeltern bewerkstelligt.

Das Theater-Gymnase hat in letzter Zeit große Verluste erlitten; Bouffé, den es unkluger Weise gegen eine Entschädigungssumme von 100000 Franks, seiner Verpflichtungen enthob, und der jetzt allabendlich die Menge ins Variétes-Theater zieht, und in neuester Zeit die berühmte Dejazet, welche ebenfalls seit 2 Monaten für das Theater-Variétes gewonnen ist. Leider war dieselbe während meiner Anwesenheit in Paris auf einer Kunstreise begriffen, und ich hatte nicht Gelegenheit, diese dem allgemeinen Ruf nach so treffliche Darstellerin zu bewundern. An dem Theater-Gymnase ist Achard engagirt; ein Lieblingskomiker der Pariser, jedoch nach meiner Ansicht, ein sehr einseitiger, da sich

seine Rollen alle wie Zwillingsgeschwister ähneln. Der Glückliche besitzt eine sehr schöne Tenorstimme, und trägt seine Couplets ausgezeichnet wirksam vor. Gegenwärtig ist an dieser Bühne ein kleines allerliebstes Vaudeville: „Un Bal d'Enfans" von Dumanoir und Scribe's neuestes, durch deutsche Uebersetzungen auch bei uns bereits bekanntes Produkt Rebecca en vogue. Die Titelrolle in der letzteren Piece spielt Mad. Rose Chéri mit einer wunderbar rührenden Anmuth. Ihr allein dankt das Stück den glänzenden Erfolg, welcher in Deutschland damit kaum zu hoffen sein dürfte, denn selbst in Brüssel wurde dasselbe schon ziemlich kalt aufgenommen. Das Theater im Palais-Royal hat einige höchst originelle Komiker und gleich dem Variétes ein ausgezeichnetes Ensemble. Es ist eine wahre Lust, daselbst Stücke, wie „Létourneau," oder „le Vicomte de Letorières" ꝛc. darstellen zu sehen. Die Raschheit, mit welcher die Scenen in einander greifen, das merkwürdige Geschick, mit welchem jeder der Darsteller aus seiner Partie „etwas zu machen" versteht, ohne sich auf Kosten des Ganzen vorzudrängen, ist wirklich bewundernswerth. Dort ist Ravel engagirt, ein junger, überaus frischer Schauspieler, mit staunenswerther Zungengeläufigkeit, gesundem Humor und einer vis co-

mica, mit welcher er oft durch eine Miene, einen Blick die drastischeste Wirkung hervorzubringen im Stande ist. Schneider in Berlin und Meixner in Leipzig dürften wohl die meiste Aehnlichkeit in der Darstellungsweise mit Ravel haben. Auf Ravels Talent sind die Rollen des Giacomo in (rue de la lune) „Hohe Brücke und tiefer Graben," Felix im l'étourneau," Sigismund in „l'habeas corpus" ꝛc. berechnet. Levassor ist der Nestroy der französischen Bühne, wie dieser zeichnet er Chargen aus der niederen Volksklasse mit etwas starken Farben, aber großer Wirkung, wie dieser hat auch Levassor das Talent und die nöthige musikalische Bildung, die Gesangsmanier der italienischen Opernsänger auf die ergötzlichste Weise zu parodiren. Levassor hat eine eigene Schauspielgattung ins Leben gerufen: die Intermezzo's, welche er während der Zwischenakte ganz allein ausführt. Er tritt zum Beispiel als altes Weib (Mere Michel) gekleidet auf, berichtet, er wäre gestern in der italienischen Oper gewesen, habe die „gazza ladra." gehört. Nun kommt eine sehr komische Erzählung des Sujets, mit eingeflochtenen Musiknummern der Oper, in deren Vortrag er die gefeiertsten Gesangscelebritäten auf das Täuschendste copirt.

Oder er erscheint als Kunstreiter und ahmt — natürlich zu Fuße — alle Bewegungen, Stellungen und Grimassen eines Pferdekünstlers auf eine so zwerchfellerschütternde Weise nach, daß der Jubel kein Ende nehmen will. Ein ander Mal erscheint er, elegant gekleidet an der Hand eines Knaben mitten unter dem Publikum auf einem Sperrsitze des ersten Ranges, und gibt im freundlichen Gespräche mit allen Anwesenden eine komische Geschichte Preis, wobei die Decenz eben nicht die stärkste Seite ist. So erzählt er z. B., der Knabe neben ihm (sein Sohn nämlich) sei ein vortreffliches, höchst wohlerzogenes Kind, der arme Junge habe nur einen Fehler, „er träume nämlich jede Nacht, er sei in eine Fontaine verwandelt." Würde sich ein deutscher Schauspieler so etwas erlauben, er würde mit Recht ausgepfiffen werden. Diese komischen Scenen und Chansonetten sind — die meisten von Marquerie — vortrefflich componirt, in der Rue de la Chaussee d'Antin bei Heu im Stich erschienen, und einige derselben, z. B. „Ecuyer du Cirque," „le Corporal et le Conscrit," „le Choriste" etc. geben die reichste Ausbeute für einen Komiker. Noch ist an dem Theater des Palais royal ein sehr beliebter Darsteller komischer Alter, Sainville, engagirt, dessen Manier mir übrigens

nicht sehr zusagte, ferner eine sehr graziöse Komikerin, Dlle. Scribanes, welche, wie ich erfuhr, die Dejazet mit Glück imitirt. Das Theater du Porte-St.-Martin ist das berühmte Geburtshaus französischer Gauner, Räuber, Mörder, kurz der Schurken jeden Calibers, welche hier als Helden der an dieser Bühne eingebürgerten Schreckens- und Effektdramen das Licht der Welt erblicken. Hier verschwendet Frederik Lemaitre sein Riesentalent an unwürdigen Vorwürfen, hier erwächst diesem in dem Schauspieler Jemma ein tüchtiger Nebenbuhler, an derselben Bühne wirken die Herren Clerance, Ernest, Roucourt und die Damen Clerance, die Dorval ꝛc., vortreffliche Künstler, welche jede Bühne zieren würden, durch den bei ihrem Publikum herrschenden Geschmack jedoch leider oft zur Uebertreibung verleitet werden. Je „gräulicher" die Stücke sind, welche man hier giebt, desto besser werden sie dargestellt; und es ist höchst interessant, das Publikum dieses Theaters zu beobachten, welches, einem neugierigen Kinde gleich, das sich von der Amme Gespenstermährchen erzählen läßt, in ängstlicher Spannung auf den Bänken kauert; die innigste Theilnahme spricht sich in den erwartungsvollen Mienen, in der Todtenstille der Zuschauer aus, ein Schweigen, welches nicht

selten durch die Ohnmacht einer mit zarten Nerven begabten Dame unterbrochen wird. Ein Abfall dieses Theaters ist das de la Gaité, welches ebenfalls Schauspiele voll Mord und Graus, Ausstattungs- und Geisterkomödien, jedoch mit weit geringeren künstlerischen Kräften als die obbenannte Bühne giebt. „Forte Spada l'avanturier," ein sehr mittelmäßiges Effektdrama von Melleville ist jetzt dort an der Tagesordnung.

Die ausgezeichnetsten Maschinerieen und einen manchmal ans Unglaubliche grenzenden Prunk in der Ausstattung der Stücke bewundert man in der Ambigu-comique; jetzt wird dort ein Zaubermährchen von Fr. Soulié: „Der Talismann" gegeben, welches mit einer Pracht in die Scene gesetzt ist, die in Staunen setzt. Ein Akt spielt in dem Innern eines Eilwagens, welcher mit allen darin und darauf befindlichen Personen umgeworfen wird, ein anderer Akt zeigt Paris im Vogelperspektiv, ein Akt spielt in der Hölle, einer zeigt den Durchschnitt eines ganzen großen Gebäudes, und spielt in allen Abtheilungen des Hauses zugleich, kurz die Schaulust der Menge wird auf jede mögliche Weise — übersättigt. Dabei ist das Stück so schlecht, daß es wohl bald einen „sprachgewandten"

Uebersetzer finden wird, der die 16, sage sechszehn Akte dieser Piece ins Deutsche übertragen wird. Die Schauspieler an diesem Theater sind natürlicher Weise Maschinen der Maschinen, welche sich zur Folie des Garderobeschneiders und Malers hergeben, und daher keiner Beachtung werth. Der gleiche Fall ist es mit dem Cirque-Olimpique, welcher ein Zauberstück mit ebenfalls feenhafter Ausstattung, aber ohne Sinn und Vernunft „la Corde de Pendu" in ununterbrochener Reihenfolge über 100 Male g.b. Die Decorationen in diesem Machwerk übertrafen Alles, was man selbst in dem verwöhnten Paris von der Art je sah, mit den Maschinerieen könnte ein Bosko oder Döbler keine überraschendere Wirkung hervorbringen, und doch habe ich mich dabei enorm gelangweilt. Auf der Bühne will ich ein geistreiches Wort hören, dort soll der Witz sprudeln, und der Schauspieler dem Gedanken des Dichters Leben geben, Maschinist und Maler sollen zur Erhöhung der Täuschung beitragen, wo aber diese die Hauptpersonen sind, sinkt das Theater zum bloßen Guckkasten herab, und muß bei der unausbleiblichen Uebersättigung des Publikums zu Grunde gehen. Beweise dafür liefern die genannten Pariser Theater, welche trotz des großen Aufwandes in vecuniärer Hinsicht

keines Weges auf glänzenden Füßen ſtehen, während die Theater Variétes und Palais royal mit den einfachſten Luſtſpielen die brillanteſten Geſchäfte machen.

Auch mit den Thier-Komödien haben es die Franzoſen, Gottlob, bedeutend weiter gebracht, als wir. Bei uns agiren doch nur Hunde in Natura auf der Bühne. Brauchen wir einmal einen Affen, Löwen, Wolf ꝛc., ſo findet ſich wohl ein Künſtler, der „aus Liebe zur Sache" in die Thierhaut kriecht, und den Beweis liefert, wie weit es der Menſch durch Fleiß und Studium bringen kann; für das beneidenswerthe Paris aber hat die afrikaniſche Wüſte ihre wildeſten Beſtien ausgeſpieen, und der berühmte Thierbändiger Carter aus London hat die mimiſchen Talente der Herren Löwen, Tiger, Leopard's und der Dlle. Hyäne und anderer Katzen entdeckt, ausgebildet und der Bühne zugänglich gemacht. Es iſt ein erfreulicher Anblick, zu ſehen, wie die dramatiſchen Künſtler mit dieſen vierbeinigen Darſtellern im traulichſten Vereine wirken, wie das Publikum in langen Reihen dieſem Theaterſtalle zuwandert, Menſch und Thier im edlen Wettſtreit um den Lorbeer ringen, und mit beſcheidener Collegialität ſich in den jauchzenden Beifall theilen. Abgeſehen davon

aber iſt die Kühnheit Carters wirklich ſtaunenswerth, ſein feſter Mannesblick flößt den wildeſten Beſtien Furcht ein, er ringt mit einem ganzen Rudel reißender Thiere, fährt über die Bühne in einem löwenbeſpannten Wagen, kurz, läßt die Kinder der Wüſte Kunſtſtücke ausführen, zu welchen man kaum das zahmſte Hausthier bringen könnte. Und dieſer Mann, welcher den majeſtätiſchen Löwen bändigt, vor deſſen Herrſcherblick der grimme Königstiger zittert, vor deſſen leiſeſtem Winke die beutegierige Hyäne heulend in einen Winkel ſich verkriecht, dieſer kühne, rieſenſtarke Mann, ſchleicht ſich, trotz des Gefühles ſeiner Rieſenſtärke, nach geendigter Vorſtellung täglich zitternd und zagend nach Hauſe, zitternd vor einem — Weibe, vor ſeinem Weibe, der ſchönen Mary, einer ehemaligen Tänzerin, welche er vor einigen Jahren in London aus Liebe geheirathet, und die ihm nun, nach Xantippenart, das Leben zur Hölle macht. Ja, darf man der allgemeinen Sage trauen, ſo iſt der berühmte Herr Thierbändiger ſchon oft dem zarten Händchen der unberühmten Frau Thierbändigerin erlegen, welche ihm auf dieſe Art täglich den Beweis liefert, daß ein böſes Weib ſchwerer zu zähmen ſei, als Löwe und Tiger, Panther und Hyäne. Ehret die Frauen ꝛc. — Im Cirque Olimpique verrenkt auch der berühmte Clown

Auriol seine gummielasticumartigen Glieder. Die Gewandtheit dieses Mannes grenzt wirklich an Zauberei, und sollte er sich einst herablassen, Deutschland mit einem Gastspiele zu beglücken, so dürften unsere vaterländischen Klischnigge bedeutend in den Hintergrund gedrängt werden.

Noch hat Paris 15 oder 16 kleinere Theater, theils an den unteren Boulevards, theils außer den Barrièren, worunter das Theater des funambules durch einen derb komischen Schauspieler, Debureau bekannt ist. Ob sich aber Späße, wie das Herabwerfen einer Perücke vom Kopfe, welche aus leicht begreiflichen Ursachen am Boden von selbst fortkriecht, entschuldigen lassen, glaube ich kaum. Uebrigens haben auch alle diese unbedeutenderen Theater ein treffliches Zusammenspiel, wenn man gleich an dem Publikum, von welchem sie besucht werden, weit interessantere Studien machen kann, als an den Künstlern selbst. Indeß bringt auch das Repertoir dieser Bühne beinahe jede Woche mindestens eine beachtenswerthe Novität, und manche der jetzigen Dichter-Berühmtheiten hat sich im Theater du Pantheon die Sporen verdient. Noch existirt in der Passage Choiseul ein Kindertheater, da ich aber Kinder über

im Kreiſe ihrer Familien oder in der Schule ſehe, als auf dem Theater, ſo fand ich es nicht der Mühe werth, daſſelbe zu beſuchen.

Paris, den 15. Februar 1845.

Die Nacht vom 12. zum 13. August 1845 in Leipzig.

Der Zufall hat mich zum Augenzeugen eines Drama's gemacht, deſſen gräßliche Entwickelung einen Schmerzensſchrei aus dem Munde unſerer ſämmtlichen deutſchen Mitbrüder hervor gerufen, und von deſſen blutiger Kataſtrophe fremde Nationen mit ungläubigem Entſetzen vernehmen werden. Die ganze Geſchichte begann als Intriguenſtück und endete als Tragödie, ohne daß dieſe unnatürliche Folge durch den Charakter der Handlung bedingt geweſen wäre. —

Es iſt neun Uhr Abends. Ich ſitze mit einigen Freunden wohlgemuth beim Abendeſſen im Hôtel de

Pologne, wir plaudern von der Revue der Communalgarde, welche Prinz Johann heute abgehalten, von Ronge, der vor Kurzem in Leipzig gewesen u. s. w. Da ruft der Schriftsteller Dr. E— zur Thüre herein die Aufforderung, mit ihm vor das Petersthor hinaus zu wandern und den großen Zapfenstreich mit anzuhören, welcher vor dem Hôtel de Prusse, dem Absteigequartier des Prinzen, diesem zu Ehren, abgehalten würde. Bei unserer Ankunft vor dem besagten Hôtel hören wir statt der erwarteten Musik ein dumpfes Gemurmel, schrillernde Pfeifentöne, ja selbst Schimpfworte, und als ich meinen Nebenmann um die Ursache dieses seltsamen Ständchens frage, erhalte ich die lakonische Antwort: Der Prinz wird ausgepfiffen. Mir eine neue Erscheinung! Ich habe wohl schon oft erlebt, daß Schauspieler in Gegenwart von Prinzen ausgepfiffen wurden, aber der umgekehrte Fall war mir eben so seltsam als befremdend. Der Unfug nahm nach dem Abzug der Musikbande auf wahrhaft bedrohliche Weise überhand; da ertönte plötzlich in hundertstimmigem Chore das prächtige lutherische Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" weithin und feierlich durch die dunkle Nacht. Der wilde Lärm legte sich, und in andächtiger Ruhe wäre die Menge vielleicht friedlich auseinander

gegangen, plötzlich erhob eine frevelhafte Hand einen Stein und schleuderte denselben gegen die Fenster des gegenüber liegenden Gasthofes. Wahrlich ich möchte nicht der Mann sein, der diesen ersten Stein geworfen, welchem im nicht zu verzeihlichen Uebermuthe mehrere andere nachgeschleudert wurden. Dieser leichtsinnige — vielleicht bösartige — Bubenstreich kostet zehn Menschenleben. Sieben schuldlose Opfer fielen in jener Schreckensnacht, drei starben später an den Folgen der dort erhaltenen Wunden; das vergossene Blut schreit auf zum Himmel, und schwere Verantwortung wird der Freche einst zu geben haben, der den ersten Stein geschleudert, beinahe so schwere Verantwortung wie jener, der den gräßlichen Befehl gegeben, unter das größtentheils in harmloser Unbefangenheit versammelte Volk zu schießen.

Das eigentliche nackte Faktum ist in allen Blättern des In- und Auslandes so oft erzählt worden, daß ich mir wohl die peinliche Ausmalung jenes schauerlichen Momentes erlassen kann. Der Roßplatz war durch die im Sturmschritt anrückenden Schützen mit Blitzesschnelle gesäubert worden, die Menge hatte sich größtentheils gegen die höher liegende Promenade zurückgezogen; eine

bedeutende Anzahl derselben schickt sich an, auch diese zu verlassen — da geschieht plötzlich das Unerhörte, Nieerlebte! Ohne eine vernehmbare*) Warnung an die ahnungslose Masse, auf ein Hornsignal, dessen Bedeutung dem Nichtmilitär natürlich gänzlich fremd bleiben mußte, wird plötzlich von drei Seiten unter die Volksmenge scharf gefeuert. Diese furchtbare Maßregel kam so unerwartet, daß ein Theil der Versammlung, in der sichern Voraussetzung, die Gewehre seien nur blind geladen gewesen, das Militär anstarrte, ohne eine Bewegung zur Flucht zu machen. Erst als man die rechts und links sich in ihrem Blute Schwimmenden und die tödtlich Getroffenen gewahrte, glaubte man an den entsetzlichen Ernst, dann erst überfiel ein panischer Schreck die verschont Gebliebenen, und eine Scene der rathlosesten Verwirrung begann. Mit geflügelter Eile drängte sich Alles vorwärts, über die Gestürzten hinweg rannte die Menge in unaufhaltsamem Gedränge in die Stadt zurück.

*) Wäre eine solche, wie uns einige servile Blätter glauben machen wollten, erfolgt, wie kam es dann, daß ein Polizeidiener, in Ausübung seines Amtes auf dem Unglücksplatze anwesend, mit erschossen wurde?

Wer eigentlich den Befehl gab, ist mit Gewißheit bis zur Stunde noch nicht im Volke bekannt geworden. Der Prinz war es nicht. Dessen Adjudant gab öffentlich sein Ehrenwort, daß dieses verhängnißvolle Commando nicht von dem Prinzen ausgegangen. Wir glauben es gerne und mit beruhigtem Herzen. Warum aber wird der Name des leichtsinnigen Kaufmanns nicht genannt, der damals im muthwilligen Ausverkaufe 10 Menschenleben so spott wohlfeil hindann gegeben? Man hofft mit Bestimmtheit, daß die von Sr. Majestät dem Könige niedergesetzte Untersuchungscommission das Dunkel aufhellen wird, in welches der Name des Mannes gehüllt ist, der diese Jagd auf Menschenleben angeordnet hat.

Niemandem wird es beifallen, den vorher gegangenen Frevel entschuldigen zu wollen. Der Bruder des Königs ist beleidigt worden, in den Mauern der zweiten Stadt des Landes, in welche er als Gast eingezogen. Es ist dieß ein schweres, durch nichts in der Welt zu rechtfertigendes Verbrechen. Warum aber mußten für diese Missethat zehn schuldlose Menschen mit dem Leben büßen?

Was hatte der arme Nordmann, der fleißige und stille Ernährer seiner zahlreichen Familie mit dem Frevel

gemein! Welch' ein Erſatz wird den Hinterbliebenen für den durch einen ungeſetzlichen Befehl getödteten Gatten und Vater? Welcher Troſt bleibt den Angehörigen der übrigen Opfer jener Blutnacht?

Unſere Zeit iſt ſo reich an Menſchenelend, bald wird die jetzt allerdings ſehr kräftige Theilnahme an dem Geſchicke der Bedauerungswerthen, durch ein anderes, das öffentliche Mitleid in Anſpruch nehmende Ereigniß in den Hintergrund gedrängt werden, wer bürgt dafür, daß dann die Armen nicht ſpäter dem verzweiflungsvollſten Mangel anheimfallen?

Ich wünſchte, der Mann, der den Blutbefehl gegeben, hätte die furchtbare Erbitterung, die ſchreckliche Aufregung beobachten können, welche dem grauenvollen Momente unmittelbar nachfolgte? Ich habe bärtige Männer mit heißen Thränen im Auge in ſinnverwirrter Angſt durch die Straßen hin und her rennen ſehen. Von denen, die nicht ſelbſt Zeuge des verhängnißvollen Auftrittes geweſen, wollte, konnte ja Niemand an das Undenkbare glauben? Mit wildem Lärmen und dem tobenden Rufe: „Burſchen heraus!“ durcheilte die heißblütige akademiſche Jugend die Stadt, der Fechtboden wurde erbrochen, und die zu immer größerer Anzahl

heranwachsende Menge stürmte, unter furchtbaren Drohungen gegen die Schützen, welche Bürgerblut vergossen, gegen das Petersthor zu, welches aber von den Truppen besetzt war, die den Ausgang unmöglich machten.

Ein Moment wird mir aus dieser unvergeßlichen Nacht stets in Erinnerung bleiben. Eine in der Petersstraße zusammengerottete Menschenmenge bemerkte eine Tragbahre, welche von dem schmalen Gäßchen in der Mitte des Marktplatzes in rascher Eile auer über denselben in das Rathsgebäude getragen wurde. In begreiflicher Angst, ob nicht ein Bekannter oder Angehöriger ein Opfer der letzten Stunden geworden, denn das allvergrößernde Gerücht gab die Zahl der Todten anfangs auf zwanzig bis dreißig an, und bezeichnete viele bekannte und geachtete Namen, also in dieser verzeihlichen Bangigkeit suchten viele den Trägern mit einem laut zugerufenen: „Halt, halt!“ den Weg abzuschneiden, diese aber wurden dadurch zu immer rascherer Eile angespornt, und so kamen die Nachsetzenden in dem Augenblicke am Rathhause an, als die Träger mit der Leiche in dasselbe eingetreten, und das schwere Gitterthor hinter denselben zugefallen war. Einer aus der Menge

bemerkte aber auf der Straße ein weißes befleckes Tuch, welches der Verwundete wahrſcheinlich zur Stillung des Blutes benutzt und verloren hatte. Dieſe traurige Trophäe wurde von einem der Studierenden einer Fahne gleich auf den Hieber geſteckt, und ſo jagte die aufgeregte Maſſe mit wilden Flüchen dem ſeltſamen Paniere nach. In dieſem Augenblicke zeigte der dumpfe Schall der Glocke die zwölfte Stunde an, und mit dem Eintritt der Mitternacht ertönte der dringend begehrte Generalmarſch, welcher die Communalgarde unter die Waffen rief. Die Wuth der ſich ſelbſt immer mehr aufreizenden Menge ſtieg mit jeder Minute, und wer weiß, welch' furchtbare Folgen dieſe Nacht noch in ihrem Schooße getragen hätte, wenn nicht ein kleiner Zufall in Geſtalt eines plötzlich eintretenden Regens dem wilden Treiben ein Ende gemacht hätte. Mächtige Wirkung kleiner Urſache! So war die am nächſten Tage im Schützenhauſe zu Berathung zuſammengekommene Jugend nahe daran, ſich zu bereuenswerther Unbeſonnenheit hinreißen zu laſſen, wenn nicht einige Männer mit verſtändigem Worte beſänftigend auf die aufgeregten Maſſen gewirkt und der tobenden Verſammlung begreiflich gemacht hätten, daß ſie die Sühne für die geliebten Todten, für das Blut der gefallenen Mitbrüder nur auf geſetzlich

erlaubtem Wege ſuchen, und von der Gerechtigkeitsliebe einer conſtitutionellen Regierung auch erwarten dürfe.

Ich ſchließe dieſes traurige Bild mit einem Gegenſtücke aus meiner Vaterſtadt, dem ich ebenfalls als Augenzeuge beiwohnte:

Vor ungefähr 15 Jahren ging ein armes Weib in Wien zur ſogenannten Lerchenfelderlinie herein, und trug in einem Tuche eine geringe Quantität Mehl, wahrſcheinlich um ſich und den Ihrigen ein karges Abendmahl zu bereiten. Die Dürftige hatte den weiten Weg aus der Stadt nicht geſcheut, um bei dem, vor den Barrièren derſelben, billigeren Preis der Lebensmittel einige — vielleicht drei — Kreuzer zu erſparen. Der Acciſeaufſeher verlangt, die arme Frau ſolle für das Bischen Mehl die übliche Verzehrungsſteuer entrichten. Dieſe erklärt demüthig, daß ſie nicht Herrin eines Hellers ſei, der Gegenſtand ſei ja ſo ganz und gar nicht der Rede werth, und der gnädige Herr Aufſeher könne ſie ja mit der Kleinigkeit paſſiren laſſen; der liebe Gott werde ihn dafür ſegnen u. ſ. w. Der gnädige Herr Aufſeher aber in ſehr ungnädiger Laune läßt das Weib mit rauhen Worten an, ſchmäht die Arme, und

reißt endlich durch die widerstandslose Demuth derselben nur in seinem frechen Uebermuthe bestärkt, das Tuch aus ihren Händen, um dasselbe zu confisciren, das Mütterchen läßt es erschreckt los, und auf dem feuchten schmutzigen Boden liegt der Gegenstand des Streites, das Mehl verdorben und unbrauchbar vor der wimmernden Alten. Natürlich hat der laut geführte Wortwechsel an der belebten Straße eine Menge Menschen herbeigelockt, welche mit tiefer Erbitterung diesen Mißbrauch der Amtsgewalt mit angesehen. Ein achtbarer Bürger leiht seinem Grimme derbe Worte, und stellt den „Menschenschinder," wie er ihn nannte, kräftig zur Rede. Dieser will sich auf das hohe Pferd seiner Würde setzen, und antwortet grob, die Menge sekundirt den ersten Vertheidiger des armen Weibes, die eine rasch zusammengeschossene Summe schnell tröstet; die andern Mautheinnehmer wollen sich ihres Collegen annehmen und ihm helfen, sie werden ebenfalls insultirt, und müssen von Steinwürfen verfolgt, sich rasch in das Innere des Amthauses flüchten. Die wogende Menge war indeß mit Blitzesschnelle zu einer Zahl von vielleicht zehntausend Menschen herangewachsen, worunter der größte Theil aus heimkehrenden Fabrikarbeitern besteht, bekanntlich der gefährlichste und skandalsüchtigste Theil

des Wienerpöbels. Die Beamten werden in ihrem Hause förmlich belagert, und danken Gott, daß sie Gelegenheit haben, durch eine Hinterthüre früher das freie Feld zu gewinnen, als der erhitzte Schwall die Thüren sprengt, und nachdem er die Opfer seiner Wuth entronnen sieht, in rasender Eile die Möbel vernichtet und das kaiserliche Gebäude, so weit es die Zeit zuläßt, zu demoliren beginnt. Da ertönt plötzlich Trompetenschall, und heran rückt ein Theil der Polizeimannschaft, begleitet von schwerer Cavallerie. Trotz den heftigen Steinwürfen, welche gegen das Militär ansliegen, greift dieser einige der ärgsten Tumultuanten heraus, die Reiterei bildet eine breite Colonne und treibt die Menge im scharfen Gallopp vor sich her. An der Seite eilt das Fußvolk mit gefälltem Bajonett im Sturmschritt vor, und bedroht die Frechen, welche noch hin und wieder einen Steinwurf wagen, allein durch die an ihren Fersen haftende Cavallerie bald auf eigene Sicherheit und Flucht denken müssen. So wird die ungeheure Menschenmenge bis auf die Glacien vorgetrieben, wo sie sich in eiligem Fluge zerstreut. So wurde der Auflauf beendet, ohne daß ein Tropfen Blutes geflossen oder wohl gar ein Menschenleben dabei gefährdet worden wäre.

Nach einigen Tagen erschien ein neues Gesetz, welches Jedem erlaubte, so viele Lebensmittel zollfrei über die Linien Wiens zu bringen, als er in freier Hand zu tragen vermöge.

Jägerkämpfe.

Vor achtzehn oder zwanzig Jahren, in welcher Zeit die Begebenheit sich ereignete, die ich zu erzählen im Begriff bin, führte noch kein Dampfwagenzug die neugierigeren Wiener in wenig Stunden in das herrliche Höllenthal, an der Gränze von Oestreich und Steiermark. Eine Partie in diese wild-romantische Gegend war damals bei dem gänzlichen Mangel an Fahrwegen und Beförderungsmitteln eben so mühselig als beschwerlich. Die Wege zu den Wasserfällen, Schluchten und Felsenklüften, zu welchen sich der Großstädter jetzt auf dem Rücken sicherer Saumthiere die breiten Kunststraßen entlang in ruhiger Beschaulichkeit hintragen lassen kann, waren damals nur mit der größten Anstrengung, durch Hinanklimmen hoher Felsenwände, durch gefahrvolles Ueberschreiten schwankender Balken, welche über gähnende Abgründe führten, zu erreichen. Und so wie in

neuerer Zeit die Gegenden jenes damals so wenig bekannten Thales durch den nahe vorbei führenden Schienenweg, aus ihrer reizenden und stillen Verborgenheit gezogen, eine durchaus andere Physiognomie angenommen haben, so hat sich in den letzten zwei Jahrzehenden auch der dortige Menschenschlag gänzlich, und nicht eben zu seinem Vortheile, verändert.

Der müde Wanderer fand damals in den kleinen zerstreut liegenden dürftigen Hütten bei den Bewohnern derselben die herzlichste Aufnahme; was das Haus vermochte, wurde zum Labsal des Fremden herbei geschleppt, in dem kleinen Hübner'schen Wirthshäuschen fand der Erschöpfte ein unverfälschtes Glas Wein, einen leckeren Wildbraten, ein reinliches Bette und eine fabelhaft billige Zeche. Jetzt nehmen palastähnliche Gebäude den Lustreisenden auf, an der eleganten Tafel, welche mit jener der ersten Wiener Hôtel's wetteifert, findest Du alle Genüsse der Residenz wieder, und Du kannst Dir sogar das Geld für die Retourreise sparen, denn beim Anblick der von dem französisch parlirenden Kellner präsentirten Rechnung ist noch Jeder — zurück gefahren.

Aus den zu jener Zeit so einfachen und biederen Bewohnern des Höllenthals bis Buchberg hin, derb und ehrlich, jedem Luxus fremd, ist ein auf die Börse

der Fremden lauernder Spekulant geworden, die schwere Arbeit des Holzfällens, womit er sich sonst das Leben fristete, hat er mit dem leichten Amte des Wegweisers vertauscht, die schönen und unverdorbenen Töchter dieser Wälder hat die tägliche Versuchung zu Koketten oder zu noch schlimmeren gemacht. — Ich glaube daher, der freundliche Leser wird mir verzeihen, wenn ich ihn zwei Decennien zurückführe, in diese Berge, welche damals von einem Volke bewohnt waren, kräftig und frisch, aber auch wild und ungebeugt wie die Wälder auf denselben.

Ich verlebte dort als Jüngling einige Monate in dem Hause des fürstlich R..... Oberförsters B. — wir wollen ihn Buchberg nennen, dessen Sohn mich während den Ferien in dem Vaterhause einführte. Buchberg war einer der schönsten Greise, die man sich denken kann. Trotz dem, daß mehr als sechzig Jahre an dem blüthenweißen Haupte des alten Mannes vorüber gegangen, strahlte das frische und freundliche Antlitz desselben doch von der Röthe der Gesundheit wieder, er trug den kräftigen hochgewachsenen Körper noch aufrecht, gleich den Eichen seines Waldes, den er mit bewundernswerther Ausdauer noch täglich mehrere Stunden, die sichere Flinte auf der Schulter und den treuen Hund an der Seite durchstrich.

Von seinen Kindern bis zur Schwärmerei geliebt, und geachtet von seinen Nachbarn und seiner Gutsherrschaft verdiente der streng rechtliche Mann die Zuneigung aller, die mit ihm in Berührung kamen. Kein Armer ging unbeschenkt von seiner Schwelle, kein Leidender suchte umsonst Rath und Trost bei dem wackeren Buchberg.

Doch mit wie herzlicher Liebe der schlichte Mann auch alle seine Mitbrüder umfaßte, eine Menschenklasse haßte er, haßte er mit einer Glut, von der sich nur Jene einen Begriff machen können, die mit dem Treiben der Jäger überhaupt vertraut, diese fanatischen Vertilgungskämpfe mit eignen Augen angesehen. Der Gegenstand der grimmigsten Verfolgung, der heißesten Wuth unseres Oberförsters waren — die Wildschützen, damals in jener Gegend sehr häufig, und mit eben solcher Leidenschaftlichkeit den Jäger, wie das Wild verfolgend.

Buchberg, der vor jeder Handlung, welche nur den Schein der Ungerechtigkeit an sich hatte, zurück schauderte, der einem Diebe, welcher in seine Wohnung eingebrochen und auf der That ertappt worden war, die Freiheit geschenkt hatte, weil „er den Menschen nicht unglücklich machen wollte," der keinen Hungrigen un-

gespeiset aus seinem Hause entließ, derselbe Buchberg hätte mit kaltem Blute und ohne eine Ahnung von Gewissensbissen einen unglücklichen Bauer niederschießen können, der ein armes Häschen, durch die Noth dazu getrieben, in seinem Reviere erlegt hätte. Auf solche Weise verwildert durch das Heranwachsen in starren Vorurtheilen das beste Gemüth, und so wird in unseren eigenen Augen zur Tugend, was jeder Vernünftige für ein verabscheuungswürdiges Verbrechen halten würde. Ich habe selbst gehört, wie Buchberg auf die unbefangenste Weise erzählte, wie einst ein Wildschütz von seinen Untergebenen eingefangen worden war, nachdem ihm diese eine Kugel durch den Leib geschossen hatten. Der Verwundete, ein kräftiger Bursche, lag gebunden auf dem Leiterwagen, und gab auf alle Fragen des ihn verhörenden Beamten höhnische und beißende Antworten. Er fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe, und die irdische Gerechtigkeit ihm nichts mehr anhaben könne. Endlich übermannte ihn der Schmerz und er sank in Ohnmacht. Wieder zu sich gebracht, war der Trotz des Armen gebrochen, und er bat den neben dem Wagen stehenden Buchberg wimmernd um eine Pfeife Tabak. „Denken Sie sich die Frechheit," schloß der Oberförster diese Erzählung, „muthet eine solche

Beſtie einem ehrlichen Jäger zu, ihm eine Pfeife zu ſtopfen!" — —

Der treue Vollſtrecker der Buchberg'ſchen Anordnungen in Bezug auf den Vertilgungskrieg gegen die Wild- und Holzdiebe, war ein alter, in deſſen Dienſte erprobter Oberjäger. Krummſchmied, ſo hieß der Mann, hatte alle Urſache, mit Franz Moor grellend den Himmel anzurufen: „Warum gerade mir dieſe Bürde von Häßlichkeit;" denn eine wahrhaft entſetzlichere Phyſiognomie ließ ſich auf Gottes weiter Erde nicht mehr finden. Eine wahre Gevernaſe, auf welche zwei ſchielende Augen niederblickten, gaben dem kahlen Kopfe, deſſen unteren Theil ein dichter brennend rother Bart beſchattete, ein ſchreckliches Anſehen; eine furchtbare Narbe, die ſich der Jäger in ſeinem Berufe geholt, und welche das häßliche Antlitz beinahe in zwei ungleiche Hälften theilte, vollendeten das Bild eines Samiel, wie es die Phantaſie eines Malers nicht grauenvoller erſinnen konnte. Und wie lag Mutter Natur mit ihrer Handſchrift auf dem Geſichte dieſes Menſchen, welcher, die Idioſynkraſie gegen alle Waldfrevler, die er mit ſeinem Herrn theilte, ausgenommen, der harmloſeſte und gutmüthigſte Kauz war, der je die Büchſe führte. Es war beinahe rührend anzuſehen, wenn der

bärenstarke Mann im Gärtchen mit den Kindern des Hauses spielend, sich von diesen geduldig bei dem fuchsigen Bart herumzausen ließ, wenn er ihnen Spielzeug zurecht schnitzte, oder mit unermüdlicher Geduld im Blindekuhspiel von den Kleinen sich necken ließ. Niemand würde in dieser Situation den Schrecken der Wilderer, den sicheren Schützen erkannt haben, dessen Kugel nie ihr Ziel verfehlte.

Es ist begreiflich, daß die rastlose Verfolgung der beiden Männer gegen alle, welche sich in irgend einer Art gegen das Jagdrecht vergangen, einen gleich grimmen Haß bei ihren Gegnern hervorrief, Beide waren oft nahe daran, ihren Diensteifer mit dem Leben zu büßen, und immer rettete ein glückliches Ungefähr die Bedrohten, immer ließ der günstige Zufall die Hand zittern, welche ihnen die mörderische Kugel entgegensandte, so zwar, daß sich unter dem abergläubischen Landvolke die Gewißheit feststellte, die beiden Jäger seien fest, und mit gewöhnlichen Waffen sei gegen sie nicht anzukommen.

In Folge dieses Wahnes wurde dem Krummschmied, während seines frugalen Abendessens mit einer gläsernen Kugel in die Fenster seines Häuschen geschossen. Der Himmel lenkte auch dieß Geschoß gefahr-

los am Haupte des einem schrecklicheren Geschick Verfallenen vorüber; der Thäter entfloh, ohne daß man seine Spur auffinden konnte. — —

Um diese Zeit brachte ein Jagdabenteuer den Herrn und den Diener noch näher an einander. Krummschmied war nämlich in Begleitung Buchbergs hinausgezogen, um einen Hirsch für die herrschaftliche Tafel zu erlegen, und der Letztere hatte auch bald einen prächtigen Zwölfender angeschossen. Das edle Thier brach zusammen, und blickte auf den Vorderfüßen eingeknickt, mit erlöschenden Augen seine herzueilenden Feinde an. Krummschmied, der dem armen Hirsch rasch den Fang geben will, springt in reitender Stellung auf denselben hin, und biegt sich vor, um den Fänger zu ziehen. In diesem Augenblicke rafft das gepeinigte Thier die letzte Kraft zusammen, springt auf, und stürzt sich, den auf diesen Fall nicht vorbereiteten erschrockenen Krummschmied auf dem Rücken, in rasender Eile, dem Abgrund zu, in welchem die wilde Naß — ein reißendes Gebirgswasser — schäumt. Vergebens bemüht sich der Reiter wider Willen, sein Jägerkleid, welches sich in den Geweihen des Hirsches verfangen hat, loszuwickeln, unaufhaltsam sieht er sich von diesem dem sicheren Tode entgegen geschleift. In diesem verhängnißvollen Augen-

blicke knallt ein Schuß, und kaum zehn Schritte von der gefährlichsten Stelle stürzt das Thier todt zusammen. Buchberg hatte — ein zweiter Tell — keine andere Rettung des treuen Dieners vor Augen sehend, den gefährlichen Schuß gewagt, und ohne denselben zu verletzen, ihn dem sicheren Verderben entzogen. Wäre die innige Anhänglichkeit Krummschmieds an seinen Herrn noch einer Steigerung fähig gewesen, so hätte diese durch die eben erzählte Begebenheit den höchsten Grad erreichen müssen. —

Einst sitzen wir zusammen beim einfachen Abendbrod und das Gespräch dreht sich um die Gefahren und Kämpfe des Waidmannes. Ich für meinen Theil gestand, daß ich in dem ewigen Verfolgen und Verfolgtwerden keinen Reiz finden könne, und daß die fortwährende Lebensgefahr, in welcher der Jäger schwebe, diesem seinen Stand verhaßt machen müsse.

„O mein junger Herr," nahm Buchberg das Wort, „eben diese fortdauernde Spannung macht uns das Waidwerk lieb und werth; dieser ungleiche Kampf mit unseren Erbfeinden, denen wir nur offen entgegentreten können, während sie uns feig und meuchelmörderisch im Hinterhalte auflauern, giebt unserem Hasse, der Ihnen vielleicht fanatisch und ungerecht vorkommen wird, täglich

neue Nahrung. So wie Sie mich und diesen alten fuchsigen Knaben — er deutete auf Krummschmied — hier sehen, waren wir Beide schon in Situationen, gegen welche die jetzigen Plänkeleien wahre Kinderspiele sind. Ich will Ihnen ein Ereigniß zum besten geben, bei welchem ich nur durch ein Wunder dem augenscheinlichen Tode entging, und Krummschmied mag Ihnen dann eine Geschichte aus seinem Leben erzählen, welche Ihnen erst einen rechten Begriff von der viehischen Grausamkeit jener Unmenschen geben soll, für welche Sie immer so gerne als Advokat gegen uns auftreten. — Vor zehn Jahren, — ich bin bereits seit 25 Jahren in R..schen Diensten — waren die Wälder in unserer Gegend noch dichter, und auf unserem Hochgebirge war die Gemse noch kein so seltenes Wild, als jetzt, wo die zu eifrige Verfolgung dieses Prachtthier binnen Kurzem ganz ausrotten wird. Die Wildschützen von damals aber glichen auf ein Haar denen von jetzt, freche abrutirte Bestien, die ein Menschenleben mit dem eines Hirsches ganz auf gleiche Wage legen. Ich hatte kurz vorher das Unglück, einen dieser Kerle, und zwar einen der wagehalsigsten, den sogenannten langen Martin, im Falle gerechter Nothwehr zu erschießen. Eines Nachmittags verfolgte ich allzueifrig einen wunderschönen

Gemsbock, ohne daß es mir gelang, das scheue Thier zum Schusse zu bringen. Mißvergnügt trete ich den Rückweg an, und erreiche einen kleinen von dichtem Gehölz umgebenen Wiesenplan, als plötzlich aus dem Gebüsch zehn Kerle mit geschwärzten Gesichtern hervorbrechen und mich rasch von allen Seiten umstellen. Mit Blitzesschnelle habe ich die Büchse an die Backen, und will auf die Bursche anschlagen, da knattern vor, hinter und neben mir zehn Hähne und eben so viele Feuerröhre sind gegen mich gerichtet.

„Die Büchse herunter, oder es wird nicht gut," brüllt mir einer aus der Rotte entgegen.

„Wer seid ihr?" entgegnete ich, indem ich, das Nutzlose der Gegenwehr einsehend, die Flinte, jedoch mit gespanntem Hahn über die Achsel warf; „wie könnt ihr es wagen, mich auf meinem eigenen Gebiet anzugreifen? Gebt Raum, wenn ihr es nicht bitter bereuen wollt!"

Ein höhnisches Gelächter war ihre Antwort, und einer der Schufte nimmt im entschlossenen Tone das Wort:

„Oho, mein Herr Oberförster, jetzt werden Sie Ihren hochfahrenden Ton bedeutend herabstimmen. Sie haben mir meinen Bruder, den langen Martin erschos-

ſen, und wir ſind alle hier, den Tod des braven Burſchen zu rächen. Beten Sie ein Vaterunſer und bereiten Sie ſich zu ihrem Ende vor.“

Man denke ſich meine Lage. Rettungslos der Gewalt von zehn blutdürſtigen Schurken anheim gegeben, bei welchen jeder Verſuch zur Unterhandlung eben ſo vergebens als entehrend geweſen wäre. Was ſollte ich alſo beginnen! — Ich ergab mich in mein Schickſal, nahm den Hut ab und ſprach halbleiſe ein Gebet, meine Seele dem Herrn empfehlend, dabei aber behielt ich inſtinktmäßig den vor mir ſtehenden Theil der Rotte ſcharf im Auge. — In dieſem Augenblick trug der leichte Wind den Schall des Ave Maria-Glöckchens von Buchberg deutlich herüber; und denken Sie ſich die Burſche, die hier verſammelt ſtanden, um im nächſten Augenblicke einen Mord zu begehen, entblößen bei den bekannten Tönen wie auf ein Commandowort die Häupter und murmeln ebenfalls leiſe das Abendgebet.

Es war eine ſonderbare Gruppe. Zehn Männer, mit geſchwärzten Geſichtern, die Gewehre halb im Anſchlag, halb in andächtig betender Stellung von dem Schein der untergehenden Sonne beleuchtet, ſtehen im Kreiſe um einen Mann, der in vollkommenſter Harmonie, wie es ſcheint, ſeine Andacht mit der ſeiner Ge-

fährten vereint. Dazu als Staffage der dunkle Wald, dessen bereits herbstliche Blätter der Abendschein vergoldet, das tiefste Schweigen um die ganze Scene wird nur durch den melancholischen Schall der Glocke unterbrochen, der leise zu uns herüber tönt.

In diesem Augenblicke leuchtet mir mit Blitzesschnelle ein Rettungsgedanke durch den Kopf. Langsam und unbemerkt suche ich meine Büchse zu heben, im raschen Entschlusse schieße ich dem mir gegenüberstehenden Schützen beide Kugeln meines Doppelrohres durch den Leib, mit Windeseile über den Gefallenen hinweg setzend. In demselben Augenblicke habe ich Geistesgegenwart genug, mich schnell zur Erde zu werfen, um die mir nachgeschickten blauen Bohnen über mich hinweg pfeifen zu lassen. Ehe die Kerle zum zweiten Male laden können, oder sich von ihrem Erstarren erholen, breche ich im Fluge durch das Gebüsch und erreiche in wenig Minuten athemlos, jedoch unverletzt, meinen gnädigen Gott im heißen Gebete für die unverhoffte wunderbare Rettung dankend, den sicheren Boden, wohin mir die Schurken natürlich nicht folgen konnten. — Der lange Martin wurde auf meine Anzeige eingefangen, und ihm und den durch ihn verrathenen Hel-

fershelfern ein ſtrenger Prozeß gemacht, der erſtere glaube ich, ſtarb nach kurzer Zeit im Zuchthauſe.“

Mit der größten Spannung hatte ich der einfachen und ſchmuckloſen Erzählung des alten Herrn zugehört, in dieſer nur einen neuen Beleg für meine Behauptung findend, daß der Jäger jeden Augenblick dem ruhmloſen Tod entgegen gehen kann.

Ruhmlos? nahm Krummſchmied brummend das Wort, ruhmlos? Glauben Sie denn, daß ein ehrlicher Waidmann, der im muthigen Kampfe mit dem Diebsgeſindel der Uebermacht erliegt, und in der Ausübung ſeines Berufes das Leben läßt, nicht eben ſo ehrenvoll falle, als der Soldat auf dem Schlachtfelde. Glauben Sie denn, es gehöre nicht mehr Muth dazu, jeden Augenblick die tödtliche Kugel aus dem Hinterhalte erwarten, als in den Reihen der Kameraden in offener Feldſchlacht ſeinem Geſchick entgegen zu gehen? So wie Sie mich z. B. hier ſehen, war ich ſchon einmal nahe daran, bei lebendigem Leib gebraten zu werden.“

Durch mein ungläubiges Lächeln erhitzt, rief er beleidigt ſeinen Chef zum Zeugen auf.

Er ſpricht die Wahrheit, und die Geſchichte, die er Ihnen erzählen wird, wird Ihnen beweiſen, daß es

zwiſchen uns und den Wildſchützen nur heißen kann: „Ich oder Du. Drück er los, Krummſchmied.“

Nach einer halbſteifen militäriſchen Verbeugung gegen ſeinen Vorgeſetzten, wendete ſich dieſer mit ſeinem Vortrage gegen mich:

„Ehe ich das Glück hatte, zu unſerem braven Herrn Oberförſter hier in Dienſt zu kommen, war ich Unterjäger in öſterreichiſch Gallizien, in Ruſſki hinter Stupika mitten in den Karpathen in der Nähe der Bukowina. Ich war damals ein hitziger Kerl, der, wie man ſagt, den Teufel im Leib hatte, und ſich alſo vor keinem anderen Beelzebub zu fürchten brauchte. Die dortigen Grenzbewohner ſind ebenfalls ein wild unbändiges Volk, Wildſchützen gibts dort in Menge, und ich wurde meiner Bärenkraft und meiner Strenge wegen von den Kerls gehaßt und gefürchtet, wie der Gott ſei bei uns ſelber. Und das war mir eben recht. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß der Wildſchütze im Einzelnkampf immer feige iſt, und mit zweien oder dreien habe ich es, wenn ich den Rücken frei hatte, mein Lebelang immer ſehr leicht aufgenommen. So hatte ich auch öfters das Gaudium bei dieſen Scharmützeln einem oder dem anderen eins auf den Pelz zu brennen, daß es eine Freude war. Einſt ſchlendere ich wieder im dichten

Walde umher, da fällt ein Schuß, ich schleiche dem Schall nach, und sehe durch das Gebüsch auf einer kleinen Höhung zwei Kerle beschäftigt, einen Hirsch auszuweiden.

„Was geht hier vor," donnerte ich den verdutzten Dieben zu, augenblicklich legt die Waffen hin und folgt mir aufs Amt."

In diesem Augenblick läßt der Eine einen gellenden Pfiff ertönen, und ich, der ich in der Hitze meine gewöhnliche Vorsichtsmaßregel des Rückendeckens außer Acht gelassen, fühle mich in demselben Moment von vier kräftigen Burschen rückwärts gepackt, und war bald, trotz meiner verzweifelten Gegenwehr entwaffnet, geknebelt und zu Boden geworfen.

Daß jetzt mein letztes Brod gebacken sei, konnte ich mir wohl einbilden, ich biß daher in stummer Wuth die Zähne über einander, nachdem ein ohnmächtiger Versuch meine Bande zu sprengen mißlungen war.

Was machen wir mit dem Hund? frug einer der Bande in polnischer Sprache, deren ich vollkommen mächtig war.

Schießt ihn nieder, und laßt ihn liegen, lautete die tröstliche Antwort.

„Wie," lautete der Einwurf eines anderen, in welchem ich einen wegen Jagdfrevels ſchon öfters geſtraften gefährlichen Wilddieb erkannte, „dieſer Menſch, der uns auf jede mögliche Weiſe verfolgt, der ſchon mehrere der Unſeren ſelbſt ermordet hat, dieſer unſer böſer Geiſt ſoll auf ſo ſchnelle Art ſterben? Nein ich ſtimme dafür, daß der Teufel in ſeine Hölle zurückgeſchickt werde, wir wollen ihn — braten.

Mit einſtimmigem Jubel wurde der Vorſchlag des Ungeheuers angenommen. Schnell wurden zwei Pflöcke in den Boden geſchlagen, und ich mit feſten dünnen Stricken, die einer der Rotte aus der Waidtaſche hervor holte, trotz meines heftigen Sträubens an den Händen und Füßen an den Pfählen feſtgebunden. Darauf wurde in ziemlich weitem Kreiſe, „damit ich nicht zu ſchnell hin werde," dürres Reiſig um mich heran geſchleppt, und daſſelbe von verſchiedenen Seiten angezündet. Unter den fürchterlichſten Hohn- und Schimpfreden entfernten ſich die Unmenſchen mich meinem gräßlichen Geſchicke überlaſſend.

Herr, wenn ich Methuſalems Alter erreichte, ſo würde mir die nächſte Viertelſtunde, die ich nun verleben mußte, doch ewig im Gedächtniſſe bleiben! Vergebens ſuchte ich den Knebel aus dem Mund zu bringen,

um durch mein Geſchrei Jemanden zu meiner Hülfe herbei zu rufen. Der ſchreckliche Zuſtand meiner gänzlichen Hülfloſigkeit, und der qualvolle Tod, dem ich anheim gefallen ſchien, entlockten meinem Auge zum erſten Male in meinem Leben bittere Thränen, welche von der immer fürchterlicher und näher rückenden Hitze im Augenblicke vertrocknet waren. Die namenloſe Qual hier auf ſo entſetzliche Weiſe umkommen zu müſſen, die raſende Pein, welche mir die immer unausſtehlicher werdende Gluth verurſachte, gab mir Rieſenkräfte, in furchtbarer Verzweiflung hatte ich mir mit dem Bemühen, die Hände frei zu bekommen, die Stricke bis aufs Fleiſch eingeſchnitten, als ich nach einem gewaltigen Ruck den Knoten lockerer werden fühlte. Mit der Hoffnung ſtieg Muth und Kraft, und nach einigen ſchrecklichen Minuten hatte ich, — o namenloſes Glück — die rechte Hand ledig, mit welcher ich bald auch die anderen Bande löſte, und mit einem raſchen Sprunge der um mich lodernden Hölle entrann. Es war die höchſte Zeit. Kaum hundert Schritte von dem Schreckensort ſank ich im Gebüſche zu Boden, und als mich meine Kameraden, über mein langes Ausbleiben geängſtigt, in der Nacht auffanden, war ſchon ein hitziges Gehirnfieber ausgebrochen, das mich noch ſechs Wochen am

Rande des kaum entronnenen Grabes feſthielt, und in welchem ich in furchtbaren Phantaſien alle Teufel der Hölle fortwährend die Flammen um mich ſchüren ſah. Wieder zu mir gekommen und im Stande, das an mir verübte Verbrechen zu Protokoll zu geben, erfuhr ich, daß die Schufte ſchon über die Grenze entwiſcht ſeien, und ich hatte nicht einmal mehr das Vergnügen, einen meiner Peiniger am Galgen baumeln zu ſehen.“ —

Kurze Zeit darauf kam ich aus Gallizien fort, wo mich ein glücklicher Zufall zu meinem theueren Herrn Oberförſter hierher brachte, bei dem ich zu bleiben gedenke, bis ich einſt in ein Revier abgerufen werde, wo es keine Jäger und keine Wildſchützen gibt.“

Aufgefundene Blätter aus den

des Schauspielers H.....

in Winnstädt, 5 Stunden von Hochhausen.

Winnstädt, den 13. October 1833.

Es wird schon bitterkalt draußen. Wir bekommen einen frühen und, wie es scheint, recht strengen Winter. Mein gutes Linchen tritt einen Theil ihres Morgenbrodes den Vögeln des Himmels ab. Das gute Kind hat recht. Haben doch wir selber mit den gefiederten Luftbewohnern einige Schicksals-Aehnlichkeit, nur zu verschiedenen Zeiten. Im Winter, wenn den armen Thierchen das Futter ausgeht, sitzen wir Schauspieler tief in der Wolle, d. h. in einem warmen Engagement, hingegen sehe ich dem lieben Frühlinge, wo die meisten Bühnen geschlossen werden, mit den Meinen immer mit banger Besorgniß entgegen. Nu, heuer will ich mich

Tagebüchern zweier Bühnenkünstler:

und des Tenoristen T.....

in der Residenzstadt Hochhausen *).

Hochhausen, den 13. October 1833.

Der Teufel soll's holen! Die fünf Monate Urlaub, die ich bei meinem neuen Contracte der zähen Intendanz abgepreßt, fliegen fort, eh man sich umsieht. Mit dem Winter geht die Schinderei wieder los. Wenns doch immer Sommer bliebe! Man muß sich beim Gastrollensingen auch abquälen, mehr als im Engagement, aber man hat doch etwas davon, man weiß, warum man es thut. Mein dießjähriges Gastspiel hätte

*) Die für diese Skizze von verschiedenen Seiten zusammengetragenen Züge sind sämmtlich der Wirklichkeit entnommen, die dargestellten Gegensätze existiren im Theaterleben wirklich, und sind leider nichts weniger als erdichtet. Der Verf.

bei Zeiten um eine Sommeranstellung umsehen, daß es uns nicht ergehe, wie die letzten fünf Monate, welche Gottlob hinter uns liegen. Das war eine böse, böse Zeit! Ich danke meinem Schöpfer, daß sie überstanden. Es wäre beinahe nöthig gewesen, mit den Schafen auf die Weide zu gehen. Heute tragen wir mein Engagement an. Es gefällt mir hier im Städtchen recht wohl. Mein neuer Direktor scheint mir ein Ehrenmann. Unser Hauseigenthümer, ein rechtlicher Schuhmacher, ist ein Kunstenthusiast. Er hat meine ganze Familie heute Mittags abgefuttert. Herr Böhme hat mir für die erste Einrichtung 20 Gulden Vorschuß gegeben, und mir versprochen, denselben in kleinen Raten abzuziehen. Meine gute Alte und die Kinder sind lustig und guter Dinge. Herz, was verlangst Du mehr? Ich werde heute Abend über die Schnur hauen, einen Krug Bier und Kälberbraten nach Hause bringen lassen. Marie, mein Oekonomiedirektor, mein liebes braves Weib wird zwar über meinen Leichtsinn mich auszanken — nu, Einmal ist Keinmal, und ich will das Verpraßte mit Rollenschreiben einzubringen suchen. Herr Director Böhme hat mir die Copiatur zugesagt.

mir ein rundes Sümmchen abgeworfen, da führt mich der böse Feind nach Wiesbaden, auf die grüne Wiese im Conversationshause. Ich will dort auf die Weide gehen, und einen tüchtigen Fang machen, ja, prost die Mahlzeit! Alles beim — Nu, so hol's dieser und jener! Pereat die Spielbank! Ich habe heute bereits meinem Intendanten erklärt, daß ich wenigstens 4000 fl. C. M. Vorschuß haben müsse, um mich mit meinen Gläubigern, die mich Tag und Nacht quälen, zu setzen. Se. Excellenz schnitt gewaltige Gesichter, aber am Ende gab er doch klein bei. Was will er machen? Wenn ich krank werde, hat die Herrlichkeit des hiesigen Reperteirs ein Ende. Das weiß der alte Fuchs wohl. — Heute auf der Probe sah ich die neue Tänzerin, Dlle. Gheri. Sehr pikant. Ich werde dem niedlichen Satan die Cour schneiden. Se. Excellenz scherwenzelt auch gewaltig um sie herum. Noch ein Grund mehr für mich. Es muß ein Seelengaudium sein, den alten Herrn wieder auszustechen. Nous verrons!

In's Hôtel de France ist nicht mehr hinzugehen. Der Champagner wird dort täglich schlechter. Und bei meiner letzten Monatrechnung hat mich der Kellner wenigstens um fünfzig Gulden geprellt. Ich werde in Zukunft in der Stadt Frankfurt speisen.

Darmstadt, den 19. October.

Trotz aller Mühsal möchte ich meinen Stand mit keinem anderen in der Welt vertauschen. Das fühlte ich heute inniger als je. Wir eröffneten die Bühne mit Lessings herrlichem Nathan. Ich spielte die Titelrolle. Mein Gott, es ist doch ein Glück, als Dolmetsch eines solchen Geistes vor das Volk treten zu können. Ich war ergriffen und begeistert, und kam mir vor, wie ein Priester, der den andächtigen Zuhörern das Wort Gottes predigt. Die Bühne wurde mir zur Kanzel. Kam es mir doch fast wie Profanirung meines Tempeldienstes vor, als ich am Schlusse vor dem durch die wunderbare Dichtung begeisterten Publikum hervorgerufen, hinaustreten und einige Dankesworte an dasselbe richten mußte. Der Director gratulirte herzlich zu dem glücklichen Debüt. Zu Hause angekommen, fiel mir meine gute Marie selig weinend um den Hals, die Kinder sprangen jubelnd um mich herum, mein ehrlicher Schuhmacher-Hausherr schüttelt mir freudig die Hand, selbst unser kleiner Zoby scheint die allgemeine Trunkenheit zu theilen, und springt lustig bellend an mir empor. — Wo ist der König, der mir diesen

Hochhausen, den 1. November.

Gestern hatte ich mit der Intendanz einen bösen Auftritt. Er verlangte, ich solle zum Erstenmal wieder im Freischütz auftreten. Er thut es nur, um mich wegen der kleinen Eberl zu ärgern, da er weiß, daß ich deutsche Musik nicht singen will, und weil er wüthend ist, daß ich ihn bei dem tanzenden Engel ausgestochen. Ich habe aber doch meinen Willen durchgesetzt. Heute sang ich den Sever. Der rasende Empfang, die entgegen fliegenden Blumen und Kränze werden den alten Sauerteig wohl belehrt haben, wie fest ich beim lieben Publicum sitze, und daß man mich nicht ungestraft chikanieren darf.

Der Claqueurchef Igel hat mir im Voraus für die Kränze und seine Bemühung 50 Eintrittskarten und 30 fl. abgepreßt. Man muß der Kunst ein Opfer bringen. Morgen mache ich mit der kleinen Eberl eine Landpartie: die letzten Herbsttage sind noch zu benutzen. Ich lasse mich beim Alten heiser melden. Wenn es ihm nicht recht ist, soll er sich's anders machen. Meine lieben Collegen haben sich über meinen heutigen Erfolg die gelbe Sucht an den Hals geärgert. Solche Augenblicke im Künstlerleben sind nicht mit Geld zu bezahlen! —

Augenblick ablaufen könnte? Sei mir gesegnet, heilige Kunst! —

Winnstädt, den 23. November.

Es giebt doch recht böse Menschen in der Welt. Sogleich nach meiner Ankunft schickte mir ein gewisser Dr. Schirling eine Pränumerationskarte auf den Winnstädter Figaro in's Haus, und ließ mir sagen, im Falle ich mich der Zahl seiner Abonnenten anschlösse, dürfe ich auf jede Berücksichtigung von seiner Seite rechnen. Ich antwortete ihm in einem artigen Schreiben, ich sei Vater einer zahlreichen Familie, müsse jeden Pfennig in meinem kleinen Haushalte zu Rathe ziehen, und schicke ihm daher seine Karte mit der Bitte zurück, er möge mir deßhalb sein Wohlwollen nicht entziehen. Nun enthält der heutige Figaro eine wahre Schmähschrift gegen mich. Nicht nur, daß Schirling mich als Künstler auf die boshafteste Art angreift, — was ich, als der Oeffentlichkeit angehörend, ja dulden muß — er tastet auch meine bürgerliche Ehre als Mensch und Vater an, begeifert meinen guten Namen, giebt mich dem Hohngelächter und dem Gespötte der ihm Gleichgesinnten Preis, ja er verdächtigt mich sogar bei allen mir Wohlwollenden — und ich — ich sterbe all' dieser Böswilligkeit

Hochhausen, den 24. November.

Dieser Dr. Zwirndorf kostet mich doch ein schmähliches Geld. Nebst seinem Monatsgehalte, den er regelmäßig von mir bezieht, zapft er mich alle Augenblicke an. Was will ich machen? Das Männchen führt eine giftige Feder, und muß nach meiner Pfeife tanzen. Ich habe unseren Bassisten Brummer von ihm so verreißen lassen, daß ihn kein Regiments-Schneider mehr zusammenflicken kann. Der Bursche hat sich unterstanden, mir ins Gesicht zu sagen, es sei eine Schande für unsere ganze Anstalt, daß ich immer mit dem Zwirndorf herum ziehe.

Mit dem Redakteur der Posaune, dem verwünschten Dr. Baumhauer ist nichts anzufangen. Dem Grobian ist nicht beizukommen. Und was das Schlimmste ist, das Publikum giebt auf seine Kritiken mehr als auf die eines jeden Anderen. In der gestrigen Nummer bin ich wieder enorm zusammengefetzt. Er nennt mich einen glücklichen Naturalisten, ohne musikalische Bildung und ohne höheres Streben. Malitiöse Bestie! Heute schickte ich ihm den Zwirndorf hin, und ließ ihm unter der

schuplos gegenüber. Ein Injurienprozeß würde mich meinen letzten Groschen kosten, und die geheime Abbitte, die mir, im Falle ich selber gewinne, werden müßte, würde mir doch nichts helfen, im Gegentheil kennt Schirling Mittel und Wege genug, in den verschiedensten Zeitschriften meine Künstlerehre anzugreifen, und meinen guten Namen zu besudeln, da er dieß anonym thut, und das Publikum plötzlich in den verschiedensten Organen eine Reihe einstimmig tadelnder Urtheile liest, so muß es ja an die Wahrheit derselben glauben. Ich habe diese Procedur leider schon öfter zu meinem Schaden erfahren. Was soll ich also begünnen? Schweigend dulden. Es bleibt mir kein anderer Weg übrig. —

So eben kömmt mein redlicher Schuster entrüstet zu mir, und macht mir wüthend den Vorschlag, den Schirling heute Abend durch seine Gesellen windelweich prügeln zu lassen. Ich habe alle Mühe, ihn von diesem Plane abzubringen, den er, wie es scheint, mit ganz besonderer Vorliebe erfaßt hat.

Gott bewahre mich vor solcher Gemeinheit! —

Hand verblümt zu verſtehen geben, daß es mir auf eine Handvoll Louisd'ors nicht ankäme, wenn er mich in Ruhe ließe. Zwirndorf erzählte mir, daß er ihn beinahe die Treppe hinabgeworfen. Ich weiß nicht mehr, was ich mit dem zähen Federvieh anfange. Auf meine Veranlaſſung hat ihm die Intendanz bereits die Freikarte abgenommen. Nützt nichts. Er zahlt und — ſchimpft: Und was mich noch mehr ärgert, meinen Feind Brummer hebt er in die Wolken, und ſtellt mir den Notenfreſſer immer als Vorbild hin. Wenn nichts angreift, ſo werde ich den Poſaunißen einmal durch den Hausknecht in der Stadt Frankfurt, beim Nachhausegehen, winkelweich durchprügeln laſſen. Wer nicht hören will, muß fühlen! Der Andreas führt eine gute Fauſt, der Baumhauer ſoll's ſpüren. Ich will doch ſehen, ob ich mir dieſe Gemeinheiten immer gefallen laſſen muß. —

Den 25. November.

Heute habe ich vom Publikum für die erlittene Schmach glänzende Genugthuung erhalten. Ich wurde bei meinem Auftreten stürmisch empfangen. Winnstädt ist ein kleines, aber sehr kunstliebendes Städtchen. Von allen Seiten bezeugt man mir die freundlichste Theilnahme. Wenn das Theater sich nicht im Sommer auflöste, so bliebe ich gerne immer hier.

So eben höre ich, daß Schirling heute Abend im Casino meinetwegen zur Rede gestellt wurde, der Vorstand des Vereins soll ihm öffentlich sehr derb seine Meinung gesagt und der Comité ihn aus der Gesellschaftsliste gestrichen haben. Da hätte ich ja auf einmal brillante Satisfaction!

Den 1. December.

Der Winter rückt mit Macht heran. Herr Böhme hat mir am heutigen Gagetage von meinem Vorschuß fünf Gulden abgezogen. Es ist zwar nicht viel, aber bei meiner kleinen Gage von monatlichen 24 Gulden genirt es uns doch gewaltig. Mich dauert bei diesen bitteren Entbehrungen nur mein armes Weib, welche ihrer Heirath wegen mit ihren hochmüthigen Verwandten

Den 27. November.

Es ist schmählich. Der dumme Andreas hat sich bei der Prügelei von der Polizei erwischen lassen. Das wird eine dumme Geschichte werden. Das Publikum hat mich heute, trotz der lebhaftesten Opposition von Seiten der Igel-Claque mit Zischen empfangen. Ja ein Paar haben sogar gepfiffen. Unerhörte Frechheit! Im Casino hat man mich aus der Gesellschaftsliste gestrichen. Darum scheere ich mich den Teufel! Morgen komme ich bei der Intendanz um meine Entlassung ein, wenn ich keine Satisfaktion bekomme. Der Satan hat mich geritten, einen lebenslänglichen Contrakt zu unterschreiben. Ich komme mir vor, wie auf den Galeeren. Doch ich will Euch so lange chikaniren, bis ihr Gott dankt, wenn ich selber gehe. Ich muß Satisfaktion haben.

Den 1. December 1843.

Der Intendant will von meiner Entlassung nichts hören. Er unterstand sich, mir heute eine Moral-Predigt zu halten. Ich möge auf die Zukunft denken, meine Stimme werde nicht ewig dauern u. s. w. Lächerlich! Wenn ich sechs Jahre auf Gastrollen reise, so pensionire ich mich selber, und brauche mir nicht ein paar Hundert lumpige Gulden wie eine Gnade zuwer-

zerfallen ist. Wäre ich Student geblieben, hätte ich jetzt vielleicht schon einen kleinen, aber sicheren Staatsdienst. Ich fange an, manchmal recht muthlos zu werden, ein Zustand, der mich um so heftiger angreift, je sorgfältiger ich ihn vor den Meinen verbergen muß. Es ist doch recht traurig! Mit dem redlichsten Willen und der glühendsten Begeisterung für meine Kunst und mit wenigstens so viel Talent, um mit Ehren einem bescheidenen gesicherten Wirkungskreise vorzustehen, bin ich nicht im Stande, durch eine solche Anstellung an das Ziel meiner heißesten Wünsche zu kommen. Ich schrieb dieser Tage an den Theateragenten Wollanek nach Wien mit der Bitte, mir ein anständiges Sommerengagement zu schaffen, da Herr Böhme die hiesige Gesellschaft zu Ostern auflöst, da erhalte ich eben die Antwort, ich müsse in diesem Falle 5 fl. C.-M. Einschreibgebühr im Voraus entrichten. Wo soll ich die hernehmen? Wie so viel Geld entbehren? Und auch im Falle ich dieses Opfer brächte, bliebe die ersehnte Anstellung noch immer sehr problematisch. Ich habe schon einmal nach der Bezahlung einer solchen Vormerkungsgebühr an ein anderes Theatergeschäftsbureau, von demselben nie mehr eine Antwort erhalten. Vielleicht fällt mein Benefize gut aus. Der Himmel gebe es, brauchen

sen zu lassen. Ich werde bei Hof um die Enthebung meines Contraktes einkommen. Ich habe mich jetzt einmal mit den Freiheitsgedanken vertraut gemacht, und finde seit dem die Sklaverei doppelt unerträglich. Ich schreibe heute dem Theateragenten Wollanek, daß er der Intendanz einen andern Tenoristen an meine Stelle empfehle. Vielleicht läßt man mich dann locker. In 4 Wochen ist mein Benefize. Ich gebe die neue Oper von Meyerbeer. Das Haus wird zum Brechen voll, da an demselben Tage das Geburtsfest des Königs gefeiert wird. So eben meldet mir der Cassier, daß sämmtliche Logen und Sperrsitze trotz der bedeutend erhöhten Preise schon seit 8 Tagen vergriffen sind. Er schätzt die Einnahme auf 4000 fl. C.-M. So ein fetter Bissen ist auch nöthig, denn ich brauche jetzt verteufelt viel Geld. Die kleine Cheri kostet mich ein Erkleckliches. Und ich glaube, der schelmische Satan betrügt mich mit unserer alten Excellenz. Gestern ließ sie mir sagen, sie habe Migräne und könne mich nicht sehen. Die Stubenkatze schien mir sehr verlegen. Ich werde aufpassen lassen. — Meine neuen Pariser Möbel und den schönen Zobelpelz muß ich jetzt auch bezahlen. Mein englisches Reitpferd hat den Fuß gebrochen, ich mußte die Bestie erschießen lassen, und mir ein anderes Thier anschaffen.

könnte ich es, sehr nothwendig. Mit hundert Gulden wäre mir geholfen. So viel könnte ich im glücklichsten Falle auf meinen Antheil einnehmen. Einen warmen Winterrock brauchte ich sehr nothwendig. Die häuslichen Sorgen schlagen mir jetzt wahrhaft betrübend über dem Kopf zusammen. Mein armes Linchen, unser Augapfel ist heute unwohl. Wenn das gute Kind nur nicht ernstlich krank wird. Ich will sogleich zum Arzt gehen.

Den 5. December.

Linchens Krankheit beunruhigt mich recht ernstlich. Trotzdem, daß die Apotheke jetzt die letzten Pfennige wegnimmt, will ich mit den Meinen ja Alles entbehren, wenn ich dem guten Kinde nur rasche Hülfe bringen könnte. Das Engelsmädchen erträgt ihre Schmerzen mit wahrhaft himmlischer Geduld. Sie tröstet uns. Der Arzt meint, es könnte ein Nervenfieber werden. Wir sollten die Kranke bei Zeiten aus dem Hause schaffen. Wo denkt der Mann hin? Ich mich von meinem Kinde trennen, wo es meine Pflege braucht. Die kleineren Geschwister werde ich zu meinem guten Schuhmacher hinüber geben, der mir diesen Liebesdienst freundlich antrug. Die Armen schleichen auf den Zehen mit betrübten Gesichtern und ängstlichem Schweigen umher

Die häuslichen Sorgen schlagen mir jetzt wahrhaft über dem Kopf zusammen. —

Ich befinde mich heute unwohl. Ich kann Schwelgereien, wie die gestrige, nicht mehr so, wie einst vertragen, und spüre heute großen Katzenjammer — lamentum Katzarum — oder, wie ein geistreicher Mann sagt: „Reue des Magens.“ —

Den 9. December.

Mit der kleinen Cheri ist's aus! — Der Satan hat mich wirklich mit Sr. Excellenz hinters Licht geführt. Ihr Stubenmädchen hat mir Alles entdeckt. Morgen will Sie mir einen Brief der falschen Katze zukommen lassen. Aber dann blamire ich die Fußkünstlerin öffentlich auf eine Weise, daß sie zeitlebens an mich denken soll. Ich lasse mich nun einmal nicht ungestraft bei der Nase herumführen. Müßte ich nur heute Abend nicht singen! Wahrscheinlich wird die Loge Sr. Excellenz leer bleiben. Und ich kann mich nicht auf die Lauer legen, und muß den Othello singen. Das ist auch eine von den Künstlerqualen, von welchen man in keinem anderen Stande einen Begriff hat. Singen müssen, während man vor Wuth bersten möchte, mit einer uns

— Und ich muß heute Abend eine komische Rolle spielen. Das ist auch eine von den namenlosen Künstlerqualen, von denen man in keinem anderen Stande einen Begriff hat. Diese martervolle Pein: Spaß machen müssen mit blutendem Herzen, das Publikum zum Lachen bringen, während sich unsere Augen mit Thränen füllen. Wer kümmert sich darum? Die Leute haben bezahlt. Der Vorhang ist aufgezogen. Hinein in die bunte Jacke! Lustig! Den Schellenstab geschwungen! Vorwärts, Komödiant! —

Den 7. December.

Da sitze ich Nachts um zwei Uhr an dem Bette, vielleicht an dem Sterbebette meines armen Kindes. Der Arzt sagt, in vier und zwanzig Stunden müsse es sich entscheiden, ob Leben oder Tod. Morgen werde die Krisis eintreten. Mein gütiger Gott, hast Du diese schwere Prüfung über mich armen Mann verhängt, weil ich öfter gemurrt über mein Geschick, so verzeihe gnädig, laß den Kelch vorübergehen an meinem schwer gebeugten Haupte! Rette, rette mein armes unschuldiges Kind!

Mein Kopf ist wüst. Ich mußte mein todtmüdes Weib mit Gewalt zur Ruhe schicken; heute ist es schon

ganz gleichgültigen Person den Eifersüchtigen spielen müssen, während man sich in gerechtem Argwohne die schwarze Sucht an den Hals ärgern könnte. Da fährt der Theaterwagen vor, um mich abzuholen. Wer frägt nach meiner Stimmung? Die Zuschauer warten. Vorwärts Othello! —

Den 7. December.

Es ist richtig! Ich habe die Beweise ihrer Treulosigkeit in den Händen. Warte nur, kleine Hexe!

„Die Falsche soll erbleichen.“ —

Ihre Kammerkatze hat mir einen Brief ausgeliefert, in welchem der Fußteufel den alten Herrn mit den zärtlichsten Schmeichelnamen belegt, und sich über mich, Höllenelement, über mich lustig macht, mich einen eingebildeten Geck nennt.

Warte, Meerkatze, der Geck soll dir theuer zu stehen kommen! Ich muß eclatante Satisfaktion haben. Aber wie? Auf welche Art? Vielleicht — ich

die zweite Nacht, die ich am Schmerzenslager meines theuren Kindes hinbringe.

Gestern schrieb ich Herrn Böhme und bat ihn, mich in Berücksichtigung meiner häuslichen Verhältnisse womöglich heute zu dispensiren. Er antwortete nein, ich wisse, wie nöthig er diese Einnahme brauche, und ich würde ihm einen großen Dienst erweisen, wenn ich keine Störung im Repertoir machte. Der Mann hat Recht. Seit 14 Tagen machen wir sehr schlechte Geschäfte, auf den heutigen Kassenertrag ist mit Bestimmtheit zu rechnen. Ich muß meine Pflicht erfüllen; und doch war es mir bis jetzt noch nicht möglich, ein Wort meiner Rolle zu lernen; die Buchstaben flirren mir vor den Augen. Wenn dieser entsetzliche Zustand noch 8 Tage fortwährte, so müßte ich wahnsinnig werden.

Denselben Tag, Mittags.

Die Krisis rückt mit Macht heran. Wir haben alle den Kopf verloren. Heute Abend, sagt der Arzt, wird es sich entscheiden. Und ich muß in's Theater! Ich muß. Heute früh schickte mir Böhme auf mein Ersuchen einen kleinen Vorschuß, da die Apotheke unser Bischen Habe jetzt ganz verschlingt, und ich soll dem Manne, der mir so freundlich entgegenkömmt, dessen

hab's! Im Laufe dieser Woche beginnt die Elsler ihr Gastspiel. — Die Geschichte wird mich zwar wieder ein schweres Geld kosten, allein meiner Rache zu Liebe soll mir keine Gefahr zu groß sein. Auch habe ich ja heute von unserem Theaterjuden Aron gegen christliche 40 Prozente ein rundes Sümmchen aufgenommen.

Ich schicke zu Igel, der Mann versteht sich perfekt darauf, Theaterwetter zu fabriziren. Er ist schon oft von mir bezahlt worden, aber bis jetzt immer nur für's Applaudiren, nie aber — ruhig, kochendes Blut, ich will mir ein Fest bereiten, in dessen Erinnerung ich noch jahrelang schwelgen will.

Den 12. December.

Die Krisis rückt mit Macht heran. Heute Abend tanzt die Elsler. Und durch einen glücklichen Zufall hat auch die Gberi gleich am ersten Abend mit der Gefeierten zu rivalisiren. Ich habe meine Bella-Donna durch die letzten 8 Tage ganz sicher gemacht. So schwer es mir ankam, ich habe ihrer Heuchelei eine wahre Katzenfreundlichkeit entgegengestellt, und so hat sie keine

schwankende Verhältnisse ihm jeden Heller nöthig machen, durch das Absagen der Vorstellung in Verlegenheit und pekuniären Schaden bringen? Ich muß! — Wie es mir gehen wird, weiß der Himmel! Von der Probe ließ ich mich entschuldigen. Meine Rolle konnte ich kaum zweimal durchlesen, dazu die Angst, die namenlose Verwirrung, in der ich mich befinde. — Lebe wohl, mein armes Kind! Nur auf drei Stunden trenne ich mich von Dir, und dennoch vielleicht für's — Leben! — Nein, nein, noch lebt der alte Gott! —

Den 8. December, Nachts 2 Uhr.

Noch lebt der alte Gott! Die Krisis ist vorüber! Der Arzt bürgt uns für Linchens Rettung! Kann der Mensch doch eine gewaltige Freude schwerer ertragen, als ein großes Unglück. Ich bin so konfus, so kindisch, daß ich einen Augenblick für meinen Verstand gefürchtet. Der liebe Gott war mir aber nach dem heutigen Abend diese Satisfaktion schuldig. Es war ein furchtbarer Auftritt, ich werde dessen Zeit meines Lebens gedenken. In dem gestrigen Figaro schrieb Schirling, ich scheine seit einiger Zeit meine Pflicht gegen das Publikum zu vernachlässigen, und die demselben schuldige

Ahnung von dem schweren Gewitter, das über ihrem Haupte schwebt. Hat dieses eingeschlagen, dann erfahre sie morgen, woher der Sturm kam, und dann Trennung auf ewig. Wenn die Sache aber schief ginge? Nein, nein, noch lebt der alte Gott!

Den 12. December, Nachts 2 Uhr.

Noch lebt der alte Gott! Die ganze Geschichte ist köstlich abgelaufen. Es war ein Spaß zum Todtlachen. Die Elsler wurde natürlich mit einem rasenden Beifallssturm bewillkommt. Als die Cheri auftrat, wollten Einige applaudiren, allein Igel und Compagnie schmetterten dieses voreilige Wohlwollen durch die gewaltigsten Zischlaute zu Boden. Dadurch verblüfft, konnte sie ihre Kunstfertigkeit nicht mehr so frei, wie sonst, entwickeln, dazu kam noch das Gefühl der baldigen Niederlage im Angesichte der gefürchteten Nebenbuhlerin, kurz, die sonst so graziöse Cheri war nicht

Achtung durch schlechtes Memoriren aus den Augen zu setzen. Der Mann hat nicht Unrecht! Doch wüßte er den Grund, er würde mich vielleicht entschuldigt haben. Genug, das Publikum, wetterwendisch und leicht aufgeregt, wie überall, war gegen mich eingenommen. Wir gaben ein neues Lustspiel, welches einen hiesigen Beamten zum Verfasser hat. Das Haus war zum Brechen voll. Ich hatte die Rolle eines fröhlichen und glücklichen Vaters darzustellen. Als ich nun in's Costüm krieche, welches heute für mich im strengsten Sinne des Wortes zur Zwangsjacke werden sollte, fällt mir's schwer auf's Herz, wie wenig ich von meiner Rolle memorirt, und wie ich heute wieder meinen Feinden das Messer gegen mich in die Hand gebe. Mein Muth sank unter Null. Als ich nun auf die Bühne trete, steigert sich diese Rathlosigkeit bis zur Armensünderangst. Ich rede in meiner Verwirrung wahrscheinlich albernes Zeug, denn der Verfasser lauert bei meinem Abgang schon hinter den Coulissen auf mich, und macht mir die bittersten Vorwürfe. Während ich ihm den Grund meiner scheinbaren Nachlässigkeit zu meiner Rechtfertigung entdecken will, fällt mein Stichwort, und ich muß wieder hinaus auf die heißen Bretter. Ich sollte nun eine Scene spielen, wo der Vater über seine wiedergefundene Tochter

wieder zu erkennen, und bei ihrem ersten Abgang herrschte im Hause ein gewitterschwüles Schweigen.

Im zweiten Akt, gegen den Schluß des Ballets hat die Cheri mit der Elsler ein sehr schwieriges Pas de deux zu tanzen. Die letzte bot ihre ganze Virtuosität auf, und je glänzender sich diese entfaltete, desto mehr erlahmten die Flügel ihrer Gegnerin. Als nun am Schlusse von Cheri's Pas die Igel'sche Compagnie, jetzt schon unterstützt von vielen Unbefangenen, ihre Schlangentöne wieder zischen läßt, verliert die an ganz andere Huldigungen Gewöhnte die Besinnung, tritt mit indignirender Frechheit bis an die Lampen vor, und spricht — die Tänzerin im Ballet — mit verächtlichem Achselzucken folgende Worte: „Ist dieß der Lohn für meine Leistungen?" Nun ging der Spektakel los. Gellende Pfiffe durchschallten das ganze Haus, jetzt nicht mehr bloß von Freund Igels Anhang, welches übrigens redlich unterstützte und nachhalf, und während die himmlische Fanny mit Blumen überdeckt wurde, warf ein Igel'scher Sklave mit meisterhaftem Schwunge der kleinen Cheri einen bereit gehaltenen Zwiebelkranz gerade vor die Füße; diese wußte kein anderes Mittel, dem Gewitter zu entkommen, als auf eine höchst graziöse Weise in Ohnmacht zu fallen. Der Vorhang deckte

in das jubelndste Entzücken ausbricht. Weiß Gott, wie es kam, in dem Augenblicke, als ich die freudigen Phrasen von mir geben soll, fährt mir durch den Sinn, wie in dieser Minute mein eignes, heißgeliebtes Kind vielleicht zu Hause schon als Leiche liegt: statt der frohen Ausbrüche strömen mir brennende Thränen aus den Augen, ich stürze taumelnd auf einen hinter mir stehenden Stuhl. In diesem Augenblicke ruft eine scharfe Stimme aus: „Er ist betrunken," und ein gellender Pfiff schrillt durch das Haus. Ich bleibe wie sinnlos hingekauert, das Blut droht mir den Kopf zu sprengen, und durch die dumpfe Bewußtlosigkeit höre ich verworrene Stimmen, Pfeifentöne, Gekreische und Lärmen; ich will mich aufraffen und stürze besinnungslos zu Boden. Der Vorhang fällt. Unser Regisseur, ein rechtlicher, mitfühlender Mensch, kündigte, wie ich später erfuhr, die Unterbrechung der Vorstellung dem tobenden Publikum mit folgenden Worten an: Verehrte, im Namen meines Collegen, Harmlos, bitte ich Sie um Vergebung, daß er heute außer Stand war, in den Charakter seiner Rolle einzudringen. Während er hier einen frohen und glücklichen Vater zu spielen gezwungen war, ringt zu Hause sein eigenes geliebtes Kind mit dem Tode, und während der Zeit, als er hier jubeln sollte über das Wiederfinden

dieſe köſtliche Scene der maßloſeſten Verwirrung. Die Vorſtellung war unterbrochen. Der Tumult dauerte fort. Die Direktion wurde zur Rechenſchaft gerufen, die Cheri ſollte vorkommen, Abbitte leiſten ꝛc. Endlich trat der Regiſſeur vor, bat um Entſchuldigung, und erklärte, daß Dlle. Cheri das Haus bereits verlaſſen habe, und daß ein geehrtes Publikum entweder nach freier Wahl das Recht habe, mit den heutigen Retourbilleten die nächſter Tage zu wiederholende Vorſtellung des heutigen Ballets zu beſuchen, oder ſich den erlegten Betrag morgen im Caſſenbureau zurückbezahlen zu laſſen. — Auf dieſe Art verliert auch unſere Direction eine grandioſe Einnahme rein aus der Taſche! — Es lebe die Rache! —

Die Geſchichte koſtet mich übrigens mehr, als hundert Gulden. Nu, man muß beim Theater auf ſolche unverhoffte Ausgaben immer gefaßt ſein. Nach der Vorſtellung warf ich mich in einen Wagen und fuhr zur Cheri.

Die Mißhandelte lag im heftigen Schluchzen, blaß und vor Zorn bebend auf dem Ruhebette. Bei meinem Eintritte ſtürzt ſie mir raſch entgegen. „Sie müſſen mich rächen,“ ruft ſie aus, „ſchaffen Sie mir Satisfaktion, oder wir ſehen uns nie wieder!“ —

seiner Theatertochter, hat er die eigene wahrscheinlich verloren. Darum vergeben Sie dem Armen, wie er den Anstiftern der ihm heute widerfahrenen bitteren Kränkung vom Herzen vergibt. Lautlos ging die Menge aus einander. Wie ich nach Hause kam, was in der Zwischenzeit mit mir vorging, ich weiß es nicht mehr. Ich kann mich nur auf den Moment erinnern, als die Meinen mich auf der Hausflur erwarteten, um mir die seligste Nachricht entgegen zu bringen, daß sich die Wuth der Krankheit gebrochen habe. Wir lagen uns alle mit lautem Schluchzen in den Armen, meine Familie und unser guter Doktor und unser ehrlicher Schuter, Alle, Alle, jauchzen und freuen sich mit mir. Jetzt gebt mir die Scene des glücklichen Vaters zu spielen, jetzt will ich Euch zeigen, daß ich nicht nur heulen und weinen, sondern, daß ich auch jubeln und singen kann! — Linchen ist in einen sanften Schlaf versunken; der Arzt verbietet sie zu wecken — wir wollen ihm treu gehorchen, er haftet ja für das Leben meines Kindes. — Gepriesen seist Du, mein Herr und Gott! —

„Ich bedauere herzlich," entgegnete ich kalt, „das Letztere vorziehen zu müssen. Ich komme heute nur, um Ihnen erstens mein inniges Beileid über den heutigen Verfall auszudrücken; zweitens um Ihnen zu sagen, daß ich Sie nie mehr hindern werde, die Huldigungen unserer alten Excellenz anzunehmen, und drittens, weil ich Ihnen hier ein Schreiben zurück zu liefern habe, welches ganz zufällig in die unrechten Hände gerathen ist." Bei diesen Worten gab ich ihr ihren Brief zurück — und schloß mit der Bemerkung, daß es ihr freistehe, mich wegen der ungesetzlichen Eröffnung dieser Zeilen zu belangen, daß ich aber nicht nur ihren Ruf, sondern auch noch andere Mittel in Händen hätte, sie zu vernichten, und daß ich, im Falle sie mit dieser Lektion nicht zufrieden wäre, mit allen mir zu Gebote stehenden Waffen gegen sie zu Felde ziehen würde." — Gleich Loths Weib erstarrt und keines armen Lautes fähig, wies die Zerschmetterte mit einer Miene, in welcher sich Haß und Beschämung aussprach, gegen die Thüre, durch welche ich mit einer spöttischen Verbeugung sie verließ. Heute werde ich sanft schlafen. —

Den 1. Januar 1836.

Das ist ein schlimmes Neujahr! Vorgestern hatte ich endlich mein lang ersehntes Benefize, alle Anzeigen stimmten höchst günstig für ein überfülltes Haus, da kömmt gerade zu der Zeit, als das Publikum ins Theater strömen soll, in der Nähe desselben Feuer aus, und ich nehme nach Abzug der Tageskosten 17 Kreuzer ein. Also wieder eine Hoffnung — wenn auch nicht zu Wasser — doch zu Feuer geworden! Sogar die Elemente wüthen gegen mich armen Mann. Und ich hätte die kleine Beihülfe so nöthig gehabt. Ich weiß zwar, wie thöricht es ist, auf eine Einnahme beim Theater zu rechnen, und dennoch habe ich mich an diesen Strohhalm angeklammert mit der Kraft eines Verzweifelnden. Mein armes Weib weint heute den ganzen Tag. Die Kinder schleichen traurig und still herum, wie zu der Zeit vor Luchens Krankheit, welche Gottlob gänzlich folgenlos vorübergegangen. Das Mädchen blüht wieder, wie eine Rose. Sie ist die Einzige, die uns Trost zuspricht; obwohl ich sehe, daß dem guten Kinde selber nicht tröstlich ums Herz ist. —

Und der Sommer! der Sommer! Noch immer keine Aussicht! Noch drei Monate und ich sitze mit den Meinen wieder brodlos da! Manchmal schleichen recht

Den 1. Januar 1836.

Das iſt ein frohes Neujahr! Vorgeſtern hatte ich mein von meinen Manichäern ſo ſehnlich erwartetes Benefize. Ein glücklicher Zufall führt noch dazu gerade vor der Theaterzeit einen tüchtigen Regen herbei, welcher Alles ins Schauſpielhaus trieb, und ſo war daſſelbe überfüllt, wie ſeit Menſchengedenken nicht. — Heute hatte ich eine Audienz bei unſerm allergnädigſten Könige, welchem ich wiederholt die Bitte um meine Entlaſſung aus dem hieſigen Engagement vortrug. Seine Majeſtät ließ ſich herab, mich um die Urſache meiner Unzufriedenheit zu fragen, worauf ich erklärte, daß ich die Ausſicht habe, mir bei dem jetzigen Mangel an bedeutenden Sängern durch Gaſtrollengeben in wenig Jahren ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, und daß ich daher die inſtändigſte Bitte wage, meinem Glücke nicht im Wege zu ſtehen.

Se. Majeſtät ſah mich mit großen Augen an und erwiederte kurz:

In einigen Tagen werden Sie die Entſcheidung auf Ihr Geſuch amtlich zugeſtellt bekommen; — für jetzt ſind Sie entlaſſen! —

Ich glaube gern, daß ihn mein Verluſt unangenehm berührt, allein jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. —

furchtbare, gottvergeſſene Gedanken durch meinen gepeinigten Schädel! Der Herr bewahre mich gnädig vor der Ausführung! — Ich kann und will nicht weiter ſchreiben, die Finger ſtarren mir vor Kälte, und weder Holz zu Feuerung noch Geld dazu im Hauſe! Das iſt ein trauriges Neujahr!

Den 8. Februar.

Ein ſchwerer, unvorhergeſehener Fall hat uns getroffen. Unſer Direktor erklärte ſich heute inſolvent, die Geſellſchaft hat ſich aufgelöſt. Böhme iſt an dem Unglück ſchuldlos. Die Theilnahme des Publikums am Theater war ſchon vor einem Monate merklich erkaltet. Sechs Monate hindurch ein Schauſpiel beſuchen iſt zu viel für die pekuniären Kräfte einer ſo kleinen Stadt; dazu auch noch die ſtrenge Kälte, kurz das Unternehmen ſchleppte ſich nur ſo mühſelig hin. Den letzten Schlag aber gab uns der gewiſſenloſe contraktbrüchige Durchgang unſerer erſten Liebhaberin, welche durch eine hohe und einflußreiche Protektion ein Engagement in Hofhauſen erhalten hat. Was ſoll ich beginnen? Es wird mir nichts übrig bleiben, als aufs Ungewiſſe in die Welt hinaus zu pilgern, um mir und den Meinen Brod

Diesen Sommer will ich flott leben! Ich habe heute einige Freunde zu Abend geladen, wir wollen ein kleines Spielchen machen und eine Bowle Champagnerpunsch leeren. Es sitzt sich gar zu gut am warmen Kamin, in guter Gesellschaft, wenn's draußen so schneit und stürmt! — Da höre ich die Wildfänge die Treppe heraufpoltern: Prosit Neujahr!

Den 8. Februar.

Gott sei gelobt! Heute habe ich endlich, allerdings nicht in den gnädigsten Ausdrücken meine Entlassung erhalten. In ein paar Tagen geht es früh hinaus in die Welt. In dem Bescheide der hiesigen Intendanz steht: Es sei der ausdrückliche Wunsch Sr. Majestät des Königs, daß ich die hiesige Bühne nicht mehr betrete.

Es thut mir leid; man hätte da eine großartige Abschiedsscene arrangiren können. Unserer alten Excellenz werde ich noch einen kleinen pikanten Streich spielen. Ich werde die Cheri, mit welcher ich mich wieder vollkommen ausgesöhnt habe, und der seit dem bewußten Auftritte die hiesige Anstellung zur Last ist, entführen. — Das giebt ein Stadtgespräch auf 8 Tage lang. Der Aron hat mir 6000 fl. vorgestreckt. Ich

zu suchen. Mein guter Schuster, der leider selber nicht viel hat, will sich während der Zeit meiner Familie annehmen. Er hat es mir mit Hand und Mund versprochen. Gott lohne es dem braven Manne! —

Den 12. Februar.

In einer Stunde trete ich meine Reise an. Der gute Schuster hat mir noch als letztes Andenken tüchtige Sohlen an die Stiefel geheftet, damit ich kräftig auftreten kann. Ich habe mich mit Resignation in mein Schicksal ergeben. Wenn gar zu viel auf uns einstürmt, so stumpft sich unser Gefühl auch für den Schmerz ab. Die Meinigen sind nicht so standhaft. Ihr Weinen hätte mir das Herz brechen mögen. Ich habe ihnen daher ernstlich befohlen, nicht eher, als in den letzten Minuten zum Abschied herüber zu kommen. Ich muß mich sammeln, ich muß — ich halte es für eine heilige Pflicht — von diesen Blättern, den innigsten Vertrauten aller meiner Leiden vielleicht auf lange Zeit Abschied nehmen. — Ich höre mein Weib, ich höre die Kinder! Standhaft Harmlos! Gebeugter! Lasse die Deinen wenigstens nicht merken, wie muthlos Du selbst hinaus-

habe mich aber verpflichten müssen, den Blutsauger so lange auf meinen Reisen mitnehmen zu müssen, bis die ausgestellten Wechsel getilgt sind. Ein Hauptspitzbube der Aron in Bezug auf seine Geschäfte, sonst aber ein ganz braver Kerl! —

Den 12. Februar.

In einer Stunde trete ich meine Reise an. Ich habe mir einen neuen vortrefflichen und sehr bequemen Wagen bauen lassen, und so gehe es denn frisch in die Welt hinaus. Wo ich meinen ersten Flug hinlenke, weiß ich noch selber nicht, wahrscheinlich werde ich zuerst nach Berlin eilen. Zum Gastspiel komme ich ja überall. Solche Kassenmagnete, wie ich, nimmt man an jedem Orte mit offenen Armen auf. Die kleine Cheri ist mit einem Fiaker voraus gefahren, und erwartet mich auf der ersten Station.

Im Salon sind meine Freunde versammelt. Der Abschied von den fidelen Häusern wird mir schwer. Die guten Kerls wollen mich alle mit Extrapost einige Stunden weit begleiten. Die Sache wird Aufsehen machen! Ich habe einen Korb Champagner zum Besten gegeben, den Flaschen desselben wollen wir noch zum Abschied die

wanderst in die weite, öde, winterliche Welt! — Richte sie auf, spende ihnen Trost, Trostloser! Und Du, mein Gott, lasse meinen festen Glauben an Dich nicht zu Schanden werden!

Die Kunst ist doch manchmal eine Rabenmutter! —

silbernen Hälse brechen, und dann hinaus auf die frische, schneebedeckte Landstraße.

Die Gläser gefüllt; stoßt an:

„Auf fröhlich Wiedersehen!“

„Es lebe die Kunst!“

Nachschrift.

Ein sechs Jahre später datirtes Blatt aus dem Tagebuche des Schauspielers Harmlos.

Oldenburg, den 1. Mai 1845.

Heute habe ich durch die Gnade unseres kunstliebenden Fürsten den lebenslänglichen Contrakt als technischer Direktor unseres Theaters, dem ich seit 5½ Jahre angehöre, unterzeichnet. Es ist eine nicht sehr glänzende, aber angenehme und gesicherte Stellung. Ich und die Meinen sind namenlos selig. Linchen, die seit 4 Jahren in einer sehr glücklichen Ehe mit dem braven, hiesigen Kanzleidirektor lebt, kömmt an der Hand ihres ältesten Jungen, eines allerliebsten Bengels, mir Glück zu wünschen. Von meiner unumschränkten Vollmacht Gebrauch machend, habe ich den ehemaligen Tenoristen, den armen Tonfall, welcher seit 3 Jahren den gänzlichen Gebrauch seiner Stimme verloren hat, und

an permanenter Heiserkeit leidet, den kleinen Posten eines Inspicienten zugewiesen. Er wird der Anstalt, auch wenn er, wie ich fürchte, seinem Amte nicht vorstehen kann, nicht lange zur Last fallen; der Arzt erklärte mir gestern, daß der Arme an der Luftröhrenschwindsucht leide. Und vor 4 Jahren schlug der Mann hier ein ihm angebotenes Gastspiel aus, weil ihm 20 Louisd'or für die Rolle zu wenig dünkte. Ein warnendes Beispiel für übermüthige Emporkömmlinge beim Theater! —

Belagerung von Antwerpen.

So oft ich den Namen Antwerpen ausspreche, schwebt mir stets ein bleiches wohlbekanntes Gesicht vor Augen, mit dunklen braunen Locken, aus denen sich zitterndes Blutgerieſel über die feinen, milden Züge ergießt. Dieſes Gesicht ist keineswegs ein symboliſches, welches etwa die Leiden der edlen Stadt und ihre vielerlei Kämpfe und Niederlagen veranſchaulichen ſoll, es ist dieß vielmehr das wirkliche, leibhafte Gesicht meines Bruders Leopold, der bei der Belagerung von Antwerpen vor den Mauern der Stadt eine gefährliche Stirnwunde erhielt. Das Quälende dieſer Erinnerung wird dabei noch durch den Gedanken gesteigert, daß ich ſelbſt, dem ſein Schickſal innerhalb der Stadt ſeine Beſtimmung anwies, im Eifer der Vertheidigung nur dem Ruf der Ehre folgen durfte, und indem ich daraus die Waffe gegen die Feinde richtete, mich wenig darum

kümmerte, daß mein eigener Bruder in der Mitte der Belagerer als einer ihrer tapfersten Führer focht. War es wirklich meine Hand, die nach dem Haupt des theuren Bruders gezielt hatte? Tausendmal wollte ich mich von diesem schrecklichen Bewußtsein befreien, aber die Umstände, die Aussagen aller Zeugen benahmen mir jeden tröstenden Zweifel. Unglückselige Nothwendigkeit des Krieges, die alle Banden zerreißt, und Verbrechen zur Pflicht und Pflichten zu Verbrechen macht!

Drei Abende vor jenem unglückseligen Tage speisten wir noch in fröhlicher Eintracht am väterlichen Tische, aber eben jene Nacht führte die fürchterliche Katastrophe herbei. Ich hatte, bevor ich schlafen ging, aus des Vaters Bücherschrank Schillers Abfall der Niederlande genommen, und folgte bis lange nach Mitternacht allen Zügen der Antwerpener Belagerung unter dem Prinzen von Parma. In die Schilderung dieser denkwürdigen Begebenheit hat unser großer Dichter eine Klarheit und eine Lebendigkeit zu bringen gewußt, die dieselbe zu einem Meisterstücke machen, welches Schiller in seinen übrigen historischen Werken nur selten erreicht hat. Es ist ein sonderbares Gemisch von Empfindungen, welches man dabei für die Stadt Antwerpen fühlt, ein Aggregat von Grimm und Mitleid, von Haß und

Bedauern. Das Blut steigt uns zu Gesichte, wenn man liest, wie der ekelhafte Eigennutz der Antwerpener Fleischer, die für ihre Ochsen mehr Sorge hatten, als für ihre sonstigen Mitbürger, die Stadt an der Vertheidigung, welche die Natur ihr selbst angewiesen: das Ueberschwemmen des Flachlandes, die Umschanzung durch einen undurchdringlichen, unabsehbaren Wasserwall, verhinderte, weil ihr Vieh dann der Weide beraubt worden wäre. Die Ochsen geben in großen Städten oft den Ausschlag, und die Krämer sind in einer belagerten Stadt die gefährlichsten Feinde. Das Herz empört sich, wenn man sieht, welche Schwierigkeiten dieser Krämergeist jenem Antwerpner Archimedes in den Weg legte, jenem wunderbaren an schwarze Kunst gränzenden Zauberwerke, womit der Italiener Gianibelli die Antwerpener zu retten suchte, jener beispiellosen Höllenmaschine, die nicht so frech, aber kühner, als die Fieschi's, nicht nach dem Leben eines Königs strebte, wohl aber keinen geringeren Zweck hatte, als alle die Helfershelfer eines Tyrannen, das ganze spanische Heer mit allen seinen Führern, Söldlingen und Rüstzeuge durch eine Explosion zu vernichten. Wie sie da knickerten und schacherten um die Zahl der Fahrzeuge, die sie ihm zur Rettung ihres Lebens, ihrer Frei-

heit, ihres Glaubens, und was noch heiliger als dieser, ihres Geldes bewilligen sollten. Der Krämermagistrat! Und endlich! endlich! Als in jener finstern Todtennacht das ungeheure Werk menschlichen Zerstörunggenies seine Höllenkräfte mitten unter dem feindlichen Brückenlager losspie und Tausende von Spaniern gesotten, gebrannt, zerhackt, ertränkt und zerquetscht in die Lüfte und in die Tiefe sprengten, da saßen die zünftigen Innungen innerhalb ihrer Mauern und wagten sich nicht hinaus, mit starken Händen das Genie ihres Mitbürgers zu unterstützen, und ließen dem feindlichen Führer Zeit, seine Reihen wieder auszufüllen und in seinem herzoglichen aristokratischen Stolze über Bürgerthum und Städtewesen Witze zu machen. Bei jeder Seite dieser unglückseligen Geschichte ballte sich meine Faust vor Entrüstung, und ich ward endlich so aufgeregt, daß ich meinen mit mir in denselben Zimmer schlafenden Bruder weckte und ihm alle meine Gedanken und Empfindungen mittheilte. Bis nahe an den Morgen saßen wir zusammen im Bette und überlegten und besprachen die strategischen Plane des Angriffes wie der Vertheidigung, und wir kamen endlich überein, wie wir gleich in den nächsten Tagen das Resultat unserer Ueberlegung zur Ausführung bringen wollten.

Mein Bruder zählte damals elf Jahre, ich selbst war um einiges älter!

Donnerstag endlich war der erste Vacanztag. Wir hatten in der Classe unter unseren jungen Freunden Alles vorbereitet. Auf dem Obstmarkt wurden während dieser drei Tage weniger Geschäfte gemacht, dagegen aber eine Masse Raketen, Schwärmer und sonstiges Feuerwerk eingekauft, denn das Werk sollte ins Große ausgeführt werden, und namentlich in Bezug auf die Höllenmaschine wollten wir nicht in die verächtliche Knauserigkeit des Antwerpener-Magistrats verfallen, die wir alle mit gleichem Gefühl verabscheuten. Am bestimmten Tage zogen wir nun in zwei großen Haufen nach dem Stadtgraben. Mein Bruder, der um eine Klasse tiefer war, als ich der ältere, sollte mit seinen Collegen das Heer der Belagerer bilden, während wir, die kleinere Zahl der höheren Klasse, die Partie der Belagerten übernahmen. Der untere Raum der hölzernen Brücke, die über den Stadtgraben in die Stadt führt, und in dem Graben selbst ihre Stützbalken hat, bildete mit seinen verzweigten Brettern und Pfosten das feste Antwerpen, das wir zu vertheidigen hatten. Der Anfang des Gefechtes ging vortrefflich. Unsere Spielbälle wurden als Kanonenkugeln aus der Stadt ins Lager, aus dem

Lager in die Stadt mit geschickter Hand geschleudert. Dazwischen flogen die großen lustgefüllten Ochsenblasen als Geschütz vom schwersten Caliber. Wer zweimal einen Ballen ins Gesicht bekam, mußte sich als verwundet zurückziehen; eine Ochsenblase zählte für zwei Ballen. Mit mörderischer Tapferkeit und noch mörderischerem Geschrei vertheidigten wir das breite Stück Pfütze, welches das belagerte Antwerpen von dem feindlichen Lager trennte, und das wir mit dem stolzen Namen der Schelde getauft hatten. Große Thaten geschahen an jenem denkwürdigen Tage; aber wie oft wir auch mit übermenschlicher Tapferkeit die Angriffe der Feinde zurückgewiesen und sie gezwungen, mit einem schweren Verlust von steckengebliebenen Schuhen und eingetretenen Mützen die Schelde zu räumen, so wurde doch die Ueberzahl der Feinde uns allmählig immer gefährlicher. Mein Bruder, der als Führer der Spanier die Rolle des Prinzen von Parma übernommen hatte, focht nach dem Beispiel jenes Helden mitten im Gedränge. Ich selbst hatte mein Führerrecht einem anderen übergeben und mir dagen die Rolle des berühmten Ingenieurs Gianibelli vorbehalten, um so mehr, als ich mich in der Mathematik immer der schlechtesten Noten zu erfreuen hatte. Endlich kam der Augenblick, wo nach

früherer Verabredung die Höllenmaschine losgelassen werden sollte. Die Raketen und Schwärmer krachten mit einer Heftigkeit, wie sie die Antwerpner nie an den Tag gelegt. Ich selbst hatte mir für schwer zusammengesparte Groschen einige farbige Feuerräder gekauft, wodurch ich alle Uebrigen zu überraschen und in Erstaunen zu setzen dachte. Aber aus einem schlechten Mathematiker wird selten ein guter Artillerist. Wie eifrig ich mich auch bemühete, meine Feuerräder in das feindliche Lager zu schleudern, immer trug sie ein glücklicher Zufall in die Schelde, wo sie in der Pfütze verloschen. Meine Verzweiflung stieg aufs Höchste, als ich die Zahl meiner so theuer erworbenen Brander immer kleiner werden sah und endlich die letzte Rakete in Händen hielt, von deren Erfolg meine ganze Ehre abhing.

Ich hatte zu meinen Gefährten so viel von der Höllenmaschine des Gianibelli gesprochen, und wie ich damit das spanische Lager in Schrecken setzen und zum Rückzug zwingen wolle, und nun begannen jene mich zu verhöhnen, gerade als wie die ächten Bürger von Antwerpen gegen ihren erfindungsreichen Mitbürger sich betrugen. Der entscheidende Augenblick kam immer näher. In dieser Angst band ich meine letzte Rakete an einen Stein und beschloß ihn durch dieses

Gewicht verstärkt nun desto sicherer ins feindliche Lager schleudern zu können.

Diejenigen, die Schillers Abfall der Niederlande aufmerksam gelesen, werden sich erinnern, wie der Prinz von Parma einen Augenblick vor dem Ausbruche der Gianibellischen Höllenmaschine von einem Fähnrich fußfällig gebeten wurde sich zurückzuziehen, und wie, als er sich weigerte, dieser Offizier ihn mit Gewalt beim Rockschooß zurückzerrte. Dennoch war er im Momente der Explosion so nahe, daß er von der ungeheuren Lufterschütterung wie todt zu Boden sank. Edler, tapferer Bruder, hochherziger Streiter, Dir stand kein Warnungsengel zur Seite, der Dich am Rockschooß zurückgehalten hätte, Du unterlagst dem Geschicke der Schlachten!

Eben hatte mein unerschrockener Bruder, der heldenmüthige Herzog von Parma, die ganze zweite Classe zu einem neuen Sturme gegen uns geführt. Das Gedränge und Geschrei wurde heftiger, als je. In diesem großen Augenblicke wagte ich den letzten Wurf und mein Feuerrad, an gewichtigem Steine befestigt, flog unter die Feinde. Die Wirkung überstieg alle meine Erwartung. Zehn-, fünfzehnmal drehte sich das Feuerrad in farbensprühenden Kreisen und erhellte auf eine wahrhaft überraschende Weise die indessen hereingebrochene Nacht.

Ein lautes Jubelgeschrei von unserer Seite begleitete diesen vulkanischen Feuerregen. Jetzt erlosch er — einen Augenblick war Alles still, aber ein um desto größeres Angstgeschrei machte sich jetzt von allen Seiten Luft. Einer der Kämpfer lag bewußtlos zu Boden gestreckt und sein Haar, von der Höllenmaschine ergriffen, loderte in Flammen. Es war der Prinz von Parma, mein edler Bruder. Alles stürzte schnell, um den edlen Führer zu erheben; aber dieser lag bewegungslos und aus dem halbverbrannten, weichen Haargelocke stürzte von tiefer Wunde ein Blutstrom über das todtenbleiche Gesicht. Ein panischer Schrecken ergriff Alle, und mit dem Ausbruch der Verzweiflung stürzte ich mich über den theueren Körper, als dessen Mörder ich mich laut anklagte. Nun hatten wir einen Begriff von den Schrecken jener Gianibellischen Nacht, wie die Spanier um die Leiche ihres Führers, des Markgrafen von Ryßburg mit jenen dunkeln scharf geschnittenen Gesichtern herumstanden, die Velasquez so kräftig wieder zu geben wußte! Aber das Entsetzen jener spanischen Krieger war gewiß eben so wenig dem unsrigen zu vergleichen, als die Furcht der belagerten Antwerpner einen Vergleich mit der aushält, die sich in diesem Augenblicke unserer Aller, Belagerern wie Belagerten, bemächtigte. In

der That ließ auch die Katastrophe nicht lange auf sich warten. Der Wachtposten, der auf der Zugbrücke gewissermaßen bei unsern Häuptern aufgestellt war, hatte längst mit Unwillen dem Tumulte zugesehen, den wir Knaben da unten im Graben machten, und, als nun endlich vollends das Raketengeknalle losging, da glaubte er nicht länger mehr müßig sein zu dürfen, wenn man in Mitten der hölzernen Balken ein so gefährliches Spiel treibt. Die Thorwache sendete alsbald ein kleines Piquet ab, um uns zu verjagen, und dieses kam in dem Augenblicke an, wo mein Bruder als entseelt am Boden lag. Antwerpener und Spanier wurden also gleich von den Polizeisoldaten umzingelt; nur Wenige entkamen, die meisten wurden auf die Wache gebracht; der arme Prinz von Parma wurde auf einer Bahre dahingetragen, die ich mit lautem Geheul und Schluchzen begleitete. Eilboten gingen nach allen Ecken der Stadt und über 60 besorgte Väter und Mütter waren binnen einer halben Stunde auf der Hauptwache des alten Hauptmauththores versammelt. Das Gerücht von unserem Unglück hatte bald in ungeheuerm vergrößerten Maßstab die Stadt durchlaufen; man sprach von einer großen Völkerschlacht, die aus Eifersucht zwischen den verschiedenen Classen des Gymna-

sums geliefert worden sei; man sprach von 60 — 80 getödteten Kindern, von Hunderten von Verwundeten. Man fluchte den Professoren und Unterlehrern. Diese ihrerseits kamen erschreckt von allen Seiten herbeigestürzt; eine ungeheuere Menschenmenge versammelte sich in der finstern Nacht um die Wachtstube; Tausende verlangten zugleich Einlaß, und die Wache mußte Verstärkung erhälten, um die Stürmenden zurückzudrängen. Je größer aber das Geschrei der draußen Stürmenden und das Fluchen der kolbenstößigen Wachen wurde, um desto größer wurde unsere Kinderangst, die sich endlich in einem allgemeinen lauten Weinen und Geheul unter uns Kund gab. Dieses aus der Wachtstube dringende Klagegetön und Gewimmer verdoppelte aber auch den Schreck der draußen versammelten Tausende von Verwandten und Freunden, deren blasse Gesichter von den wenigen schnell herbeigetragenen Fackeln grell beleuchtet, und durch das Angstgeschrei verzerrt, einen wahrhaft schrecklichen Anblick bildeten. Mein Vater und der Wundarzt waren unter den Erstangekommenen. Der Arzt erklärte die Wunde meines Bruders zwar nicht für gefährlich, aber für sehr bedeutend. Der Blutverlust hatte ihn ohnmächtig gemacht. Mein Vater ergriff mich bei der Hand und bat, die Sänfte nach unserer Woh-

nung tragen zu lassen. Wir folgten nach. Wie beschreibe ich Ihnen nun aber erst das allgemeine Klagegeheul, als die Bahre durch die versammelte Menge getragen wurde, und diese den ersten der achtzig getödteten Knaben nun wirklich erblickte. Ein ungeheurer Menschenhaufe folgte uns, und während die Andern noch vor dem Wachthause blieben, um das Hinaustragen der noch übrigen neun und siebenzig Kinderleichen abzuwarten, vergrößerte sich in jeder Straße die Zahl und das Geschrei unserer Begleiter. Zu Hause angelangt, erwartete uns erst die angststarrende geliebte Mutter. Mit Heftigkeit stürzte sie sich auf meinen Bruder und bedeckte sein blutig kaltes Gesicht mit heißen Küssen. Auch mich, den Missethäter, küßte sie in ihrer Aufregung! Ach, sie wußte nicht, daß ich der schändliche Kain war, der das Blut seines Bruders vergossen hatte. Aber mein Vater begann hierauf das Examen — und der Thatbestand kam bald an den Tag.

Welche Strafe hat Philipp der zweite, als endlich Antwerpen nach dreizehnmonatlicher Belagerung erobert wurde, über den Ingenieur Gianibelli verhängt? Sie werden vergebens im Schiller darnach suchen. Aber ich — ich weiß sie — denn ich selbst war ja jener Gianibelli, der die kunstvolle Feuermaschine unter

die Spanier sendete, und mein Vater hatte das Strafamt Don Philipps übernommen. Fragen Sie mich nicht, welche Strafe — ich werde sie Ihnen nicht verrathen; wenn ich daran denke, brennen meine Wangen noch immer vor Schaam. — —

Bis spät in die Nacht tobte die Menge vor unseren Fenstern, bis endlich die Wahrheit allmählig die Aufregung stillte und ein roher Fleischer, ergrimmt über den falschen Schreck uns einen Stein durch die Scheiben warf. So endigte die denkwürdige Belagerung von Antwerpen; die Fleischerzunft gab den letzten Ausschlag.

Zwei flüchtige Bekanntschaften.

I.

Ein junger Verbrecher.

Es mögen wohl jetzt zwölf Jahre her sein, als mir eines Abends in Preßburg — ich war zu jener Zeit an der dortigen Bühne engagirt — ein junger Mann einen Brief ins Theater bringt, in welchem mich einer meiner Freunde von Pesth aus bittet, ihm eine Wohnung zu miethen, da er die Absicht habe, während des Landtages in Preßburg zu bleiben. Der Ueberbringer ist in diesem Gesuche nur höchst flüchtig erwähnt, Mandl, so hieß mein Freund, sagt in selben nur, da ein Bekannter von ihm nach Preßburg reise, so benutze er die Gelegenheit u. s. w. Weder Stand noch Name des „Bekannten" war in dem Schreiben angegeben. Nachdem ich mich mit ein paar freundlichen Worten für die Uebergabe desselben bedankt, will ich mich, mit meinen Berufsgeschäften mich entschuldigend, in die Garderobe zurückziehen, da ersucht mich der bildschöne

und höchst elegante junge Mann, ob er nicht die Gelegenheit benutzen und das ohnehin bald erfolgende Ende der Vorstellung hinter den Coulissen ansehen könne, da er noch nie das Innere eines Theaters gesehen habe? Indem ich ihm bereitwillig die Gewährung dieser geringfügigen Bitte zugesagt, und ihn auf einen bequemen Platz gestellt habe, ertönt mein Stichwort, und ich muß bis zum Schluß des Stückes auf der Scene bleiben. Ich eile mich auszukleiden, und habe meinen „fremden Bekannten" bereits ganz wieder vergessen, da tritt mir derselbe beim Nachhausegehen auf der Promenade im Mondschein entgegen, bedankt sich auf die liebenswürdigste Weise für meine Gefälligkeit, indem er hinzufügt, wenn er nicht fürchten müsse, diese zu mißbrauchen, so würde er mich gebeten haben, ihn mit der inneren Einrichtung des Theaters, Schnürboden und Versenkungen ꝛc. bekannt zu machen, da die Maschinerie für ihn ungemein viel Interesse habe. Kann man eine solch' kleine Freundlichkeit abschlagen, besonders wenn man so artig darum gebeten wird?

Ich versprach meinem Unbekannten den folgenden Tag den Theatermeister zu bestellen, und ihm, so weit dieß die Zeit zulasse, einen Begriff von der Manipulation auf der Bühne zu verschaffen. —

Ich muß vorausſchicken, daß ich von jeher an einem Fehler laborirte, und mich deſſen theilweiſe noch nicht entſchlagen habe; es wird mir nämlich, aus übertriebenem Zartgefühl jedesmal unendlich ſauer, Jemand um Stand und Namen zu fragen. Ich quäle mich immer herum, irgend eine andere Handhabe für einen Menſchen zu finden, da mir im Leben keine Frage ſo undelikat vorkömmt, als die ſo häufig vorkommende: „Wer ſind Sie?“ So kömmt es, daß ich in allen Enden der Welt eine große Menge ſogenannter flüchtiger Bekannte habe, die mich bei jedesmaligem Begegnen aufs herzlichſte begrüßen, ohne daß ich über ſie eine andere Auskunft zu geben im Stande bin, als daß ich ſie „irgend woher“ kenne.!

So ging es mir mit meinem Mandl'ſchen Abgeſandten. Ich hatte ihm das Innere der Bühne gezeigt, er hatte die dabei funktionirenden Arbeitsleute reich beſchenkt, und ſich mit den herzlichſten Dankesäußerungen von mir empfohlen. Ich ſah ihn nach der Hand noch einige Male im Kaffeehauſe, auf der Promenade u. ſ. w., wo er jedesmal ein Geſpräch mit mir anknüpfte, ohne daß ich mehr von ihm wußte, als daß er mir einmal einen Brief zugeſtellt. Als mein Freund die beſtellte Wohnung bezogen hatte, war mein junger

Fremdling bereits abgereiset, und ich erfuhr von Mandl gelegentlich, der junge Mann sei ein Sohn eines reichen Holzhändlers von Pesth, den Namen wisse er nicht, da er ihn selber nur ganz „flüchtig" vom Theater aus kenne, wo er sehr oft seinen Sperrsitz neben dem Mandls habe.

Das ganze unbedeutende Ereigniß war längst meinem Gedächtnisse entschwunden, mein damaliger Direktor — Pokorny — hatte in Wien das Theater in der Josephstadt gepachtet, ich war mit demselben in meine Vaterstadt gezogen, und bereits zwei Jahre an der genannten Bühne in Wirksamkeit, als mir der Theaterfeldwebel eines Abends während des Zwischenaktes in der Garderobe einen Herrn meldet, der mich zu sprechen wünscht. Dieser Herr war wieder jener unbekannte Briefüberbringer von Preßburg, den ich nicht einmal mehr erkannt haben würde, wenn er mich nicht auf jenes Zusammentreffen erinnert hätte.

Er erzählt mir, er sei seit ein paar Tagen in Wien zum Besuch, und habe eingedenk meiner damaligen Freundlichkeit gegen ihn, nicht unterlassen können, selbst auf die Gefahr hin, zudringlich zu erscheinen, sich mir abermals vorzustellen. Herr Pokorny kam bald darauf ebenfalls in die Garderobe und mit dem auf

meinem gewöhnlichen Platz sitzenden jungen Mann in ein Gespräch, dem sich auch meine Collegen Buel und Feichtinger anschlossen. Meine unbekannte Größe — wir wollen sie Herrn X. nennen — entwickelte ein so frisches Conversationstalent, daß wir uns rasch gefesselt fühlten, und es nicht ungerne sahen, daß X. uns — jetzt nicht mehr mich allein — von Zeit zu Zeit in den Zwischenakten des Schauspieles auf der Bühne besuchte.

Plötzlich blieb er längere Zeit weg, und abermal war ich im Begriff den Mann zu vergessen, als er mir plötzlich auf sehr widrige Weise in das Gedächtniß zurückgerufen wurde. Der damalige Polizeidirektor in der Josephstadt ließ mich eines Tages ersuchen, ich möchte mich zu ihm auf das Bureau bemühen, da er mir etwas zu sagen habe. Derlei freundliche Citationen waren mir nicht neu. Wenn sich in Wien ein Schauspieler gegen die Censur vergeht, d. h. irgend einen Scherz*) spricht, der nicht in der Rolle steht, so wird man „aufs Amt" berufen, und dann enden derlei freundschaftliche Inviten gewöhnlich mit einem vier und zwanzig stündigen Arrest in „aller Güte und Liebe."

*) Wenn der Scherz nicht etwa zweideutiger oder schlüpfriger Natur ist, in diesem Falle ist man bei uns sehr nachsichtig.

Auf dem Wege zum Polizeidirektionsgebäude zerbrach ich mir vergebens den Kopf, was ich denn eigentlich wieder „eingebrockt" haben möge, vergebens recitirte ich in Gedanken die ganze zuletzt gespielte Rolle, der strenge Censor in meinem Innern erklärte mich unschuldig, und so klopfte ich harmlos und unbefangen, wie eine Ballettänzerin an die Thüre ihres Intendanten, an die Kanzleithüre des Sicherheitchefs.

Nach einigen geistreichen Reden über Wind und Wetter, dem schlechten Repertoir und einem zu gebenden neuen Stücke warf mir Wolfsberger, auf einen an einem Nagel hängenden hellbraunen Rock zeigend, plötzlich die Frage in den Weg, ob ich diesen Rock und den Träger desselben kenne? Ich gestand ehrlich, daß ich selbst in Bezug auf meine Mitmenschen ein sehr unbedeutendes physiognomisches Gedächtniß besitze, was aber die Kleider derselben beträfe, so sei dieses noch geringfügiger, es seien mir auf meinem Lebenswege schon einige Männer mit braunen Röcken begegnet, so daß ich mich auf die einzelnen charakteristischen Unterscheidungszeichen derselben — der Röcke nämlich — durchaus nicht zu besinnen vermöge.

Nun frug mich der Polizeidirektor, ob mir ein Herr B.... bekannt sei?

Der Name, den er mir nannte, war mir ebenfalls so fremd, wie das Futteral, in dem der Träger des ersteren gesteckt haben sollte. Ich erklärte dieß.

Wolfsberger bat mich zu überlegen, ob ich mich des Namens durchaus nicht besinnen könne, da B.... vorgäbe, er sei mit mir, Buel, Pokorny und Feichtinger bekannt.

Auf meine bestimmte Verneinung ersuchte mich der Polizist, mit den genannten Collegen, ihm und meinem Direktor Nachmittags um 4 Uhr in das städt. Polizeidirektionsgebäude zu fahren, was wir auch, sämmtlich in großer Spannung, thaten.

Durch die finsteren und unheimlichen Gänge dieses im Innern festungsähnlichen Hauses gelangten wir in einen dumpfen und düsteren Saal, wo uns Wolfsberger Platz zu nehmen ersuchte. Auf einen Glockenzug des Letzteren schallten schwere Tritte durch das Gemäuer, darauf hörten wir ein Gerassel, wie von abgenommenen und fallenden Ketten, die hohe Thüre öffnet sich, und herein geführt von Polizeidienern wird — man stelle sich mein Entsetzen vor — mein Preßburger Briefbote. Ich und die mit mir Angekommenen starren uns gegenseitig mit wahrem Todesschreck an, während der junge Mann, ohne Halstuch, bleich und abgezehrt,

ein Bild des Jammers vor seinem Richter steht. — Noch hat er, die Augen tief niedergeschlagen, uns nicht erkannt, als er aber auf die barsche Frage des Polizeidirektors: Kennt er die Herren? mir ins Antlitz sieht, überzieht sich das seine mit flammender Purpurröthe, welche augenblicklich einer furchtbaren gelblichten Bläße weicht, so daß ich denke, die beschämende Ueberraschung wird ihm einen Schlagfluß zuziehen.

„Kennt er die Herren hier?" wiederholt Wolfsberger dem zur Bildsäule Erstarrten.

Mit scheuem Lispeln endlich würgt dieser die Worte hervor:

„Ja, es ist der Herr von*) Pokorny, und die Herren von*) Wallner, Buel und Feichtinger." —

„Wie ist er mit den Herren bekannt geworden?"

„Ich hatte Herrn von Wallner einmal in Preßburg einen Brief zu überbringen, und besuchte ihn dann mehrmals in der Garderobe."

„Spricht er die Wahrheit?" frug W. mich.

„Ja wohl —"

*) Bey uns Wienern wird Jedermann, wenn er nicht gerade Stiefel wichst oder den Boden scheuert, in meiner Vaterstadt taxfrei in den Adelstand erhoben.

„Ist Ihnen bei den Visiten dieses Menschen nie etwas gestohlen worden?“ frägt mich Wolfsberger mit scharfer Betonung weiter.

„Nie,“ antworte ich mit unverhehltem Schreck, denn ich ahne, in welcher Gesellschaft ich mich befunden.

„Auch Ihnen nicht, meine Herren?“

„Nein.“

„Wo war er,“ inquirirt Wolfsberger weiter, „den ersten August im vergangenen Jahre?“

„In Pesth,“ entgegnete der Unglückliche.

„Das ist eine Lüge, er war den zweiten August noch in Wien, und hat an diesem Tage eine Dampfschifffahrtskarte nach Pesth gelöst. Er verwickelt sich überhaupt in eine solche Menge frecher Lügen und Widersprüche, daß ich gezwungen sein werde, nächstens die ernstesten Maßregeln gegen ihn zu ergreifen.“

Ein Wink des Polizeiherrn, eine tiefe demüthige Verbeugung des jungen Verbrechers, und der letztere ist unseren Augen entschwunden, wie ein unheimlicher Spuck, an dessen Dasein Niemand von uns glauben konnte, bis uns das Gerassel der Ketten vor der Thüre von der furchtbaren Wirklichkeit überzeugte.

Der jugendliche Bösewicht war wirklich der einzige Sohn wohlhabender und rechtlicher Aeltern. Eines

mehr als liederlichen Streiches wegen hatte sein Vater die Hand von ihm gezogen, und dadurch erst den Leichtsinnigen auf die Bahn des Verbrechers geschleudert. Einige Diebstähle, welche straflos geglückt waren, hatten denselben kühn gemacht, und jetzt lebte er seit vier vollen Jahren von Einbrüchen, die er mit einem solchen Aufwande von List und Schlauheit ins Werk setzte, daß es selbst der vortrefflichen Wiener Polizei unmöglich wurde, des Frevlers habhaft zu werden. Er theilte seine Wirksamkeit zwischen Wien und Pesth, nach jedesmaligem verübtem Raub eilte er auf dem Dampfboote schon den nächsten Tag an den anderen Ort, jede Nacht wählte er einen anderen Gasthof, und war die Behörde auf einer Spur, so wußte er dieselbe durch spurloses Verschwinden wieder irre zu führen, bis er endlich bei einem binnen Jahresfrist zweimal wiederholten Einbruch in einem und demselben Hause ertappt und seinem ferneren Wirken ein Ziel gesetzt wurde. Wahrscheinlich hätte er auch mich für spätere Zeit zum Opfer seiner Industrie ausersehen. Durch seine elegante Tournüre, durch sein feines Benehmen hatte er sich Zutritt in die besten Häuser zu verschaffen gewußt, ohne daß je der Schatten eines Verdachtes auf ihn gefallen wäre.

Mit welchen Gefühlen wir nach diesen Mittheilungen das Kriminalgebäude verließen, läßt sich leichter fühlen als beschreiben. Eine Lehre aber nahm ich aus dieser peinlichen Situation mit nach Hause, nämlich die: Mit meinen „flüchtigen Bekanntschaften" etwas vorsichtiger zu sein!

II.

Ein Abenteuer in Paris.

Seit vier Wochen befand ich mich in der riesigen Weltstadt. Der Güte einer hochgestellten Dame, an die ich durch unseren liebenswürdigen Freiligrath empfohlen war, und der aufopfernden Gefälligkeit meines Cicerone Heinrich Börnstein, der seinen Landsleuten in Paris mit wahrhaft deutscher Gastfreundlichkeit entgegen kommt, und zum schuldigen Dank dafür verläumdet wird, zum Theil auch meiner eigenen Ausdauer hatte ich es zu danken, daß ich in dieser Zeit so ziemlich Alles zu sehen bekam, was für den Fremden in der ungeheueren Hauptstadt Frankreichs von Interesse sein kann. Natürlich mußte bei der Kürze der mir zu meinen Beobachtungen gegönnten Zeit jede Minute be-

nutzt werden, und so drängten sich die Eindrücke in meinem Kopfe wahrhaft betäubend und sinnverwirrend durch einander. Dazu der Carneval! Es war um toll zu werden.

Auf einem der infernalisch lustigen Bälle der großen Oper hatte ich die unsinnige lungengefährliche Wette gemacht, an einem Vormittage die Thürme der Notredame und die Zinnen des Pantheon erklimmen zu wollen. Den folgenden Tag fällt mir dieser Leichtsinn schwer aufs Herz. Ich werfe mich in ein Cabriolet und fahre zu meinem gewöhnlichen Rathgeber Börnstein, um ihn zu bereden, mich auf dem zu gebenden Beweise meines Höherstrebens zu begleiten.

Ich fand ihn und seine Familie unruhig und verwirrt. Die französische Regierung hatte an ihn einen „Ausweisungsversuch tendirt;" Börnstein war aber der Mann der bleichen Furcht nicht, und hatte sogleich die entschiedensten und wie die Folge bewies, wirksamsten Gegenmaßregeln ergriffen, und er lebt bis zur Stunde noch unangefochten in Paris.

Gutmüthig bat er mich ihn zu entschuldigen, daß er mir heute seine Zeit nicht widmen könne, und stellte mir einen jungen Landsmann Herrn Y..., Buchhalter oder Cassier einer bedeutenden deutschen Buchhand-

lung in Paris vor, der sich, von mir aufgefordert, sogleich meiner Excursion auf das Bereitwilligste anschloß.

Ich widerstehe der Versuchung, das zu beschreiben, was andere vor mir schon hundertmal besser gethan haben, nämlich das Innere dieses Prachttempels mit seinen Kunst- und Schnitzwerken, seinen meisterhaften Marmorbildern und seiner interessanten Schatzkammer. Beim Emporklimmen der Stiege, welche ihrem ursprünglichen Plane nach in den Himmel gerichtet zu sein scheint, erzählte mir mein deutscher Begleiter, daß Niemand die Zinnen der beiden Thürme allein besteigen dürfe, seit so viele Selbstmörder die excentrische Todesart gewählt hätten, sich von der schwindelnden Höhe herab zu stürzen. Vergangene Woche erst habe ein Engländer einen Knaben von der Straße mitgenommen und ihm einen Frank versprochen, wenn er mit ihm den Thurm besteigen wolle; der Junge sei dieß eingegangen, und oben angelangt habe sich der Engländer zum Todesschreck des armen Jungen von der Platform der Kirche auf das Straßenpflaster herab gestürzt. Seit der Zeit dürfen nur zwei anständig gekleidete vollkommen erwachsene Personen zusammen die Höhen der Notredame besuchen.

Während dieser Erzählung waren wir selbst oben angekommen. Der reine wolkenlose Himmel begünstigte die herrliche Fernsicht über das zu unseren Füßen liegende Häusermeer. Ich würde vergebens versuchen, den Eindruck zu schildern, der mich an diesem Platze bewältigte. Mein Führer erklärte mir mit pünktlicher Genauigkeit die unzähligen Straßenkrümmungen der Riesenstadt, und machte mich auf alle hervorragenden Gebäude und merkwürdigen Punkte von Paris aufmerksam. — Auf der schmalen Brücke, welche die beiden Thürme miteinander verbindet, frug mich Y.... plötzlich:

„Sagen Sie mir, hat der Tod, von dem wir früher sprachen, das Herabstürzen von dieser Höhe, nicht etwas grauenvoll Poetisches an sich? Mit einem raschen Entschlusse liegt man zerschmettert in der Tiefe, die Rechnung abgeschlossen, das Phantom von Ehre und Schande mit uns zerschellt."

Erstaunt und mit der Besorgniß, ob mein Begleiter auf diese gefährliche Höhe nicht am stillen Wahnsinn leide, blickte ich den Sprecher an, der auf dem schmalen Stege mit begeisterten Blicken, während sein schönes langes Haar im Winde flatterte und das Antlitz von der scharfen Winterluft geröthet erschien, mit unheimlichem Ausdrucke fortfuhr:

„Ehrlich gesprochen, ich setze den Fall, es hat „Einer einen dummen, meinetwegen auch einen schlech„ten Streich gemacht, das Bewußtsein seiner Schuld, „die Reue darüber und die Gewißheit der Ahndung der „Gesetze nicht entgehen zu können, hat ihn mit einem „Netze umstellt, dem er nicht entrinnen kann. Der „Unglückliche hat nur zu wählen, zwischen Schande „und Tod. Kein anderer Ausweg! Soll er zweifel„haft sein, wenn er mit einem schnellen Sprunge sich „und den Andern quitt werden kann?"

Die Rede des jungen Mannes hatte eine furchtbar ernste Wendung genommen. Der Ton derselben drückte solch' eine gräßliche Ueberzeugung von dem Gesprochenen aus, daß ich erschüttert nur die Bemerkung einschalten konnte:

„Und bedenken Sie nicht, was dann hinter ihm „liegt? Ist es mit dem Sprunge in die Tiefe vor„über?" —

„Ja wer das wüßte!" entgegnete er beinahe tonlos mit einem schweren Seufzer und eine tiefe Melancholie überschattete die edlen Züge des neuen Hamlet. Einen Augenblick darauf schien es mir, als ob er mir im hastigen Entschlusse etwas Wichtiges mittheilen

wolle — hätte er es doch gethan — dann fuhr er mit der flachen Hand über das Gesicht und schwieg. —

Nach einer langen Pause drehte er sich nach mir um und sprach mit trübem Lächeln: „Sie werden „mich für einen Wahnsinnigen halten, und ich bin nur „ein erwachsenes Kind. Manchmal überrascht mich so „eine hypochondrische Grille, deren ich mich nicht er„wehren kann. Doch ist es gleich vorüber. Nehmen „Sie es nicht übel. Wir wollen den sicheren Boden „erreichen, um der Versuchung und dem unheimlichen „Gefolge dieser Gedanken zu entgehen."

Wir stiegen die Treppen herab, und obwohl Y.... früher versprochen, mit mir auch das Pantheon zu besteigen, nahm er doch am Parvis de Notredame, unter dem Vorwand, eines ihm so eben beigefallenen wichtigen Geschäftes, von mir Abschied.

Abermals widerstehe ich dem Gelüste, das Innere des Pantheon, und die Mühsal zu schildern, mit welcher ich endlich diesen höchsten Punkt in Paris erreichte, und nur im Bewußtsein meine Wette gewonnen zu haben, stolz hinaustrat auf den Balken, mich an der prachtvollen Aussicht weidend, die dadurch, daß ich sie vor einer Stunde erst von den Thürmen der Notredame

bewundert hatte, keineswegs etwas von ihrem Reize verlor.

Eben so wenig habe ich nöthig, ein Bild des merkwürdigen Schauspieles zu geben, mit welchem mich der Thierbändiger Carter an demselben Tage überraschte, denn Eugen Sue hat die Hauptscene aus dessen Melodram: „Der Löwe der Wüste" in seinem ewigen Juden bis ins kleinste Detail beschrieben, nur spielt in Wahrheit im Cirque Olimpique statt des schwarzen Panther von Java ein mächtiger Königstiger die wichtigste Rolle. Nach dem Theater hatten wir eine Partie in eine der verrufenen Pariser Schenken (tapis franc) verabredet, versteht sich unter der schützenden Begleitung eines Polizei-Commissärs, den ein Bekannter von ihm gebeten hatte, zu unserer Sicherheit den Weg mit uns zu machen.

Auf der Fahrt nach dem berüchtigten „Quartier der Fleur de Marie," wie die Pariser jetzt das unheimliche Arrondissement rechts hinter den Notredamen nennen, frug mein Begleiter den Polizeibeamten, wie es komme, daß die Sicherheits-Behörde den Unfug dulden könne, von dessen Vorhandensein in diesem gefährlichen Stadttheile sie ja die sicherste Kunde haben müsse.

„Was wollen wir thun?“ antwortete dieſer, „ſol-
„len wir das ganze Viertel mit hundert tauſend Men-
„ſchen in die Luft ſprengen? Wir wiſſen, daß der
„zehnte Mann dieſes Peſtviertels von Paris ein Dieb,
„ein Mörder iſt, aber wir können keinen eher faſſen,
„als bis wir ihn auf friſcher That erwiſchen. Das
„Einzige, was wir zu thun vermögen, iſt, daß wir
„von Zeit zu Zeit das ganze Neſt in einer ſolchen Spe-
„lunke ausheben, wobei immer die Polizei einen reichen
„Fang zu machen gewiß ſein kann.“

Unſer Kabriolet hielt auf Befehl unſeres Führers an dem finſterſten Hauſe eines von keiner Flamme erhellten Winkelgäßchens. Ein wildes Gejohle ſchallte uns auf dem grabdunklen Hausflure entgegen. Der Commiſſär öffnete eine niedrige Thüre, und noch ehe es uns möglich war, den furchtbaren Tabaksqualm zu durchblicken, mußte einer der anweſenden Strolche die Dienſtſchärpe der gefürchteten Uniform erblickt haben, denn auf einen gellenden eigenthümlichen Pfiff verwandelte ſich der tobende Lärm in eine ſolche Todtenſtille, daß man die Uhren picken hören konnte; die dichten Reihen der Anweſenden löſten ſich raſch auf, um in beſcheidener Ruhe an den Tiſchen des dumpfigen Lokales Platz zu nehmen. Wir ſchritten ebenfalls ſchweigend

durch eine ungeheure lange niedere Stube, eine Flasche Rothwein wurde bestellt, und von der demüthig servirenden Wirthin mit kriechender Freundlichkeit herangebracht. Nie im Leben sah ich eine solche Gallerie wahrhafter Galgenphysiognomien. Alles steckte scheu und flüsternd die scharf markirten Köpfe zusammen. Der Polizeikommissär — das sah man deutlich — genirte die ehrenwerthe Gesellschaft sehr, mit uns unbequemen Gästen wäre man wohl rasch fertig geworden. Auf einigen der langen Tafeln stand in großen Terrinen eine Fluth Rothwein, dessen bläuliches Naß das schmutzige und grobe Tuch übergoß, mit dem die Tische gedeckt waren. Der Dampf des fürchterlich schlechten Tabaks war wahrhaft erstickend. Ein Schauspiel aber füllte mich mit Entsetzen. Auf einer Bank lag ein junges total berauschtes Frauenzimmer, und neben dieser ein ebenfalls betrunkenes Kind, vielleicht im Alter von 6 Jahren. Mit einem Ekel, für welchen ich keine Worte finde, bat ich unseren Begleiter, diesen Ort des Schreckens zu verlassen.

Eine Centnerlast wälzte sich mir draußen im Freien auf die Brust. War ich denn wirklich in Paris? In dem reichen, schönen, stolzen Paris! Wie furchtbar mangelhaft sind doch noch unsere gesellschaftlichen Ein-

richtungen? Und wir Deutsche schelten Sue und beschuldigen ihn der Uebertreibung! Inmitten der prachtvollen Residenz der Könige Frankreichs wuchert eine Verbrecherrotte von Generation zu Generation fort, im ewigen Kriege mit der Gesellschaft, verfolgt und verfolgend; und am Ziel ihres fürchterlichen Wirkens nur die Aussicht auf die Galeere oder das Schaffot. Und unsere Philanthropie findet kein Mittel, die Unglücklichen diesem schrecklichen Geschicke zu entreißen. Die Kinder dieses verworfenen Stadttheils tragen das Kainszeichen von der fluchbeladenen Wiege bis zum ehrlosen Grabe! Hungertod oder Verbrechen! Sie haben keine andere Wahl! —

Die Franzosen haben ein riesiges Gebäude — Hôtel-Dieu — für ihre armen Mitbrüder errichtet, in welchem für die an Leibes-Krankheiten verkümmernden die rührendste Sorge getragen wird, aber an eine Anstalt, in welcher Verbrecherkinder von der Geburt an, in reinere Atmosphäre gebracht, so dem Verderben entrissen würden, hat noch Niemand gedacht. — —

Noch sollten die Schrecken dieser Nacht für mich ihr Ende nicht erreicht haben. Gleich dem Frevler, der den Schleier von dem geheimnißvollen Bilde zu Sais gezogen, sollte auch ich im nächsten Augenblicke für den

Versuch gestraft werden, in die „Geheimnisse von Paris" eindringen zu wollen.

Die Aufregung, in der wir uns alle befanden — mit Ausnahme des an solche Scenen gewohnten Polizeicommissärs — sicherte meinem Vorschlag, den Wagen zu verlassen und noch eine halbe Stunde an dem Ufer der Seine zu Fuße zu wandeln, sogleich die einstimmigste Annahme. Vom Petit-Pont waren wir den Fluß entlang hinab geschritten, als wir an der Morgue, dem Gebäude, in dem die Leichen unbekannter Personen ausgestellt werden, ein lebhaftes Treiben gewahrten. Auf die Frage, was hier vorgefallen, bemerkte einer der Anwesenden, daß man vor einigen Minuten einen „feinen Herrn" ausgestellt, der sich an der Barrière du Trône eine Kugel durch den Kopf geschossen.

Unwillkürlich traten wir in das Innere dieser gräßlichen „Industrieausstellung der Verzweiflung." Welch' ein Anblick! — Trotz der theilweisen Zerstörung der Züge erkannte ich inner den hohen Glaswänden in der ersten der zur Schau liegenden Leichen den jungen Deutschen wieder, welchen ich am Morgen desselben Tages bei Börnstein kennen gelernt hatte, und der offenbar in der Absicht, sich von dort herabzustürzen, mich auf die Thürme der Notredame begleitet hatte. Diese

„flüchtige Bekanntschaft" hätte mir sehr theuer zu stehen kommen können. Der Arme war, wie ich später erfuhr, in einer der heimlichen Spielspelunken von Paris geplündert worden und hatte nebst seinem Eigenthume einige tausend Franken verloren, die ihm von seinem Chef anvertraut gewesen, und keinen anderen Ausweg findend, setzte er rasch seinem gebrandmarkten Dasein ein selbstmörderisches Ziel. Hätte der Unselige seinen Vorsatz oben auf den Zinnen der Kirche ins Werk gesetzt, in welch' grauenvollen Handel wäre ich verwickelt worden! Zwei Deutsche besteigen die Höhe des Domes und von der schmalen Brücke herab stürzt einer zerschmettert auf das Pflaster herab. Wer untersucht, ob sich derselbe freiwillig herabgestürzt habe, oder ob er mit Gewalt in die Tiefe geschleudert worden war?

Inhalt.

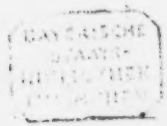
	Seite
Der arme Jesy	1
Eine neue Opernvorstellung	21
Ferdinand Raimund	26
Korntheuer	38
Mühldorfer	48
Der Nachtwandler	56
Ein sonderbares Duell	74
Ein kleiner Scherz	82
Das polnische Theater in Lemberg	91
Liebesfrühling — Liebeswinter	97
Drei Wochen auf Helgoland	111
Carl und die Wiener Volksbühne	134
Ein Opfer des grünen Tisches	171
Pariser Theater-Eindrücke	179
Die Nacht vom 12. zum 13. August in Leipzig	218
Jägerkämpfe	230

Seite

Aufgefundene Blätter aus den Tagebüchern zweier Bühnenkünstler 230

Belagerung von Antwerpen 283

Zwei flüchtige Bekanntschaften 301



Bei **Otto Wigand**, Verlagsbuchhändler in Leipzig, sind erschienen:

Die

Geheimnisse der Bastille

von

Heinrich Mortimer.

Deutsch

von

Ludwig Dorn.

1. und 2. Theil. 8. 1845. Brosch. à 10 Ngr.

Die

Geheimnisse der Inquisition.

Von

V. von Féréal.

Aus dem Französischen

von

Dr. **L. Meyer.**

8 Theile. 1845. 8. Brosch. à 10 Ngr.

Die

wahren Geheimnisse von Paris.

Von

Vidocq.

Deutsch von Dr. **L. Meyer.**

6 Bände. 1844. 8. Br. 3 Thlr.

Märchen-Schatz.

Sammlung der schönsten Märchen und Sagen aller Zeiten und Völker.

Bearbeitet und herausgegeben

von

O. L. B. Wolff.

Erster Band. 1845. brosch. 15 Ngr.

Inhalt:

Der Drache. Neapolitanisches Märchen.
Der Muhel. Rabbinisches Märchen.
Gaglinfo. Neapolitanisches Märchen.
Elidue. Altfranzösische Sage.
Der Schmaus der Zwerge. Norwegisches Märchen.
Gioga's Sohn. Märchen der Shetlands-Inseln.
Das Ziegengesicht. Neapolitanisches Märchen.
Die gebrochenen Eide. Rabbinisches Märchen.
Die verheirathete Meermaid. M. d. Shetlands-Inseln.
Die Gräfin vom Duell. Altbretonische Sage.
Dobrüna Nikititsch. Russisches Märchen.
Eisen-Laczi. Ungarisches Märchen.
Tschurila Plenkowitsch. Russisches Märchen.
Wassili Boguslajewitsch. Russisches Märchen.

Die

Abenteuer eines Auswanderers.

Erzählungen aus den Colonien

von

Van-Diemens-Land.

3 Bände. 1845. brosch. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die

Geheimnisse von Paris.

Von

Eugen Sue.

Deutsch

von

Dr. **A. Diezmann.**

Taschenausgabe in 24 Bändchen. 7. Auflage. Broschirt.
1 Thlr. 15 Ngr.

Jonathan Slick

oder

Leben und Treiben der vornehmen Welt in New-York.

Aus dem Englischen

von

F. Gerstäcker.

2 Bände. 8. 1845. brosch. 2 Thlr.

Lebens-Studien

oder

Mein Testament für Mit- und Nachwelt.

Von

J. Ch. A. Heinroth.

Mit einer Vorrede von Dr. Gottfried Hermann.
8. 1845. Brosch. 1 Thlr. 25 Ngr.

Nachtseiten der Gesellschaft.

Eine Gallerie

merkwürdiger

Verbrechen und Rechtsfälle.

Herausgegeben von

Dr. A. Diezmann, Dr. W. Jordan und Dr. L. Meyer.

16. 1845. Brosch. Preis: à Theil 6 Ngr.

Inhalt:

1. Theil.: Die Marquise von Ganges. Der Doppelgänger. Blas El Guerrillere.

2. Theil: Das Veilchensträußchen. Varinka. Marie von Jeysel.

3. Theil: Barak Johnson, oder der blinde Zeuge. Die Constantin. Aus den Denkwürdigkeiten eines Advocaten.

4. Theil: Van Mersen. Ali Tebelen, Pascha von Janina.

5. Theil: Derues.

6. Theil: Der Pfarrer Chambart. Die Marquise von Brinvilliers. Eugen Aram. Eine Mordthat in Rußland.

7. Theil: Die Gräfin von Saint Geran. Nißda. Ein Justizmord in Frankreich.

8. Theil: Urban Grandier. Die deutsche Prinzessin. Amerikanische Rache. Eine Betrügerei im Großen. Eine Giftmischerin.

9. und 10. Theil: Weit Fraser.

11. Theil: Weit Fraser (Fortsetzung und Schluß).

12. Theil: Der Bräutigam von Barna. Georg Barrington. Capitän James Hind. Jack Sheppard. Lebrun. Der Schwur des Pascha.

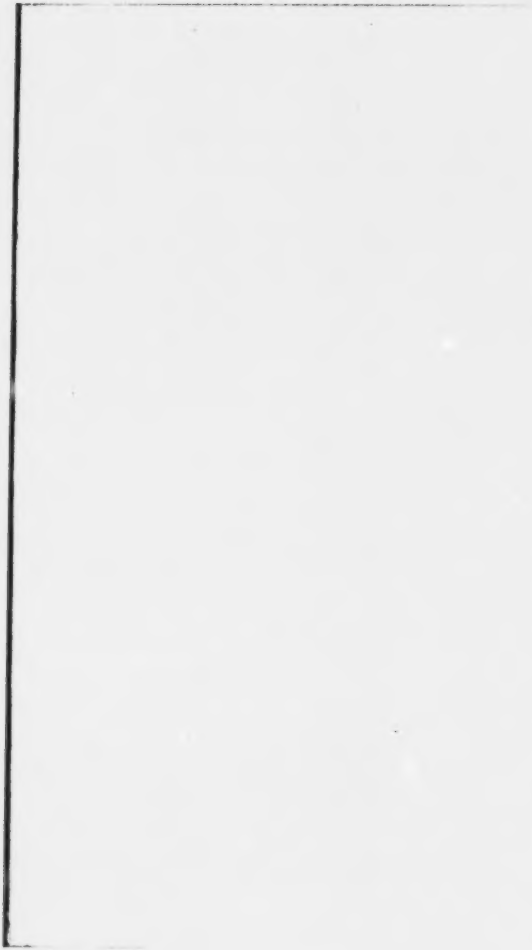
13. Theil: Gabriel Lambert. Die Feuersbrunst. Louis Mantrin.

14. Theil: Schuldig oder Nichtschuldig? Das Todtengericht. Der Todte bei St. Anna's Kapelle.

15. Theil: Die Gefängnisse oder die Todesstrafe. Blutig oder die unbekannte Leiche. Ein Mord in Halifax.

16. Theil: Hexenprozesse in Nordamerika. Die Negerverschwörung in New-York. Major John André. Verfolgung der Quäker in Amerika.

Rückblicke.



Rückblicke

auf meine

theatralische Laufbahn

und meine

Erlebnisse

an und ausser der Bühne

von

Franz Wallner.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1864.

Div 1847

Seiner Hoheit

Ernſt II.,

Herzoge zu Sachſen-Coburg-Gotha,

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Aus meinem Theaterleben.

Originale 5
Ein ernſter Komiker 18
Loſe Blätter aus dem Tagebuche eines ernſten Komikers 27
Originale aus Alt-Wien 40
Der wandernde Komediant 55
Aus vergangenen Zeiten 65

Aus meinen Erinnerungen.

Berühmte Menſchen 77
Eine Courierfahrt am 19. März 1848 92
Bunte Plaudereien aus London und vom Meeresſtrande 103
Volksleben in Kopenhagen 127
Der arme Jeſy 140

Aus der Czarenſtadt. 159

Gottes Finger 175
Selbſtmord durch Glück 184
Unheimliche Geſchichten 194
Ein Urtheil des Czaren 198
Geiſtergeſchichte 208
Ein ungelöſtes Räthſel 233
Kotzebue in Reval 246
Vor den Aſſiſen 255
Gefangennehmung des Räubers Bergam. Eine Zigeunerſtadt 263

Vorrede.

Nach fünfzig Jahren eines viel bewegten, erfahrungsreichen Lebens finde ich nicht ein Blatt, nicht eine Notiz, nicht eine Affiche, als Anhaltspunkt zur Aufzeichnung meiner Erinnerungen. Es iſt dies ein Leichtſinn, vor welchem unſere jüngere Generation nicht genug zu warnen iſt. Wie wüſt und wirr ſchwimmen, ohne ſolche Anhaltspunkte, in dem Reſt der uns zugemeſſenen Jahre die Rückblicke durcheinander! Vielleicht gelingt es mir, einzelne kleine Bilder aus dieſem Kaleidoſkop feſtzuhalten und zu ſondern; der Verſuch dazu ſcheint mir wenigſtens der Mühe zu lohnen. Freilich ruhen die Originale meiner kleinen Federzeichnungen größtentheils auf den Kirchhöfen unſerer deutſchen Vaterländer und unter dem kühlen Raſen von Père Lachaiſe in Frieden von ihren Lebenskämpfen aus; allein

ſo mancher kleine charakteriſtiſche Zug berühmter und uns lieb gewordener Perſönlichkeiten, ſo manche heitere oder dunkle Seite aus dem Schickſalsbuche meiner Zeitgenoſſen verdiente wohl als Beiſpiel oder Warnung der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Von je her nicht mit dem glücklichſten Zahlengedächtniß begabt, würde es mir unmöglich ſein, eine chronologiſche Ordnung bei meinen Plaudereien feſtzuhalten, ich will dem Leſer erzählen von früheren Tagen, von kleinen pikanten Vorfällen, mit einem Wort ich will verſuchen, ihn von Dingen und Perſonen zu unterhalten, die eine öffentliche Bedeutung hatten. Weiter haben dieſe Zeilen keinen Zweck.

Berlin, den 18. Oktober 1863.

Franz Wallner.

I.

Aus meinem Theaterleben.

Originale.

Französische Blätter bringen eben die Nachricht, daß die Schauspielerin Marquise Esther de Bognar in Paris im tiefsten Elend gestorben sei. Ihr Vater war ein berühmter Divisions-General der französischen Armee, und sie selbst spielte eine ziemliche Weile als Schauspielerin in St. Petersburg die Rolle der ersten Löwin der vornehmen Welt. Von der unermeßlichen Verschwendungssucht dieser Person kann sich nur ein Augenzeuge einen annähernden Begriff machen. Die eleganteste Wohnung, die schönsten Equipagen, die reichste Toilette, das reizendst gelegene Landhaus waren Dinge, die sie von ihren jeweiligen Verehrern als selbstverständlich forderte; mit Schilderungen der von ihr arrangirten Feste füllten die Pariser Journale ganze Spalten. So z. B. sollen einmal die Kirschen eines Diners im Winter, wo das Stück dieser Frucht einen Rubel kostete, mit 20,000, schreibe zwanzig tausend Franks, bezahlt worden sein. Die Wände des Speisesaals waren mit künstlichen Kirschbäumen geziert, an welchen die kostbarsten Früchte hingen. Zu einer Geburtstagsfête ließ sie einen Feuerwerker von Wien

kommen und ſandte einen Courier zum Einkauf des Deſſerts nach Marſeille. Selbſt in dem verſchwenderiſchen Petersburg machte die Verſchwenderin Aufſehen. Als Schauſpielerin war ſie mittelmäßig, ſie hatte nur das Talent der verſchleierten Frechheit und verſtand ihre prachtvollen ſchwarzen Augen — das Einzige, was nebſt einem üppigen Wuchs wirklich ſchön an ihr war — meiſterhaft zu gebrauchen. Die böſe Welt behauptete, daß ſelbſt die höchſtgeſtellte Perſon des Czarenreichs eine Zeit lang in ihren Netzen gezappelt habe. Der ehemalige preußiſche Hofſchauſpieler, jetzige Hofrath Louis Schneider, der als Gaſt im Jahre 1847 an den kaiſerlichen Hof geladen und vom Kaiſer Nicolaus erſucht wurde, ſein friſches Talent auf dem Privattheater des Czars in Peterhof glänzen zu laſſen, ſpielte dort den Kurmärker, die Eſther die Picarde in dem bekannten Genrebild von L. Schneider. — Die Auktion der Effekten der Circe dauerte einen halben Monat, brachte enorme Summen ein, und dennoch konnte dieſelbe bei ihrem gezwungenen Abgang — ich werde dieſe Kataſtrophe ſogleich erzählen — nicht ihre ſämmtlichen Gläubiger befriedigen. Sie ſtarb im tiefſten Elend! Walten der Nemeſis!

Im Jahre 1848 bewohnte dieſe Eſther ein prachtvolles Landhaus in der Umgegend von Petersburg. Ihr zeitweiliger Courmacher, ein millionenreicher Branntweinpächter, war in Deutſchland und ſuchte Erleichte-

rung im Bade und an der Spielbank in Baden-Baden. Während der Zeit lebte die französische Strohwittwe aus dem dreizehnten Arrondissement auf dem größten Fuß. Neben ihr wohnte in einem bescheidenen Häuschen mit seiner alten Mutter, deren einzige Stütze er war, ein blutjunger, bildhübscher Landsmann, Monsieur Jules, der erst seit Kurzem als Maschinist am kaiserlichen Theater angestellt war. Fräulein Esther hielt den gänzlich unverdorbenen und liebenswürdigen Jüngling für interessant genug, um eine kleine, vorübergehende „Idylle“ mit ihm in Scene zu setzen, die der arme Künstler leider so ernst nahm, daß er sich zum Rasendwerden in die schlaue Kokette verliebte. Sie versprach auf sein Andringen, sie wolle sein Weib werden, sobald es die Umstände nur gestatteten. Der Sommer verging dem Liebenden wie ein schöner Traum, und als die Blätter welk zu werden begannen, ahnte Jules nicht, daß auch sein Liebesfrühling blüthenlos geworden. Die Saison der Datschken (Landhäuser) war vorbei, die Esther bezog ihre elegante Wohnung auf der Newsky-Perspective wieder, und als ihr „Bräutigam“ Jules sie eines Tages dort besuchen wollte, überreichte ihm der Diener ein Billet, worin sie ihm für die frohen mit ihm verlebten Stunden dankte, aber auch zugleich anzeigte, daß die Kinderei zwischen ihnen ein Ende nehmen müsse, indem ihr Geliebter, von dem ihre ganze Existenz abhinge, zurückgekehrt sei. Von

einer Heirath und derlei poetischen Schwärmereien könne keine Rede sein, da ihre beiderseitige Gage nicht hinreiche, um ihre Putzmacherin zu bezahlen.

Der arme Junge lud sich ein Pistol und schoß sich an der Schwelle der Treulosen eine Kugel vor den Kopf. Auf den Knall eilte die Herrin des Hauses herbei und machte dem noch Athmenden die bittersten Vorwürfe, „daß er sich nicht einen andern Platz für seinen dummen Streich ausgesucht habe".

Die Mitglieder des französischen Theaters erklärten ihrem obersten Chef, dem Fürst Wolkonsky, in corpore, daß keiner von ihnen mit der Esther wieder die Bühne betreten würde. Sie empfing mit lachendem Munde ihre Entlassung und ging nach Paris, wo sie vom Schauplatz abtrat und verschollen schien, bis vor Kurzem die dortigen Journale ihren Tod im tiefsten Elend meldeten. Ob ihr an ihrem Sterbelager wohl das blutige Haupt des armen Jules erschienen ist? Gewiß, denn es giebt eine Nemesis.

Es ist eine Reihe von Jahren her, als mich in Hamburg bei einem Spaziergange auf dem Jungfernstieg ein alter Herr einholte, der sich mir, nach Bejahung der Frage, ob ich der Schauspieler Wallner sei, als Graf Carl Hahn vorstellte. Schon längst war ich begierig, dieses merkwürdigste aller Theater-

Originale kennen zu lernen, und nun lief er mir von selbst in die Hände. Einen schöneren alten Mann, als Graf Hahn war, konnte man sich nicht denken: prachtvolles blüthenweißes Haar, elegant geordnet, deckte einen wahren Jupiterkopf; die sichere cavaliermäßige Haltung legte Zeugniß ab, daß der Mann seine Jugend in der besten Gesellschaft und am Hofe des prachtliebenden Schwedenkönigs Gustav III., dessen Leibpage er war, zugebracht hatte. Dort war er auch Augenzeuge der blutigen Katastrophe (1792), die er in der Oper „Der Maskenball" genau nach seiner Erinnerung, bis auf die Rosa-Wachskerzen, die im Saale brannten, in Scene setzte, und zwar auf dem unter seiner Direktion stehenden Theater in — St. Pauli auf dem Hamburger Berg. Dieses Faktum charakterisirt die ganze Richtung der Theaterleidenschaft des guten Grafen, der seinem Steckenpferd ein immenses Vermögen geopfert, ohne das geringste künstlerische Resultat zu erzielen. Mit richtigem Verständniß und am rechten Orte angewendet, hätten die Bestrebungen des reichen Theaterenthusiasten in der Theatergeschichte Epoche machen und von dauernder Nachwirkung sein können, während er auf seinem mit einem ungeheuren Kostenaufwande erbauten Schloßtheater in Remplin berühmte Schauspieler*) für eine Gastrolle mit einer

*) z. B. Iffland.

silbernen Rüstung und einer vierspännigen Prachtequipage beschenkte, sein enormes Vermögen als Theaterdirektor in Altona, Lübeck, St. Pauli, Lauchstädt, Altenburg, Gera, Chemnitz, Rudolstadt ꝛc. vergeudete, und seine künstlerische Wirksamkeit auf die mittelmäßige Darstellung einiger Rollen, auf die Angabe prunkvoller, am unrechten Orte angewendeter Ausstattungen, auf das Schminken der Statisten, auf Blitzen und Donnern, gelegentliches Souffliren, und auf das Anführen der Comparsen bei Zügen beschränkte.

Es thut mir leid, über den alten seligen Herrn, welchen sonst die vortrefflichsten Eigenschaften auszeichneten, ein so hartes Urtheil fällen zu müssen, an welchem auch seine vertraulichen Mittheilungen bei unserem ersten Zusammentreffen nichts ändern konnten. Doch hatte ich, wie gesagt, meine aufrichtigste Freude, den originellsten Mann der deutschen Theaterwelt kennen zu lernen, und bat ihn, Mittags als mein Gast bei mir vorlieb zu nehmen. Mein Entgegenkommen schien dem alten Herrn wohlzuthun, er nahm die herzliche Einladung eben so freundlich an und erschien Mittags in Streits Hôtel, in seiner prächtigen Haltung, geschmückt mit Stern und Ordensband, eine wahrhaft noble Erscheinung. In seiner Offenheit machte er auch kein Hehl daraus, daß es ihm in Altona, wo er als Regisseur „ohne Gehalt“ fungirte — Regisseur „par honneur“ wie er sich ausdrückte —

ſehr ſchlecht ginge, daß ſeine reichen Verwandten ihn auf das Allernöthigſte beſchränkt hätten, um ihn von ſeiner Theaterſucht zu heilen, daß ihnen dies aber nicht gelingen werde, da er auf der Bühne zu ſterben wünſche.

Als ich ihm einige Tage ſpäter einen Gegenbeſuch in ſeiner Wohnung abſtattete, fand ich den an die Wechſelfälle des fürſtlichen Luxus und der bitterſten Armuth Gewöhnten in einer Lage und einer Umgebung, die, an das niedrigſte Proletariat erinnernd, mir um ſo mehr durch die Seele ſchnitt, als Graf Hahn auch nicht im Geringſten davon berührt ſchien.

Er liebte es, von ſeinen Kreuz- und Querfahrten zu erzählen, wobei er nicht ſelten die ergötzlichſten Anekdoten einzuflechten und mit friſchem Humor vorzutragen verſtand. Merkwürdiger Weiſe hatte der ſonſt ſo feinfühlende Cavalier keine Idee davon, welch' eine traurige Rolle er als die Hauptperſon dieſer komiſchen Erlebniſſe ſpielte. So z. B. hatte er in St. Pauli die Jungfrau von Orleans mit einem Glanze ausgeſtattet, welcher das berühmte Hamburger Stadttheater weit hinter ſich ließ. Er ſelbſt wollte, in eine ſilberne Rüſtung gehüllt, den Krönungszug anführen, zu welchem er eine Anzahl der prachtvollſten Coſtüme hatte machen laſſen. Um dem Publikum die möglichſte Illuſion zu bereiten, ſollte der Zug aus dem Hintergrunde der Bühne eintreten, und war derſelbe 200

Mann hoch, auf der Straße vor dem an der Rückseite des Theaters liegenden Eingangsthor postirt. Graf Hahn schärfte Allen auf's Genaueste ein, beim Beginn des Krönungsmarsches ihm mit feierlichen Schritten zu folgen. Alles war trefflich einstudirt und versprach den gewaltigsten Eindruck auf die zahlreich versammelten Zuschauer zu machen. Die Musik beginnt, und der „Erblandmarschall von Mecklenburg-Schwerin" setzt sich an der Spitze des Zuges in Bewegung. Am Soufleurkasten angelangt empfängt den Grafen statt des erwarteten Applauses ein schallendes Gelächter, verdutzt sieht er sich nach der Ursache desselben um und bemerkt mit Schrecken, daß der ganze Krönungszug vor der Thür auf der Straße stehen geblieben, und er ganz allein in seinem glänzenden Harnisch den Festzug gebildet hatte, ohne zu bemerken, daß ihm Niemand folge.

Ein ander Mal gab er in Altona „Menschenhaß und Reue", sein Lieblingsstück, und kündigte auf der Affiche an, daß Jeder mit seinem Billet an der Casse ein unentgeltliches Loos erhalten werde, und der glückliche Gewinner des Treffers, der nach der Vorstellung gezogen würde, „einen eben so schönen als nützlichen Gegenstand erhalte, der ihm sogleich ausgeliefert wird."

Das Haus war voll, und als Meinau mit Eulalia seine thränenreiche Versöhnung geschlossen, begann die

Ziehung, in welcher die Nummer 190 dem glücklichen Beſitzer derſelben entgegen leuchtete.

In ſchwarzem Frack und in würdevoller Haltung, mit ſeinem reichen Ordensſchmuck angethan, erſchien der Graf, an einem blauſeidenen Bande ein ſchneeweißes Lämmchen führend.

„Wer von den Herrſchaften hat das Loos Nummer 190 im Beſitz?“

„Ich“, rief eine donnernde Stimme aus dem erſten Logenrang.

„Darf ich um die Ehre Ihres Namens bitten?“ ſchrie Graf Hahn hinauf.

„Ich bin der Juſtizrath Engel,“ brüllt es wieder zurück.

Graf Hahn verbeugte ſich: „Herr Juſtizrath, Sie erhalten als glücklicher Gewinner dieſes reizende Lämmchen hier, das Bild der Unſchuld und Kindlichkeit. Ich bitte Sie, auf die Bühne zu kommen und Ihren Gewinn vor den Augen des Publikums in Empfang zu nehmen.“

„Den Deubel werd ich Ihnen thun!“ ſchrie der Juſtizrath. „Schicken Sie es mir doch in mein Haus.“

„Bedaure“, entgegnete Graf Hahn achſelzuckend, „es iſt aber ausdrückliche Bedingung, daß der Gewinner hier vor den Augen des Publikums ſeinen Gewinn empfängt.“

„Nun, ſo behalten Sie das Lamm und laſſen Sie es ſich braten!“

„Ich werde Ihren Rath befolgen“, erwiderte ganz ernſthaft der Graf, „aber das Fell werde ich Ihnen zuſenden.“

Eine recht ergötzliche Anekdote entnehme ich den ſehr friſch geſchriebenen „Charakterzügen aus dem Leben des Grafen Hahn-Neuhaus,“ welche den Schauſpieler Mayer in Hamburg zum Verfaſſer haben.

Es war eine Eigenheit des Grafen, daß die jämmerlichſte Ausſtattung, wie ſie bei wandernden Truppen an der Tagesordnung iſt, ſeine Illuſion nicht im Mindeſten ſtörte; bei ſeinem eigenen Theater verwendete er darauf aber immer die größeſte Sorgfalt und ſcheute keine Unkoſten, in dieſer Hinſicht das Möglichſte zu leiſten; je theurer ihm die Geſchichte zu ſtehen kam, um ſo vergnügter war er.

Sein Unſtern wollte es aber, daß ſeine ſinnreichſten und koſtſpieligſten Arrangements nicht ſelten total mißglückten, und Lauchſtädt war Zeuge eines höchſt drolligen Quidproquos in dieſer Art. Graf Hahn hatte nämlich das Wiener Schauer- und Spectakel-Melodram „Ein Uhr“ (mit einer vortrefflichen Muſik von Freiherrn von Lanoy) einſtudiren laſſen. Der Held dieſes Dramas iſt ein taubſtummer Knabe, der von einem böſen Ritter einer Waldhexe geopfert werden ſoll, ſich aber dadurch rettet, daß er den Stundenzeiger

einer kolossalen Wanduhr im entscheidenden Augenblick auf Eins stellt: sowie der Stundenschlag ertönt, holt den bösen Ritter der leidige Satan, die Uhr aber verwandelt sich in einen Thron, auf welchem der taubstumme Oskar als rechtmäßiger Herzog sitzt.

Der von dem Grafen aus Leipzig entführte Maler hatte alle Kunst aufbieten müssen, Uhr und Thron so prachtvoll wie möglich zu malen, auch die Mechanik ließ nichts zu wünschen übrig. Auf der Probe aber bemerkte der Graf: „Alles recht hübsch, mein Lieber, aber Sie haben da auch ein Zifferblatt gemalt, das ist mir nicht recht! ich hab' es mir anders gedacht." —

„Wie denn, Erlaucht?"

„Sie wissen, ich habe eine große, ausgezeichnet schöne Schlaguhr, ein kostbares Werk, es ist ein altes Erbstück aus Neuhaus, mit einem wundervollen Ton; auch will ich, daß man den ganzen Akt hindurch den Pendelschlag hört, das macht sich recht schauerlich während der Pause, die der Hauptscene vorhergeht; lassen Sie also Ihr gemaltes Zifferblatt herausschneiden, wir befestigen dann in der Oeffnung das wirkliche Werk."

Der Maler kannte seinen Grafen zu gut, um nur einen Versuch zu machen, ihn von seiner Idee abzubringen. Das gemalte Zifferblatt wurde herausgeschnitten, das kostbare alte Erbstück geholt und von dem Theatermeister geschickt in den Ausschnitt befestigt,

ſo zwar, daß es ſchnell wieder fortgenommen werden konnte, wenn die Verwandlung vor ſich gehen ſollte.

Und jetzt wurde probirt, der Graf erklärte dem Fräulein Hanſtein, welche den Oskar ſpielte, den Mechanismus des Werkes, zeigte ihr, wie ſie den Zeiger von 11 ſchnell auf 1 Uhr rücken müſſe, ſo wie den Repetirknopf; wenigſtens ein Dutzend Mal ließ er ſie die Sache machen, und immer ging Alles ganz vortrefflich. Der Graf war außer ſich vor Vergnügen und ſprach faſt den ganzen Tag von Nichts als von dem Effekt, welchen die Uhr am Abend machen werde.

Die Vorſtellung ging denn auch am Abend ſehr präciſe und fand reichlichen Beifall bei dem zahlreich verſammelten Publikum. Fräulein Hanſtein ſpielte ihren ſtummen Knaben ſehr brav und ſah reizend aus. So kam der fünfte Akt heran, der Graf ſelbſt war bei dem Aufſtellen der Uhr mit behülflich, ließ das Wegnehmen und die Verwandlung nochmals probiren und, da Alles tadellos ging, den letzten Akt in Gottes Namen beginnen, er ſelber poſtirte ſich hinter der Couliſſe, vor welcher die Uhr ſtand. — Auch der letzte Akt ging wie am Schnürchen.

Jetzt kam die große Pauſe, man hörte das „Tiktak" des Pendels deutlich, und jetzt ertönte die Stimme der Waldhexe: „Mein Mahl, mein Mahl!" Gleich darauf ſtürzt Oskar, von dem böſen Ritter mit hochgeſchwungenem Dolche verfolgt, in die Halle. Die

Scene wurde sehr effectvoll gespielt, und das Publikum applaudirte aus Leibeskräften.

Jetzt kommt der entscheidende Moment, Oskar soll an der Uhr emporklimmen und den Zeiger auf Eins stellen.

Die kleine Hanstein war das anmuthigste, graziöseste, junge Mädchen, aber durchaus keine Turnkünstlerin, und schon auf der Probe hatte sie das Erklimmen des wenigstens 6 Fuß hohen Riesen, der, wie der Atlas die Weltkugel, die Uhr auf seinen Schultern trug, für eine „saure Arbeit" erklärt. Jetzt, wo Alles blitzschnell gehen sollte, fehlte wenig und die ganze Kletterei wäre mißglückt, doch gelangte sie endlich so hoch, daß sie zur Noth den Zeiger mit ausgestrecktem Arm erreichen konnte, rasch hob sie ihn vorwärts und verschwand hinter der Uhr.

Laut und durch das ganze Haus gellend ertönte der Schlag „Eins!"

Der Graf war außer sich vor Entzücken.

„Ein Uhr!" schreit das Waldweib, — „Du bist der Hölle verfallen!"

Da schlägt es wieder.

„Herr Gott!" ruft der Graf, „was ist das?" Und wieder schlägt es.

Der Graf, außer sich, stürzt aus der Coulisse hinter die Uhr. „Satan! Verfluchter! willst Du wohl gleich schweigen!" — und er reißt das immerfort schla-

gende Werk (denn die kleine Hanstein hat in der Eile den Zeiger auf 12 geſtellt) herab und ſchleuderte es wüthend zu Boden, daß es in hundert Stücke zerbricht.

„Ein Uhr“ wurde in Lauchſtädt nicht wieder gegeben.

Im Jahre 1857 ſtarb Graf Hahn in Altona, wo ein Schlagfluß ſeinem bewegten Leben ein ſchnelles Ende machte. Ein ſcheinbar unerſchöpfliches, mehr als fürſtliches Vermögen und eine glänzende hohe Stellung im Leben hatte der Mann geopfert, alle Miſère der kleinen Wanderbühnen durchgemacht, mit Noth und Elend, ja mit Hunger, in des Wortes verwegenſter Bedeutung, hatte er gekämpft, um ſeiner Theaterleidenſchaft zu fröhnen, und doch haben alle dieſe enormen Opfer der deutſchen Bühne nicht eines Schillings Werth Nutzen gebracht, und ſeinem Andenken nichts geſichert, als den unantaſtbaren Ruf eines originellen Sonderlings.

Ein ernſter Komiker.

Am 13. Mai 1820 waren die Räume des alten Leopoldſtädter Theaters Zeugen eines damals unerhörten Theatercandals. Ferdinand Raimund, der verwöhnteſte Liebling des Publikums, der originelle Schöpfer

der Bäuerle'ſchen Poſſenfiguren, wurde bei ſeinem Erſcheinen an jenem Abend ausgepfiffen, daß die Wände zitterten! — Der Grund, warum das vielköpfige Ungeheuer Publikum die Schale ſeines entfeſſelten Grimmes über das Haupt des gefeierten Komikers ausgoß, war wohl der ſeltſamſte, aus welchem je ein Schauſpieler ſich das Mißfallen des Auditoriums zuzog. Raimund hatte nicht heirathen wollen! Darum wurde er ausgepfiffen. So ſeltſam das klingen mag, ſo buchſtäblich wahr iſt das ganze Ereigniß.

Als Bräutigam einer blendend ſchönen Schauſpielerin, Louiſe Gleich, der Tochter eines beliebten Lokalſchriftſtellers, erfuhr Raimund kurz vor der Hochzeit Dinge aus dem Vorleben ſeiner Braut, es wurden ihm Beweiſe über Thatſachen vorgelegt, die auch eine kaltblütigere Natur als die Raimund's erſchüttert hätten. Und doch war der folgende Morgen zur Trauung beſtimmt; nach derſelben aber ſollte eine zahlloſe Feſtverſammlung das frohe Ereigniß der Vermählung zweier Lieblingsſchauſpieler der Reſidenz in dem prachtvollen Saale des k. k. Augartens mitfeiern helfen. Die einflußreiche Familie und die noch weit einflußreicheren hohen Gönner der Braut hatten ihre gewichtigen Gründe, dieſelbe baldmöglichſt unter der Haube zu wiſſen — und wie der arme, rathloſe Künſtler auch ſeinen Verſtand zermarterte — kein Ausweg aus dem Netze, welches er ſich ſelbſt geſtellt! Und doch einer,

wenn auch originell und bizarr, wie das ganze Treiben des Sonderlings!

Eine schaulustige Menge drängt sich in der Kirche, dessen Altar festlich geschmückt des Brautzuges harrte. Aber nur der eine Theil hatte sich eingefunden. Der Bräutigam erschien nicht, ohne ein Wort der Entschuldigung war er ganz einfach ausgeblieben, alles Suchen nach ihm vergebens; nachdem stundenlang die Geduld der Anwesenden auf die härteste Probe gesetzt worden, kehrte die Braut in ihre Wohnung zurück, wo ein lakonischer Zettel meldete: „er habe sich die Sache anders überlegt, und wolle nun gar nicht heirathen."

Mit Windeseile durchlief diese Nachricht mit monströsen Zusätzen und Verunzierungen die Stadt, deren entrüstete Bewohner sich um die gekränkte Künstlerin scharaarten und in oben geschilderter Weise derselben Satisfaction zu schaffen suchten.

Ein gellendes Pfeifen, Toben und Scharren empfing den jetzt so beliebten Komiker, der leichenblaß, mit finsterer Stirn die Lynchjustiz über sich ergehen ließ. Auf den Ruf: „Abbitten! Fräulein Gleich Satisfaction geben!" ꝛc. trat Raimund vor die ergrimmten Zuhörer, im Galgenhumor versichernd, daß es ihm während seiner theatralischen Laufbahn oft vorgekommen sei, daß ein Schauspieler „auf allgemeines Verlangen" eine Rolle spielen müsse, aber daß ein Künst-

ter auf allgemeines Verlangen heirathen solle, das sei gewiß neu.

Man kann sich keinen Begriff von der Wirkung machen, mit welcher diese kecke Anrede in das Publikum einschlug. Während ein Theil vor Lachen über die sonderbare Vertheidigung in tollen Jubel ausbrach, pfiff und tobte der andere fort, indeß die Verehrer Raimund's ebenso wüthend applaudirten.

Der Vorhang fiel, die Vorstellung nahm ein verfrühtes Ende. Als Nachspiel heirathete der Komiker doch noch „auf allgemeines Verlangen" die Schauspielerin Louise Gleich, aber nur, um in kurzer Zeit darauf eine rechtskräftige Scheidung einzuleiten und durchzuführen. Diese Scheidung „von Tisch und Bett," nach welcher er als Katholik nicht wieder sich vermählen durfte, war der schwarze Schatten, der das heitere Leben des Künstlers für immer verdunkeln sollte. Ein wackeres Mädchen, Fräulein A. W., schenkte dem Manne, der nur sein Herz, aber keine Hand mit diesem zu vergeben hatte, ihre erste Jugendliebe und blieb dieser treu bis über's Grab hinaus. Daß er seine „Toni" nicht heimführen dürfte an den häuslichen Heerd, war für den redlichen Raimund eine fortwährende geistige Marter; die Demüthigungen, welche das arme Mädchen zu erdulden hatte, die Opfer, welche sie ihrer Liebe brachte, erkannte der Künstler dadurch an, daß er seine Geliebte

zur Universalerbin seines beträchtlichen Vermögens einsetzte.

Im Juni 1790 wurde Raimund in Wien geboren. Leider reichten die Mittel seines Vaters, eines armen Drechslermeisters, nicht aus, um dem heißen Wunsche des Knaben, zu studiren und etwas Tüchtiges zu werden, Genüge leisten zu können. Nun, der Junge ist doch etwas Tüchtiges geworden, wenn gleich in anderer Sphäre, als er damals ahnen mochte. Zu einem Zuckerbäcker in die Lehre gebracht, übte er sich mit poetischen Erstlingsversuchen, als Bonbondevisen, welche letztere viel besser ausgefallen sein sollen, als der von ihm gefertigte süße Inhalt derselben.

Der Schauspieler Landner, ein früherer Schulcamerad und späterer College Raimund's, mit dem er bis zu seinem Tode innig befreundet blieb, hatte einige Federproben aus jener Zeit aufbewahrt; so zum Beispiel eine burleske Grabschrift, die er bei irgend einer Gelegenheit für seinen eigenen Leichenstein pränumerando anfertigte:

Wandrer, steh' still oder setze Dich nieder.
Hier ruhen eines Mannes Glieder.
Der Ferdinand Raimund hat geheißen.
Ganz jung mußt' er ins Grab schon beißen;
Im rühmlichen Beruf hat er den Tod gefunden:
O Wandrer — ihm wär's lieb, lägst Du statt ihm da unten!

Nach vielen gescheiterten Versuchen, in Wien oder wenigstens in der Umgebung der Residenz auf einem

Sommertheater unterzukommen, begann er seine theatralische Laufbahn in Preßburg; diese Versuche fielen aber kläglich aus, und er mißfiel dem dortigen Publikum total. Nun begann für den Armen ein Wanderleben der entmuthigendsten und mühseligsten Art, auf's Grellste contrastirend mit dem hohen Ideal, welches der unerfahrene begeisterte Bürgerssohn von der „hehren Kunst" im Busen trug.

Es fehlt uns der Raum, um dem fahrenden Komödianten auf seinen Kreuz- und Querzügen zu folgen, und die Entwickelungen seiner Fähigkeiten stufenweise zu beobachten. Im Jahre 1813 finden wir ihn schon als Gast mit großem Beifall in Wien auftreten, und 1817 gehörte er schon als überaus beliebtes Mitglied dem damals unübertrefflichen Komikerverein des Leopoldstädtertheaters an, für welches die Schriftsteller Meisl, Bäuerle und Gleich ihre hochbeliebten Zauberpossen schrieben. Der Zufall und die eiserne Nothwendigkeit drängten Raimund selbst auf die Bahn des Volksdichters, auf welcher er so reiche Lorbeeren zu ernten und alle seine Nebenbuhler zu überflügeln bestimmt war.

Er hatte Meisl die Idee zu einem Zaubermärchen mitgetheilt, welches zu seinem Benefize im Winter 1823 in Scene gehen sollte. Vergebens war alles Drängen und Mahnen des geängstigten Schauspielers, der Tag des Benefizes rückte näher und näher, ohne daß Meisl,

ſchreibefaul wie immer, mehr als die Einleitungsſcenen zu Papier gebracht hatte.

In ſeiner Deſperation beſchloß Raimund, ſelbſt den kühnen Verſuch zu wagen und das angefangene Opus, „der Barometermacher auf der Zauberinſel," fertig zu ſchreiben, ein Verſuch, der ſo glücklich ausfiel und ſeine hoffnungsreichſten Erwartungen ſo hoch überflügelte, daß er ſchon im nächſten Jahre mit einer neuen Zauberpoſſe, „der Diamant des Geiſterkönigs," vor das Publikum trat, deren Grundidee einem Märchen von Gozzi entnommen war. In raſcher Reihenfolge erſchienen nun die Originalwerke: „der Bauer als Millionär," „Monſaſur's Zauberfluch," „die gefeſſelte Phantaſie," „der Alpenkönig und der Menſchenfeind," „die unheilbringende Zauberkrone" und endlich „der Verſchwender."

Es iſt hier nicht die Stelle, um auf Raimunds unbeſtrittene Verdienſte um die deutſche Volksbühne, ſeine reichſte Erfindungsgabe, ſeine naive, nie verletzende Witzader als Schriftſteller näher einzugehen; als Schauſpieler war derſelbe eine Erſcheinung, die kaum in der Geſchichte des deutſchen Theaters wiederkehren dürfte. Von glühender Begeiſterung für ſeine Kunſt erfüllt, trugen ſeine Bühnengeſtalten ſtets den Stempel des reifſten, charakteriſtiſchen Studiums. Sein haßerfüllter Rappelkopf und die wehmuthsvoll weiche Erſcheinung des Aſchemanns, welch' ein Contraſt!

Die Erkennungsſcene im „Verſchwender," wo der

arme treue Valentin ſeinen ehemaligen Herrn im Elend findet, gehörte in Raimund's Darſtellungsweiſe mit zu dem Vollendetſten, was die deutſche Schauſpielkunſt je aufzuweiſen hatte. Und mit wie einfachen Mitteln erreichte der geniale Künſtler die erſchütterndſte Wirkung! Valentin findet an der Schwelle des Palaſtes ſeines früheren Gebieters einen Bettler, der Arme will mit dem Aermeren theilen, er nimmt ein Geldſtück, um es ihm zu ſchenken, die Züge des Bettlers ſcheinen ihm bekannt, er ſtarrt ihm ins Geſicht, die ausgeſtreckte Hand bleibt unbeweglich, er wagt es nicht, dem Bittenden den bereit gehaltenen Groſchen anzubieten. Der ehemalige Millionär fragt den fremden Mann erſtaunt, was er von ihm wolle; dieſer erkennt die Stimme ſeines geliebten Herrn, ein unartikulirter Schrei entringt ſich der vollen Bruſt, ein Schrei, in den ſich der tollſte Jubel und die innigſte Wehmuth miſcht, ein greller Ausruf: „Mein gnädiger Herr!“ Er überfliegt noch einmal die verfallene Geſtalt des einſt ſo hochgeſtellten Mannes, und leiſe ſtammeln die bebenden Lippen, welche die Hände des früheren Gebieters mit Küſſen bedecken, unter einer Fluth von Thränen der Freude und des Schmerzes: „Mein gnädiger Herr!“ Wie Viele, auch Schreiber dieſer Zeilen, haben es verſucht, dieſes zweimalige „Mein gnädiger Herr“ in ähnlicher Weiſe nachzuſprechen, nachdem der Mund des Schöpfers für immer ſtumm geworden! keinem iſt dies

nur annähernd gelungen. Diese Töne einer aufjauchzenden und schmerzerfüllten Menschenbrust waren eben nur dem Dichter des „Verschwenders" eigen.

Wer sollte nicht meinen, daß Raimund jetzt auf dem Höhepunkte des Glückes angelangt sei? Getragen von der vollen Gunst der Elite des Publikums und der Achtung seiner Mitbürger, in glücklichen Vermögensverhältnissen, Besitzer eines reizenden Tusculums in dem schönsten Gebirgsthale der Monarchie, in Gutenstein, umgeben von der zärtlichsten Sorgfalt eines liebenden und geliebten Wesens, was konnte dem Beneidenswerthen noch fehlen? — Und doch wurde der überall Gefeierte seines Lebens und Wirkens nicht froh; weder die Anerkennung in der Heimath, noch die Erprobung seiner Verdienste auf weiten Gastspielreisen an den größten Bühnen Deutschlands, die sich durch die glänzendsten Erfolge zu wahren Triumphzügen gestalteten, vermochten die schwarzen Schatten der Hypochondrie zu verscheuchen, die sich um das Haupt des Musengünstlings gelagert hatten. Gerade bei seiner genialen Begabung lastete der Mangel an eigentlicher wissenschaftlicher Bildung doppelt schwer auf ihm; bei einem Herzen voll warmer Menschenliebe, unermüdlich im Wohlthun, mit stets offener Hand gegen ärmere Collegen, konnte er doch nie ein scheues Mißtrauen gegen alle Welt überwinden. Wie unglücklich sich der Mann fühlte, dem alle Herzen entgegenschlugen, der

Alles erreicht hatte, was in ſeiner Sphäre zu erreichen möglich war, mögen die folgenden Blätter beweiſen. Raimund liebte es, in loſen Heften ſeine Empfindungen in Tagebuchform niederzulegen. Einige dieſer Ergüſſe hat ſein Freund und College, der Schauſpieler Landner in Wien, der Vergeſſenheit entriſſen. Sie mögen hier eine Stelle finden.

Loſe Blätter aus dem Tagebuche eines ernſten Komikers.

Wien 18 —

Es iſt ſeltſam! Je höher die Wogen des Beifalls mich umrauſchen, je ſtürmiſcher mich die Gunſt des Publikums erhebt, deſto unzufriedener werde ich mit mir. Ich fühle in meiner tiefſten Bruſt, was ich mir kaum ſelbſt zu geſtehen wage, wie unzulänglich mein Genre iſt, wie es in demſelben ſo ganz und gar unmöglich iſt, Großes zu leiſten. Es iſt recht traurig! Ein ganzes volles Menſchenalter hindurch habe ich vergebens geſtrebt und gerungen; mit der letzten Scholle, die man einſt meinem Sarge nachwerfen wird, iſt auch mein Name der Vergeſſenheit anheimgefallen. Ihr Glücklichen, denen Mutter Natur ein Organ in die Bruſt gelegt, volltönend und kräftig genug, um Shakeſpeare's, Schiller's und Goethe's herrliche Worte auf der Bühne erklingen zu laſſen, jedes warme Zuſchauerherz erhebend und begeiſternd!

Warum mir gerade dieses schnarrende, mißlautige Instrument, zu meiner glühenden Seele passend, wie die Straßenorgel zum Kirchengesang? Warum mir gerade dieses tonlose Organ, eben gut genug, den Possenreißer zu spielen, um der johlenden Menge ein paar müßige Stunden zu verkürzen; ohne tieferen Eindruck, ohne bleibende Nachempfindung? Und an diese fluchbeladene Existenz gefesselt zu sein, wie der Galeerensclave an die Kette!

München.

Heute habe ich einen furchtbaren Abend erlebt. Der berühmte Eßlair spielte am Hoftheater den Tell, eine seiner Forcerollen. Ich fliege in's Schauspielhaus, um die Künstlergröße anzustaunen, von welcher der Ruf so viel Günstiges erzählt. Was finde ich? Eine Ruine! Eine Ruine, zerfallen und ohne Spur ehemaliger Herrlichkeit. Ein alter Mann, zahnlos, kaum noch verständlich seine Aufgabe handwerksmäßig herablallend und das Publikum, das den einst Gefeierten in anerkennungswerther Pietät mit einem Sturm von Applaus empfing, im Verlaufe der Darstellung eisig kalt lassend. Ich kann nicht beschreiben, wie schneidend wehe mir der Anblick that. Die Erscheinung berührte mich um so schmerzlicher, als ich erfuhr, daß nur Geldnoth den Greis dazu trieb, seine früher errungenen Lorbeeren selber in den Staub zu treten. Ach, welch' ein widerlicher Anblick ist doch ein alter Komödiant! Wird es

mir einſt auch ſo gehen? Von jetzt an will ich ſparen, die Sorge für die Zukunft ſoll in Folge mein Caſſenverwalter ſein, und der heutige Tell möge als ein warnend Schreckbild als Titelbild meines Aufgabebuchs ſtehen. Ob es nicht beſſer wäre, mit einem raſchen Piſtolenſchuß dieſen Sorgen zuvorzukommen, während man noch auf dem Zenith des Ruhmes ſteht?

Wien, den —

Heute Abend haben wir einen Theaterſcandal zu gewärtigen. Die Krones tritt nach einer mehrmonatlichen Pauſe wieder auf. Der Leichtſinn dieſer allerdings ſehr talentvollen Perſon hat ſelbe in eine gräßliche Situation verwickelt. Ein reicher polniſcher Cavalier ſucht ihre Bekanntſchaft zu machen, und läßt ſich bei der beliebten Schauſpielerin einführen. — Es ſoll dies — wie die böſe Welt behauptet — eben nicht mit beſonderen Schwierigkeiten verbunden ſein. Kurz und gut, in wenig Wochen ſtehen die Krones und Graf Jaroſchinsky auf ſo vertrautem Fuße, daß Erſtere eine Einladung zum Mittageſſen in der Wohnung des Edelmanns annimmt. Es ſoll dort toll genug zugegangen ſein. Während die Orgie im vollen Gange iſt, wird der Graf abgerufen. Die Krones ſetzt ſich an's Clavier und trällert ein Modeliedchen. Plötzlich öffnet ſich die Seitenthür, und Graf Jaroſchinsky ſteht, umgeben von Polizeidienern und Criminalbeamten, mit

schweren Ketten gefesselt und mit todtenbleichem Antlitze, vor den Augen seiner entsetzten Gäste. Die Krones fällt in Ohnmacht, ob in eine wirkliche oder fingirte will ich dahin gestellt sein lassen, wird aber durch die Hände der rauhen Sicherheitsbeamten in's Leben zurückgerufen und muß nun über ihr Verhältniß zu dem Grafen — der eines Raubmordes angeklagt ist — genaue Auskunft geben. Es sollen dabei eben nicht die erbaulichsten Details an's Tageslicht gekommen sein. Jaroschinsky hat wirklich, wie es sich bald ergab, seinen ehemaligen Lehrer, den siebenzigjährigen ehrwürdigen Professor Blank, mit kalter, henkersmäßiger Grausamkeit gemeuchelt und bestohlen und mußte vor wenig Wochen seine fluchbeladene That am Galgen büßen. Die Krones, hieß es damals, werde der Bühne entsagen und sich in ein Kloster zurückziehen. Und jetzt, nachdem kaum mehrere Monate über dies Ereigniß hingegangen, hat die Person die Frechheit, wieder vor die Augen des Publikums zu treten. Alles ist empört, und die Krones wird, trotz ihrer Beliebtheit als Künstlerin, ein gewaltiges Strafgericht zu überstehen haben.

Ich bin gottlob in der heutigen Vorstellung nicht beschäftigt; und geht mich gleich die ganze saubere Geschichte persönlich nichts an, so schäme ich mich doch in tiefster Seele hinein, daß solche Dinge beim Theater vorgehen können. Ich kann es nicht über mich gewinnen, mich unter die Zuschauer zu mengen, sondern ich

werde mir irgend einen Winkel auf der Bühne suchen und die Resultate des verhängnißvollen Abends in banger Erwartung vorübergehen lassen.

Den folgenden Tag.

Die Krones ist gestern Abend mit einem Sturm von Applaus, ohne das geringste Zeichen von Mißfallen, empfangen worden! *)

Ist es denkbar? Wahrlich, so sehr ich gestern fürchtete, unsern Stand beschimpft zu sehen, so empört war ich dennoch über den Ausgang. Ist dies dasselbe Publikum, welches ein Recht zu haben glaubte, sich in meine Privatverhältnisse einzumengen, und mich wüthend anspfiff, weil ich ein Mädchen nicht heirathen wollte, von deren Sittenlosigkeit ich mich leider während des Brautstandes vollständig überzeugt hatte? Ich wurde deshalb mißhandelt, und eine gemeine Buhlerin, deren Verschwendung Mitursache an einem Morde gewesen, wird mit einem Jubel empfangen, als träte sie nach einer großen That vor die Augen der Menge Ja, um das Maß voll zu machen, wurden einige bezügliche Phrasen — man gab eine Parodie auf Spontini's Vestalin — besonders aber die Worte der Krones: „das dumme Volk wird doch nicht im Ernste glauben, daß ich eine Vestalin bin?" mit einem rasenden Beifallssturm aufgenommen. Die Röthe der Scham

*) Faktisch.

brannte mir auf der glühend heißen Wange; und die Menge jauchzte! Und diesem Götzen, charakterlos und launisch, bringt der Schauspieler sein Dasein, der Künstler den „Saft seiner Nerven“ zum Opfer!

Am Abend desselben Tages.

Heute zum ersten Male während einer zwanzigjährigen Künstlerlaufbahn drängt sich mir der Gedanke durch den Kopf, ob ich nicht besser gethan hätte, nach dem Willen meines braven Vaters ein friedlicher Handwerker zu werden. Ich sehe ihn vor mir, den gutmüthigen Greis mit den Silberlocken, wie er mit rastlosem Fleiße schafft und sich müht um die Existenz seiner Familie.

An einem Sonntag, das einfache Mahl war verzehrt, das Tischgebet gesprochen, frug er mich mit herzlichen Worten: welchen Stand ich mir zu wählen gedenke? Und als ich hierauf mit scheuer Stimme antwortete, ich wolle Schauspieler werden: da wurde der alte Mann bleich wie der Tod, die gutmüthigen Augen umzogen sich mit einem hervorquellenden Thränenflor, nach langer Pause entrangen sich den bebenden Lippen meines armen Vaters die beinahe unhörbaren Worte: „Ferdinand, das kann Dein Ernst nicht sein. Du wirst Deine unglücklichen Eltern nicht vor der Zeit in's Grab bringen wollen!“ Da trat auch die Mutter an mich heran, und beschwor mich mit heißen Thrä-

nen, von meinem Vorſatze abzuſtehen, und meine liebliche Schweſter Gertrude ergriff meine Hand und vereinigte ihre Bitte mit denen meiner theuren Erzeuger. Erſchüttert gab ich den Meinen das Wort, nie mehr an die vorübergehende Idee zu denken, Schauſpieler zu werden. Dankbar drückte mich der Alte an's treue Herz, Jubel ſcholl durch die Räume unſerer ſonſt ſtillen Wohnung, ein Feſt wurde improviſirt, es war, als ſei ich meiner Familie zum zweiten Mal geboren worden. Nochmals mußte ich meinem Vater das feierliche Wort geben, dem unſeligen Vorſatze „Komödiant" zu werden, zu entſagen.

Ich habe mein Wort nicht gehalten.

Zürnſt Du mir deshalb noch, verklärter Dulder dort oben? Sieh', Du biſt gerächt! Vollſtändig gerächt! Trotz allem, was man im gewöhnlichen Leben Glück nennt, habe ich während der langen, langen Zeit, daß ich der Bühne angehöre, mich nicht eines wahrhaft glücklichen Augenblicks zu erfreuen gehabt. „Du ſollſt Vater und Mutter ehren!" — Ich habe die letzten Wünſche der Meinen außer Acht gelaſſen, dafür ſtehe ich jetzt allein und freundlos in der Welt. Niemand, der mir angehört, alle meine Lieben ruhen im Schooße der Erde. In den bereits erbleichenden Locken wühlt kein liebendes Kind, kein theurer Sprößling ſchaukelt auf meinem Kniee, welches die Hand ſtützt, in der das ſorgenſchwere Haupt ruht.

Du ſollſt Vater und Mutter ehren!

Und doch — war es denn meine Schuld? Konnte ich dem Drange widerſtehen, welcher mich unaufhaltſam den verhängnißvollen Brettern entgegenriß? Konnte ich ankämpfen gegen die glühende Neigung zur Kunſt, welche mir von meinem unausweichbaren Geſchicke gleichſam als Pathengeſchenk in die Wiege gelegt zu ſein ſchien? Von dem Tage an, als ſich mit dem Anſchauen des erſten Bühnenwerkes eine nie geahnte Wunderwelt vor meinen erſtaunten Blicken erſchloß, konnte ich die fieberhafte Pein, die heiße Sehnſucht nach der Prieſterſchaft in dem für mich heiligen Tempel der Kunſt nicht eine Minute los werden.

Kaum hatten wir den braven Vater hinaus getragen auf den beſchneiten Kirchhof, ſo waren die feierlichen Gelöbniſſe vergeſſen, die ich in die jetzt erkalteten Hände gelegt. Treulos den Ladentiſch verlaſſend, der mir zur Galeere geworden war, begann ich bei wandernden Truppen ein mühſeliges abenteuerliches Nomadenleben.

Damals war ich glücklich! — Die raſche Jugend half mir mit leichtem Sinne über Nahrungsſorgen hinweg, dafür durfte ich die Kunſtkenner in Stein am Anger und Oedenburg*) entzücken, und beſchwichtigte den knurrenden Magen, indem ich ihm eine neue Rolle

*) Zwei kleine Provinzſtädte Ungarns, in denen Raimund ſeine Laufbahn begann.

verlas und ihn mit meinen großartigen Hoffnungen und Plänen für die Zukunft tröstete. Alle diese Hoffnungen sind mehr als wahr geworden, alle meine Pläne habe ich realisirt, und dennoch — bin ich jetzt zufriedener als damals? Du sollst Vater und Mutter ehren." — — — — —

Leider reichen die uns zugekommenen Blätter nicht weiter, doch geben sie ein klares Bild von dem Seelenzustande des edlen und genialen Selbstquälers. Wenn auch die stets steigenden glücklichen Erfolge in seiner Doppeleigenschaft als ruhmgekrönter Dichter und Darsteller von Zeit zu Zeit die „Saulslaune", die sich seiner bemächtigt hatte, nicht zum vollen Ausbruch kommen ließen, so stellte sie sich doch periodenweise um so gewaltiger ein. So auch am 26. August 1836, wo der Dichter sich auf seinen reizenden Landsitz zu Pernitz bei Guttenstein zurückgezogen hatte. Ein kaum nennenswerthes Ereigniß führte die verhängnißvolle Katastrophe herbei, welche dem Leben Raimund's ein vorschnelles Ende machte.

Ein bissiger Haushund verletzte ihn leicht an der Hand, die Wunde war so unbedeutend, daß sie in ein paar Tagen bis auf die letzte Spur geheilt worden wäre. Da bemächtigte sich mit unabweisbarer Gewalt des armen Hypochonders der furchtbare Gedanke, der Hund sei toll gewesen.

Um ſich zu zerſtreuen, und den Folterqualen ſeiner immer feſter wurzelnden Ideen zu entgehen, unternahm er eine Reiſe zu dem wunderthätigen Madonnenbilde in Mariazell, welches bei allen Katholiken in hohem Anſehen ſteht, und wohin tauſend und tauſende Belaſteter wallfahrten, um ihr ſchweres Herz auszuſchütten. Dort mag auch der geängſtigte Poet ſeine Hände im Gebet gerungen und die gnadenreiche Heilige mit heißer Bitte angefleht haben, die furchtbare Todesart von ihm abzuwenden. Nach Hauſe zurückgekehrt, wurde ſein unſeliger Wahn noch beſtärkt, als er erfuhr, daß der Hund in der Zwiſchenzeit erſchoſſen werden ſei, da er noch eine Perſon gebiſſen und ſich überhaupt „wie toll“ geberdet habe.

Der verwüſtete Hofraum, die ringsum weit aufgewühlte Erde, die zerriſſenen Trümmer der Einfriedigung des Grundſtücks legten ein furchtbares Zeugniß ab für die Wuth des böſen Hundes. Vergebens alles Zureden ſeiner beſorgten Umgebung, ſeiner treuen Toni. Endlich brachte ihn die Letztere zu dem Entſchluß, mit ihr nach Wien zu fahren, und dort Rath und Hülfe eines berühmten Arztes in Anſpruch zu nehmen.

Scheu in eine Ecke des Wagens gedrückt, ſtumm und regungslos ſaß das Opfer ſeiner Einbildung in entſetzlichen Qualen, unzugänglich den Troſtesworten und Bitten der ſanften Freundin.

Da brach ein ſo furchtbares Unwetter los, wie man

ſich eines ähnlichen ſeit Jahren nicht erinnerte. Der Donner rollte mit furchtbaren Schlägen, in dem Gebirgsthal ein hundertfaches Echo weckend, Regengüſſe gleich Strömen niederrauſchend, machten die Wege unfahrbar und zwangen unſere Reiſenden in einem kleinen Gaſthof in Pottenſtein zu übernachten. Man weiß, wie ſelbſt die heiterſte Stimmung durch einen unfreiwilligen Aufenthalt an einem langweiligen Orte bei ſchlechtem Wetter niedergedrückt wird. Und nun denke man ſich Raimund, mit bitterer Verzweiflung im Herzen, Nacht, düſtere Nacht um und in ihm, im unbehaglichen, düſteren Dorfswirthshauſe, und umtobt von dem Wüthen der Elemente! Immer finſterer, immer drohender umgaben Schreckgeſtalten eines gräßlichen Todes den armen Künſtler, mit leiſer Stimme bat er ſeine Toni, ihm ein Glas Waſſer zu beſorgen. Dieſe hatte ſich kaum entfernt, als ein dumpfer Knall ſie zurückſchreckte; mit düſterer Ahnung öffnete ſie die Thüre — da liegt der Unglückſelige, mit einem Taſchenpiſtol, welches er ſtets geladen bei ſich trug, hatte er ſich in den Mund geſchoſſen!

Wie ein Laufeuer drang der Ruf der verſchnellen Schreckensthat nach Wien. Aerzte und Freunde des armen Mimen eilten nach Pottenſtein, nur Troſt, nicht Hülfe konnten ſie an das Schmerzenslager bringen.

Die Kugel des ſchwach geladenen Terzerols war im Gaumen ſtecken geblieben, noch acht qualvolle Tage

mußte er ſeine Leiden, ſeine Reue tragen, ehe der Tod als Erlöſer aus ſchwerer Pein an ſein Sterbebette trat.

Als ihn ſein vieljähriger Freund, der Schriftſteller Weidmann, beſuchte, zeigte er dieſem, während ihm heiße Thränen über die abgemagerten Wangen rollten, mit dem Finger in den Mund und wimmerte zu wiederholten Malen: „die Kugel! die Kugel!“ Dann ſchrieb er mit Blei auf ein Blatt Papier: „Gott bitten! —

Und ſchließt mich einſt die Kunſt aus ihrem Tempel aus,
Verbirg mein graues Haupt in Deinem grünen Haus;
Dann mag ſich meine Lebenskonne neigen,
Dann will ich in Dein kühles Brautbett ſteigen.
In Deinem Schooß ruh' mein Gebein,
Mein Grabmal ſei im Guttenſtein!

(An Guttenſtein.)

Nach dieſem ſeinen Wunſch, den er in ſeinen Poeſien ausgeſprochen hatte, wurden ſeine ſterblichen Reſte der Erde ſeines vielgeliebten Guttenſteins anvertraut.

Am 8. September 1836 bewegte ſich der endlos lange Zug der Leidtragenden — Leidtragende im ſtrengſten Sinne des Worts — in dem reizenden Gebirgsthale entlang, dem entſchlafenen Freund und Kunſtgenoſſen die letzte Ehre zu erweiſen. Die Landleute der Umgegend, denen er ſtets Freund, Berather, Helfer in der Noth war, die den „guten Stadtherrn“ alle innig liebten, hatten ſich in reicher Zahl, angethan im

Festschmucke, eingefunden, den „braven Herrn“ zur Gruft zu geleiten. Größere, festlichere Leichenbegängnisse mögen schon vorgekommen sein, ein ergreifenderes, schmerzlicheres wohl nie. Die Klänge des schönen Liedes: „So leb' denn wohl, Du stilles Haus“, aus seiner besten Dichtung „der Alpenkönig und der Menschenfeind“, wirkten erschütternd auf die Menge, die mit heißen Thränen dem Sarge folgte. Sein ebenbürtiger College, Ludwig Löwe, der den Lorbeer auf sein Grab gelegt, war vor schmerzlicher Aufregung nicht im Stande, die Worte der Liebe und Achtung, die dem Hingeschiedenen folgen sollten, zu vollenden. Schmerzlich weinend sank er mit gefalteten Händen am Sarge nieder, während die bebenden Lippen nicht einen armen Laut mehr hervorbringen konnten.

Und so möge denn auch meine Feder verstummen; vielleicht finde ich später Platz, auf einzelne Charakterzüge, so wie auf einen fast tragikomischen Streit um den gestohlenen Schädel des Todten zurückzukommen.

Jetzt mag die ernste Stimmung bei der Erinnerung an einen edlen Menschen, an ein großes, vor der Zeit untergegangenes Genie, an einen unvergessenen Darsteller den Schlußstein meiner Federzeichnung bilden.

Originale aus Alt-Wien.

Wer jetzt die Kaiserstadt besucht, wird es kaum für denkbar halten, wenn man ihm erzählt, daß Wien vor kaum zwanzig Jahren die billigste Hauptstadt Europas gewesen. Die fröhlichste, die vergnügungssüchtigste und gastfreundlichste ist sie noch immer, nur übersteigen die Preise, welche der Wiener jetzt für sein Vergnügen zu zahlen hat, die der Pariser und Berliner Amüsements um das Doppelte. Die Volksfeste in der Brigittenau, im Augarten sind verschwunden, der „Wurstlprater" hat seine originelle Physiognomie verloren, und mit diesen Herrlichkeiten ist einer der pikantesten Reize der Hauptstadt für den Fremden verschwunden, nämlich die Beobachtung des Volkes in seiner ungebundensten Fröhlichkeit. Der Wiener Pöbel ist von einer Gemüthlichkeit, von einer Harmlosigkeit, die man nie im Norden, am allerwenigsten aber in Berlin finden kann. Der Wienerpöbel verhält sich zu dem in Berlin wie Milch zu Blausäure. Bei dem tollsten Uebermuth wird man beim Oesterreicher selten eine Rohheit, ein Ausarten gegen den Gebildeteren treffen, während der „richtige" Berliner ohne „Keilerei" kein Zusammensein der Massen denken kann. Die neueste Zeit hat traurige Beispiele für meine Behauptung geliefert, und zwar bei Gelegenheiten, welche ihrer Natur nach zu nichts weniger als zu Ausbrüchen der

Gemeinheit Veranlaſſung gaben. Ich erinnere an die Säcularfeier der Univerſität, an das Leichenbegängniß Humboldt's, an das Schillerfeſt, an die Einzugsfeierlichkeiten bei der Krönung ꝛc.

Ob Wien ſeinem früheren ſtrengen Polizei-Regime die gute Mannszucht der unteren Volksklaſſen dankt, ob dies allein in der Gutmüthigkeit derſelben liegt, vermag ich nicht zu beurtheilen, wenn ich gleich Grund habe, das Letztere anzunehmen. Allein nicht nur der „gemeine Mann," wie er in Wien genannt wird, vermag ſich dem tollſten und doch liebenswürdigſten Uebermuth hinzugeben, auch die gebildetſten und geiſtreichſten Menſchen ſind deſſen fähig. Welch' eine Anzahl von draſtiſchen Anekdoten haben in dieſer Beziehung Bäuerle, Caſtelli, Saphir, Korntheuer, Deinhardſtein und die übrigen Humoriſten des alten Wiens hinterlaſſen! Freilich waren es eben nur Späße, denen eine gewiſſe kecke Derbheit und Rückſichtsloſigkeit anklebte, eigentlichen Witz hatte unter den genannten wohl nur Saphir, deſſen Calembourg's ſich mit den beſten franzöſiſchen meſſen konnten; z. B. ſagte er nach dem Tode eines unbeliebten Feldmarſchalls, der aber mit großem Gepränge begraben wurde, dem Befehlshaber der öſterreichiſchen Truppen ſei nach ſeinem Tode etwas gelungen, was er während ſeines Lebens nie zu Stande gebracht, „er habe die Armee in Flor gebracht." Einſt begegnete er dem Regiſſeur des kö-

niglichen Hoftheaters, der ihm in größter Eile mittheilte, daß wegen Erkrankung des Herrn Anschütz die größte Reperteirverlegenheit herrsche, und man noch nicht wisse, was Abends gegeben würde. „Da ist leicht abzuhelfen," sage Saphir, „gebt zwei Pausen von Costenoble und ein kleines Stück dazu, so seid Ihr fertig." Costenoble war ein sehr beliebter, aber seiner unendlichen Kunstpausen wegen bekannter Schauspieler. Einst fuhr Saphir mit Pokorny von Wien nach Preßburg. An der Grenze bat ihn Pokorny, ihm zu erlauben, seinen Namen anzunehmen, da er seinen Paß vergessen habe, und als Theaterdirektor sich keinen Unannehmlichkeiten aussetzen wolle. „Sie können ja," meinte er zu Saphir, „den Namen des nächstbesten Bekannten als den Ihrigen nennen, wir drücken den Beamten einen Gulden in die Hand, und die Sache ist in Ordnung." Er setzte hinzu, er wünsche überhaupt nicht, daß man in Wien erführe, er sei ohne Paß über die Grenze gegangen, was damals von der Polizei sehr unangenehm bemerkt wurde. Saphir gab Pokorny seinen Passirschein, und der Letztere antwortete an der Grenze auf die Frage um Stand und Namen:

„Ich bin der Schriftsteller Saphir aus Wien."

„Und ich," fiel Saphir dem erstarrten Pokorny in's Wort, indem er dem Aufseher den bekannten Gulden in die Hand drückte, „ich bin der Theaterdirektor Pokorny aus Wien, habe aber keinen Paß bei mir."

„Aber was treiben Sie denn?“ rief ärgerlich Pokorny, „ich will ja incognito bleiben.“

„Ich auch,“ entgegnete ganz trocken Saphir.

So gerne aber Saphir rechts und links Hiebe austheilte, so unangenehm war es ihm, wenn er selbst einmal solche einstecken mußte. Während seines Aufenthaltes in Pesth war ein Schauspieler Namens Melchior das stete Stichblatt seines Witzes. In der Posse: „Die falsche Catalani“ rächte sich der gekränkte Histrione dadurch, daß er in der Rolle des Zeitungsschreibers Pfiffpitz in sprechend ähnlicher Maske Saphir copirte, der in einer Loge des ersten Ranges unter den Zuschauern sich befand. Das Haus erdröhnte vor Jubel, als der Doppelgänger des bekannten scharfen Kritikers auf der Bühne erschien. Der Beifall wurde immer lebhafter, je sichtlicher sich Saphir darüber ärgerte. Nach dem Schlusse des ersten Aktes begab er sich zum Polizeidirektor in die Loge und bat dringend, es möge dem Schauspieler Melchior verboten werden, ihn ferner auf der Bühne zu persifliren. Der Chef der öffentlichen Sicherheit machte ihm begreiflich, daß dies heute nicht mehr anginge, versprach ihm durch Bestrafung des Künstlers volle Genugthuung und gab Saphir den Rath, da die Aehnlichkeit hauptsächlich durch einen hellen gelblichen Reck hervorgerufen würde, in dem er allgemein bekannt sei, wäh-

rend des Zwischenakts nach Hause zu fahren, diesen abzulegen und in einem dunklen Kleide zu erscheinen. Während Saphir diesen Rath befolgte und sich in einen blauen Frack stürzte, das einzige Kleidungsstück, welches er damals außer dem hellen Rock sein eigen nannte, ließ der Polizeidirektor dem Melchior untersagen, im zweiten Akt wieder in dem auffallend gelblichen Rock auf der Bühne zu erscheinen. Allein man denke sich das vor Beifallsjubel erdröhnende Haus, als durch einen tückischen Zufall oder berechnete Malice Saphir in seinem blauen Frack recht ostensible in den Vordergrund der Loge trat und einige Minuten darauf Saphir-Melchior auf der Bühne ebenfalls im blauen Frack erschien!

Eine ganz entgegengesetzte Natur als der verbissene Saphir war der alte Bäuerle. Von unbegrenzter Gutmüthigkeit und ebenfalls mit der Cardinaltugend der Wiener, einer wahrhaft orientalischen Gastfreundschaft behaftet, war Bäuerle, trotz seines enormen Einkommens, ebenfalls stets in chronischer Geldverlegenheit. Die Theaterzeitung, die er 25 Jahre lang mit großem Geschick und im Geschmack des leichtbeweglichen Wiener Völkchens redigirte, war damals, so unglaublich dies heutzutage von einem Theaterblatt klingen mag, eine Macht, wurde von aller Welt, im Palast wie in der Hütte gelesen, und brachte per fas dem Eigenthümer eine ganz ansehnliche Summe ein, ohne

des nefas zu gedenken, welches die Sehnsucht aller dramatischen Künstler, in der Theaterzeitung recht von Herzen gelobt zu werden, in den Säckel des in diesem Punkte sehr zugänglichen Bäuerle zauberte. Derselbe war eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten von Wien, nicht nur als Herausgeber der vielgelesensten Zeitung, als Vater der eigentlichen Lokalposse und Schöpfer des Staberl, sondern hauptsächlich als prächtiger Gesellschafter, als Erfinder und Verbreiter einer zahllosen Menge von Schwänken, als lebendiges Lexikon von Anekdoten, die er mit hinreißender Laune zu erzählen wußte. Und doch starb der Mann, der mit allen Fasern seines Ich's in seinem theueren Wien wurzelte, fern von seinem Vaterlande, in Basel, wohin ihn seine Gläubiger zur Flucht gezwungen hatten. Allein und von aller Welt verlassen, überfiel den alten Mann im fernen Land Noth, Entbehrung und Siechthum; das Jahr 1848, welches in Oesterreich das alte verrottete Zeitungsmonopol aus den Händen der paar Personen riß, die mit demselben beglückt waren, und neue Concurrenzjournale in Unmassen auftauchen ließ, hatte auch den guten Bäuerle vom Throne der österreichischen Bühnenherrschaft gestoßen und in's Exil getrieben. Friede seiner Asche! —

Glücklicher als sein humorverwandter College starb jüngst in hohem Alter der wackere Dichter J. F. Castelli, geehrt, geachtet, wohlhabend, und beliebt bei Alt und

Jung, in den günſtigſten Verhältniſſen. Caſtelli war der eigentliche Erfinder vom „Wiener Jux," eine Species von Scherz, die recht eigentlich der Metropole an der Donau angehört. Was die keckſte Laune eben eingab, das wurde ſofort in Scene geſetzt und ausgeführt, ſelbſt auf die Gefahr hin, eines zu tollen Spaßes wegen mit der Behörde in Conflict zu kommen. Als Adjutant des Jux-Generals Caſtelli fungirte damals Deinhardſtein, der aber ſeine Laune nicht, wie ſein Vorbild, bis in's höchſte Greiſenalter bewahrte. Caſtelli war bis an ſein Ende Vorſteher einer Geſellſchaft von Künſtlern, Schriftſtellern ꝛc. „die grüne Inſel," die berühmt wegen ihrer tollen Streiche war. Aber folgen wir heute den luſtigen Brüdern in den königlichen Redoutenſaal und belauſchen wir deren Treiben während eines Maskenballes.

Dort ſteht ein junger, ſchüchterner Menſch, ängſtlich in einen Winkel gedrückt und ſich offenbar in dem rauſchenden bunten Gewühle nicht heimiſch fühlend. Caſtelli geht raſch auf ihn zu und fragt entſchieden:

„Sie haben ein Freibillet auf dieſen Ball?"

Der fremde Jüngling ſieht ihn erſtaunt an und murmelt ein leiſes „Ja".

„Nun alſo, warum tanzen Sie nicht?"

„Ich kann nicht tanzen"

„Das fehlte noch! wenn man ein Freibillet hat, muß man tanzen, und zwar die ganze Nacht. Das

iſt eine heilige Verpflichtung! Ich bin Ballcommiſſär und habe das Recht darauf zu ſehen, daß die Ordnung aufrecht erhalten wird. Wer ſind Sie? Wie heißen Sie?

„Ich bin Kürſchnergeſelle und heiße Weiß.“

„Alſo, Herr Weiß, fordern Sie eine Dame auf und tanzen Sie.“

„Sehr wohl, Herr Commiſſär.“

Er tritt mit einer Dame, die er um einen Tanz bittet, in die Reihen, bleibt aber auch ſofort ſtecken. Die Tänzerin blickt ihn erſtaunt an und ruft: „Ja, was iſt denn das, Sie können ja nicht tanzen?“

„Ich muß tanzen, ich habe ein Freibillet.“

„Was kümmert denn das mich?“

Und mit einer hingemurmelten, eben nicht ſehr ſchmeichelhaften Bezeichnung läßt die Maske den verblüfften Kürſchnergeſellen ſtehen, der ſich leiſe in die entgegengeſetzte Ecke des Saales verkrümelt, doch ſofort von ſeinem Freibilletcontrolleur aufgefunden wird.

„Was iſt denn das, Sie obſtinater Menſch, Sie tanzen ja ſchon wieder nicht? Wenn Sie nicht tanzen, ſo laſſe ich Sie augenblicklich verhaften.“

„Herr Commiſſär,“ ruft verzweiflungsvoll unſer Weiß, indem er ſich den Todesſchweiß von der Stirne wiſcht, „ich kann nicht tanzen. Wenn Sie mich nicht dispenſiren, ſo will ich lieber nach Hauſe gehen.“

„Nun gut, ſo will ich diesmal Nachſicht haben.

Sie brauchen nicht mehr zu tanzen. Bleiben Sie hier und amüſiren Sie ſich gut.“

Unter den lauteſten Dankesverſicherungen entfernte ſich der junge Mann mit freudeſtrahlendem Geſichte.

„Siehſt Du den Domino mit der großen Naſe?“ frug Caſtelli nach einer Weile. „Gieb Acht, mit dem giebt's einen Hauptjux.“

Er geht auf ſein Opfer los, ſchlägt es kräftig auf die Achſel, indem er ihm zürnend zuruft:

„Du biſt denn doch ein nichtswürdiger Kerl, Du läßt mir da Deine Frau auf dem Halſe, weißt wie eiferſüchtig ſie iſt, und gehſt mir nichts Dir nichts auf den Maskenball. Sie iſt wüthend und wartet unten beim Thore auf Dich. Geh' ſogleich hinunter, Du ſchlechter Menſch!“

„Sie verkennen mich, ich bin der nicht, welchen Sie meinen.“

„Ah“, poltert Caſtelli, indem er den Schlag auf die Schultern des Dominos noch viel kräftiger wiederholt, „da hört denn doch Alles auf. Mir mache keine Wiprchens vor, geh' hinunter zu Deiner Frau, ſonſt bring' ich ſie wahrhaftig in den Saal herauf, und dann ſollſt Du Deinen Spectakel erleben.“

„Aber“, ruft der Mann aus, indem er die Larve vom Geſicht reißt, „überzeugen Sie ſich doch, daß Sie ſich irren.“

Wie erwartet, ſtarrt ein erboßtes, aber ſehr dummes Antlitz dem Dichter entgegen.

„Entſchuldigen Sie," erwiedert der Letztere, „ich habe Sie wirklich verkannt, ich muß mir gleich meinen Freund aufſuchen, ſeine arme Frau vergeht vor Ungeduld."

Deinhardſtein, der die Scene beobachtet hat, meint, der Spaß wäre doch etwas zu derb, und ſie würden einmal Unannehmlichkeiten davon haben, doch Caſtelli verſichert ihn, daß die Geſchichte noch nicht zu Ende ſei, ſondern „der Zur" erſt losginge.

Während ſich die Menſchenmenge im dichtgedrängten Saale herum treibt, hat Caſtelli ſeinen Domino nicht aus den Augen gelaſſen, und nachdem er ungefähr eine Viertelſtunde verſtreichen ließ, ſegelt er auf ihn los, haut ihn mit einem furchtbaren Handſchlag auf den Rücken und ruft, ſcheinbar mit äußerſter Entrüſtung:

„Du Sacramentskerl, ſo eben habe ich einen äußerſt honetten und liebenswürdigen Herrn deinetwegen gehauen, augenblicklich geh' hinunter, Deine Frau wartet auf Dich."

„Himmel-Donnerwetter, Herr," ruft der Geſoppte, die Larve herabreißend, „ich bin ja wieder der Nämliche!"

„Merkwürdig", ſagt Caſtelli, indem er denſelben ganz verdutzt ſtehen läßt, „Sie ſind wirklich wieder der Nämliche! Gehen Sie lieber nach Hauſe, ſonſt ſchlage ich Sie heute Nacht noch einige Male."

Ehe ſich der Domino von ſeinem Erſtaunen erholen kann, hat ſich Caſtelli an den Arm Deinhardſtein's gehängt, und ſie promeniren ruhig in dem Saale herum.

Alle dieſe Scherze waren weder zart noch ſinnig; wir theilen ſie auch nur hier mit, weil ſie Hauptzüge im Bilde des alten täppiſchen, vermetternichten Wiens ſind. Man glaubt es heute kaum, daß ſolche Kindereien damals von Mund zu Mund gingen, und der ganzen Reſidenz Stoff zum Gelächter gaben.

Zu den damaligen Tagesfiguren Wiens gehörte auch der Schwiegerſohn des Fürſten Metternich, der ungariſche Graf Schander, einer der tollſten Wagehälſe ſeiner Zeit. Der kühnſte Reiter, machte er ſich kein Gewiſſen daraus, mit ſeinem Gaul über den offenen Kram einer erſchreckenen Obſtfrau und dieſe ſelbſt wegzuſetzen, vor den Maßregeln der Polizei war der Schwiegerſohn des allmächtigen Premiers ja ſicher.

Einſt ſchlug er einem andern Cavalier eine ſehr namhafte Wette vor, daß er, Graf Schander, es dahin bringen wolle, an einem öffentlichen Orte arretirt zu werden, ohne ſich die geringſte ungeſetzliche Handlung zu Schulden kommen zu laſſen. Die Wette wurde angenommen, und der nächſte Tag zur Ausführung beſtimmt.

Graf Schander begab ſich, in ärmlichen, aber reinlichen Kleidern, in eine entfernte Vorſtadt und ließ

ſich im Kaffeehauſe eine Taſſe ſchwarzen Kaffee geben. Als der Marqueur die Bezahlung verlangte, ſah ſich der Graf ängſtlich um und zog endlich aus dem Stiefel ein Bankbillet von tauſend Gulden, mit der Bitte, ihm herauszugeben. Der Kellner brachte ſofort ſeinem Herrn Nachricht von dem Vorfall, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als dem nebenan wohnenden Polizei-Bezirks-Commiſſar davon Kunde zu geben. Dieſer ſeinerſeits ließ ſchleunigſt den „verdächtigen“ Fremden durch einen Polizeimann verhaften und vor ſein Antlitz ſiſtiren.

„Wie kommt Er,“ frug braſch der Beamte, „zu den tauſend Gulden, die Er im Kaffeehaus wechſeln laſſen wollte?

„Das geht Sie nichts an, warum laſſen Sie mich arretiren?“

„Das wird ſich finden! Warum hatte Er das Geld in dem Stiefel ſtecken?

„Iſt das geſetzlich verboten? Kann nicht Jedermann ſein Geld aufbewahren, wo er will?

„Das wird ſich finden! Wie heißt Er?“

„Graf Schandor!“

„Iſt Er verrückt?“

„Ich nicht, aber Er ſcheint mir verrückt, daß Er einen Menſchen verhaften läßt, der nicht das Geringſte verſchuldet hat, blos weil er ſich im Beſitz von tauſend Gulden befindet. Begleiten Sie mich in das

Palais meines Schwiegervaters, dort wird sich das Weitere finden."

Natürlich kehrte sich die Scene um, der zum Tod erschrockene Beamte legte sich auf's Bitten, erhielt natürlich volle Verzeihung, und — Graf Schander hatte seine Wette gewonnen. —

Am 30. August 1836 erscholl in Wien die Trauerkunde, Ferdinand Raimund, der Liebling des Publikums, der Dichter des „Verschwenders," des „Rappelkönigs und der Menschenfeind" ꝛc., der geniale Schauspieler, habe sich in einem Anfall von Trübsinn erschossen. Kaum hat je eine durch und durch gemüthvollere poetische Natur als Raimund die deutsche Bühne geziert. Derselbe hatte sich in dem reizend gelegenen und damals noch nicht von der Eisenbahnkultur beleckten Guttensteinerthal eine kleine Besitzung gekauft, die ihm unbeschreibliche Freude gewährte. Die tiefe ländliche Abgeschiedenheit, die romantische Gegend und der prächtige, frische Menschenschlag, welcher den fremden, stillen Mann sehr bald bei hundert Gelegenheiten als Wohlthäter verehren lernte und ihm mit Achtung und Herzlichkeit entgegen kam, waren eben so viele Anziehungspunkte für die zart besaitete Künstlerseele. Er lud seinen Freund, den Schauspieler Landner, dringend ein, ihn zu besuchen. „In mein Thal," pflegte er zu sagen, „ist noch keine böse Leidenschaft eingedrungen, die Menschen, die es bewohnen, sind alle noch so un-

verderben und ſchuldlos, wie ſie aus der Hand des Schöpfers kamen; ich nenne es daher nur das Thal der guten Leute."

Als Landner endlich, der vielfachen Aufforderung des wackeren Raimund Folge leiſtend, ihn auf deſſen Landſitz heimſuchte, fand er die Behauptung des Freundes bei dem erſten Ausflug beſtätigt. Es war ein Sonntagsmorgen, ſtiller Gottesfriede ſchien über der prachtvollen Landſchaft zu ſchweben, ehrbar und ſittig ging Jung und Alt, die Gebetbücher in den gefalteten Händen haltend, dem entfernten Kirchlein zu. Der Ton des Glöckchens, welches zum Gottesdienſt rief, gab der Scene ein ungemein feierliches Colorit. Bei dem Anblick Raimund's zogen die Männer freundlich grüßend die Hüte vor dem verehrten Manne, die Weiber knirten achtungsvoll und beſcheiden. Raimund kannte alle Namen, alle Verhältniſſe der Einzelnen, knüpfte über die letzteren, wo es am Platze ſchien, ein kurzes Geſpräch an, kurz ſein ganzes Weſen ſchien gehoben und freudig verklärt. „Habe ich nicht Recht?" rief er dem Freunde in ſeliger Stimmung zu, „kannſt Du Dir ein größeres Glück denken, als hier auszuruhen von den Qualen meines Berufes, im Schooße dieſer himmliſchen Natur, hier unter dieſen prächtigen Menſchen? Habe ich nicht Recht, dieſen paradieſiſchen Fleck „das Thal der guten Leute zu nennen?"

Horch, ein Mißton ſchallt durch die Luft!

Dort vom Kruge her ertönt ein widerliches Gejohle, ein junger Burſche, den Hut ſchief auf dem Kopfe, taumelt, offenbar betrunken, mit erhitztem, wuthentbrannten Antlitz dem Dichter entgegen.

„Hansl," ruft dieſer entſetzt, „Hansl, Du biſt b'ſoffen!"

„Ja", ſchrie dieſer, „ich war auf das Amt, um mir mein Recht zuſprechen zu laſſen. Mein Vater, der Lump, will mir die Hütte nicht abtreten, ich will ihm aber ſchon zeigen, wer der Herr iſt! Hinaus werfen laß ich den alten Spitzbub'n!" —

„Das Thal der guten Leute!" murmelt Landner leiſe vor ſich hin.

Raimund ſchlägt beide Hände vor das ſchmerzbewegte Antlitz und ſtürzt lautlos, wie vom böſen Gewiſſen gejagt, ſeinem Hauſe zu. Als Landner zurückkam, hatte ſich Raimund in ſeine Stube eingeſchloſſen, und alle Verſuche ihm eine Antwort zu entlocken oder zu ihm zu dringen, waren fruchtlos. Erſt nach vierundzwanzig Stunden kam er zum Vorſchein, machte Anſtalten nach Wien zurück zu reiſen, ohne des Vorfalls auch nur mit einer Sylbe zu gedenken. Still und verſchloſſen, wie er ſtets war, wenn nicht Außergewöhnliches die ſcheinbare Eisrinde um das warme Künſtlergemüth ſchmolz, erwähnte er auch ſpäter nie mehr „das Thal der guten Leute."

Der wandernde Komödiant.

Ein Bild aus der Wirklichkeit.

Wanderleben! Chamäleonsartiger Begriff, in wie viel Abarten zerfällst Du! Der reiche Fürst Pückler-Muskau, den die Luft, Fremdartiges zu ſchauen, in die heiße Wüſte Afrikas und an die romantiſchen Felſengeſtade Norwegens trieb, der in feingezeichneten und lebensvollen Bildern das Geſehene an unſerm geiſtigen Auge vorüberziehen ließ, er führte ein Wanderleben ſo gut als der wißbegierige Handwerksburſche, der in der Fremde von Städtchen zu Städtchen pilgert, den Hut in der Hand ſich ſeinen kärglichen Unterhalt durch die edle Fechtkunſt erwerbend, und ſeine Gewerbskenntniß bereichernd durch die Arbeit am fremden Heerde.

Der reiche Virtuoſe, der in ſtolzer Karoſſe durch die Straßen der Reſidenzen rollt, um die Arrangements zu den Concerten zu treffen, die ſeine Geld- und Lorbeer-Ernten ſind, er führt ein Wanderleben, wie der arme Zigeuner, deſſen Heimath die weite Welt iſt, der nie weiß, wo er am nächſten Tage das müde Haurt zur Ruhe legen wird.

Eine gefeierte Tänzerin, der die Modernen zweier Welttheile dienſtbar zu Füßen liegen, um deren Gewinn die Großmächte der Kunſtwelt wie die Beherrſcher der

größten weltbedeutenden Kunsttempel sich furchtbaren Krieg erklären, die mit Männerherzen und Contrakten spielt und beide — bricht, sie führt ein weit angenehmeres Wanderleben, als der arme Bündeljude, der in den morastigen Steppen Kurlands von Hütte zu Hütte kriecht, um von den noch ärmeren Bauern ein paar Kopeken zu verdienen, und die scharfe Lanzenspitze des Grenzkosaken nicht fürchtet, wenn es gilt, ein Päckchen verbotener Waaren über die Grenze zu schmuggeln. — Bei keinem Stande tritt der Unterschied des Wanderlebens so schneidend grell hervor, als unter den Schauspielern. Seht z. B. einen Davison, Emil Devrient, einen Döring ꝛc., wenn sie ihren contraktlichen Urlaub antreten oder antraten. Wie rauschen die vier, fünf Monate, die ihnen „zur Erholung“ nach schweren Berufspflichten vergönnt sind, mit Blitzesschnelle vorüber. Zuerst nach Hamburg — erste Klasse — ein berühmter Schauspieler fährt nie anders als erste Klasse. An dem Bahnhofe erwartet ihn der Wagen des Hôtels, und vor dem Hôtel erwartet ihn der Wagen des Theaters. Er eilt in die Probe, entzückt noch denselben Abend das erwartungsvolle Publikum durch seine geniale Leistung und streicht behaglich 30—40 Louisd'ors ein, die er im strengsten Sinne des Wortes im Fluge verdient hat. Dieses Einstreichen wiederholt sich in vierundzwanzigstündigen Zwischenräumen in Monatsfrist 12—15 Mal. Hat die An-

ſtrengung den Gefeierten nicht unpäßlich gemacht — und Unpäßlichkeiten ſind während der Urlaubszeit ſehr ſelten — ſo ſteht nach der letzten Rolle ſchon wieder der Wagen vor der Thüre, um das Schooßkind des Glücks auf den Bahnhof für die nächſte Hauptſtadt zu befördern und neuen Triumphen entgegenzutragen. — Im Engagement, nach abgelaufener Wanderzeit, ruht man, durch ein ärztliches Zeugniß dazu ermächtigt, einen Monat von den Anſtrengungen der Reiſe aus, und bereitet ſich den Winter über wieder gemächlich für den nächſten Sommer-Ausflug vor. — —

Betrachtet man nun die Exiſtenz eines Schauſpielers, den Talentloſigkeit oder Unglück einer kleinen wandernden Truppe zugeſchleudert. Mit dem Beginn des Spätherbſtes tritt er ſein Engagement in einem kleinen Städtchen, oft auch in einem Marktflecken an. Der Direktor, ein zu Grunde gegangenes Genie, hat die Führung eines Theſpiskarrens übernommen, weil er als „ausübender Künſtler“ ſelbſt nirgends eine Anſtellung gefunden, und ein feindliches Geſchick ihm nur den Ausweg zwiſchen Direktionsführung und Hungertod offen gelaſſen. Die Geſellſchaft kommt acht Tage vor der Eröffnung des Kunſttempels zuſammen, erſtens der nöthigen Proben wegen, zweitens und hauptſächlich, weil man an dem Orte des künftigen Wirkens doch wenigſtens bis zum Tage der erſten Vorſtellung für Obdach und Leibesnahrung Kredit zu finden hofft.

Der große Augenblick naht heran, der Reiz der Neuheit hat das Haus mit Schaulustigen überfüllt, die jungen Lieutenants der Garnison treiben sich vor Anfang der Ouvertüre auf den Brettern herum und versichern „auf Seele“, daß die erste Liebhaberin ein süperbes Mädchen sei. Die Künstler und deren Verstand haben mit den Fingern ein Loch in die Vordergardine gebohrt, und ergötzen sich an dem seltenen Anblick des zahlreichen Publikums. Die Vorstellung ist beendet — über das Wie? laßt mich mitleidig einen dichten Schleier ziehen — die volle Kasse wird getheilt — denn die Gesellschaft spielt republikanisch auf Theilung der täglichen Einkünfte — und man jubelt über das Glück, einen so guten Winterort gefunden zu haben. — Schon der folgende Abend liefert den Beweis, wie sanguinisch die Hoffnungen auf den Kunstsinn der Kleinstädter gestellt waren. Die Räume des Hauses sind sehr mittelmäßig besetzt, und bei der nächsten Vorstellung schon schauderhaft leer. — Der Sonntag allein erweist sich als probehaltig, die Einnahme desselben wird aber von den Tageskosten verschlungen, die im Laufe der Woche in Rest bleiben mußten, und von den darauf lauernden Gläubigern, als da sind: Zetteldrucker, Lichtzieher ꝛc., mit unerbittlicher Strenge requirirt. — Bleibt da für den Mann noch ein Gulden übrig, so ist dies ein fröhlicher glücklicher Tag. So leben dann sämmtliche Mitglieder im strengsten Sinne des Wortes so

lange vom Schuldenmachen, bis mit dem Kredit die ganze Theaterwirthschaft zu Ende geht, und die Kunstjünger, gewöhnlich um die Neujahrszeit, ein unfreiwilliges Wanderleben beginnen, welches sich meistens bis zum nächsten Herbst hinaus verlängert. Mit Deklamatorien in den Wirthshäusern oder dem Vortrage einiger Lieder zur Guitarre fristen die meisten auf bejammernswerthe Weise ihr trauriges Dasein. — Man glaube nicht, daß ich übertreibe. Ich selbst habe das erste halbe Jahr meiner theatralischen Laufbahn in dem kleinen Städtchen Krems bei einer solchen Bande zugebracht, die unter der Direktion eines gewissen Biber ihr Wesen trieb, welcher ein nur zu getreues Original zu dem oben gezeichneten Bilde abgab.

Niemand kann sich im gewöhnlichen Leben eine Idee davon machen, wie viel Leichtsinn, wie viel Menschenelend, wie viel Liederlichkeit und Gutmüthigkeit sich bei einer solchen Truppe im grellsten Contraste zusammengedrängt finden. Und es ist nicht immer Arbeitsscheu und Talentlosigkeit, die hier eine letzte Zuflucht sucht; oft verirrt sich auch das Genie in eine solche Kunstspelunke, um im Strudel des wüsten Treibens zu versinken, und in dem Sumpfe der Gemeinheit rettungslos unterzugehen. Es gehört eine starke, mächtige Willenskraft dazu, um sich aufzuraffen aus der unvermeidlichen Apathie, bei solch elendem Dasein, um in der allgemeinen Verachtung, welche

diese Künstler-Paria's trifft, nicht das eigne Selbstbewußtsein zu verlieren. - Ich habe gerade Jene, welche einige Spuren von Talent zeigten, mit dumpfer Fühllosigkeit sich der ärgsten Liederlichkeit in die Arme stürzen sehen. Der Trunk ist für sie der Tröster, welcher sie betäubt und zur Vergessenheit ihres fluchbeladenen Geschickes führt. —

Den Aermsten dieser Armen lernte ich in der oben erwähnten Frist kennen, und da er mir seit jener Zeit nie mehr vor die Augen gekommen, da ich auch seit Langem vergebens nach seinem Namen geforscht habe, so glaube ich mit Beruhigung, daß ihn der Tod bereits mitleidig seinem Leiden enthoben.

In dem kleinen ungarischen Städtchen Stein am Anger war eine Bande dramatischer Zigeuner angekommen, und gab in dem Saale des Wirthshauses die Darstellung einer Ritterkomödie — wenn ich nicht irre, von Ziegler, zum Besten. Ein Herr Freutz, vom Theater zu Kemern, debütirte in der Hauptrolle nicht zur Zufriedenheit des, durch außerordentliche Kunstgenüsse eben nicht verwöhnten Theaterpublikums von Stein am Anger. Man fand sein Organ widerlich, dazu stieß er mit der Zunge an — was für einen ersten Helden und Liebhaber allerdings störend ist — kurz er hatte nebst seiner eigenen, auch die Stimmen sämmtlicher Kunstkenner gegen sich. Einer deste beifälligeren Aufnahme erfreute sich der Intriguant der Gesellschaft,

der in der Rolle eines Mohamedaners gräuliche Fratzen schnitt und den Jubel der Menge hervorrief. Jetzt kam die Scene, wo sich die beiden Feinde zum Kampfe auf Leben und Tod rüsten. Der Requisiteur hatte zwei Galanteriedegen gebracht, welche die Stelle der mangelnden Schwerter ersetzen mußten. Der Kreuzritter stellt sich dem Ungläubigen kampfgerecht gegenüber, beide fechten mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß die Funken davon stoben. Jetzt fällt das Stichwort, wo der Held den Bösewicht zum Lohn seiner Thaten zur Hölle fördern soll. Ein rascher Ausfall — da stößt der Türke einen grauenvoll markerschütternden Schrei aus, und stürzt mit dem, für seinen dargestellten Charakter allerdings sonderbaren Ausruf: Jeius, Maria, Joseph! wimmernd zu Boden. Das Publikum jubelt, eine solche Wahrheit der Spieler war in Stein am Anger noch nicht erhört worden. Der Gefallene wälzt sich unter dem donnernden Applaus der Zuschauer in convulsivischen Krümmungen heulend am Boden und verhaucht seinen Geist, während der Sieger, wie zur Bildsäule erstarrt, den bewaffneten Arm maschinenmäßig vor sich ausgestreckt hält und mit schreckenbleichem Antlitz und verglasten Augen sein Opfer betrachtet. Der Vorhang fällt.

Der Enthusiasmus der Anwesenden ruft die Künstler unter Beifallsdonner hervor. Niemand ahnt, daß sich hier Schein und Wahrheit auf die grauenvollste

Weise vermählt hatten. Unter dem Sturm der Anerkennung war der unglückliche Intriguant in Wirklichkeit und im strengsten Sinne des Wortes in seinem Berufe gestorben, der arme Frentz hatte ihm die Degenspitze durch die Nase gestoßen und das Gehirn verletzt; — was das Publikum für vollendete Kunstleistung hinnahm — war in der That der qualvolle Todeskampf des Verscheidenden gewesen.

Von dem furchtbaren Schreck, der bei der Nachricht des wahren Vorganges Alles durchzuckte, kann sich Niemand einen Begriff machen. Der Getödtete war seit Kurzem Wittwer geworden, und der einzige Ernährer von fünf Kindern, von denen das älteste acht Jahre und das kleinste sieben Monate zählte.

Ein rührendes Jammerbild stand der arme Frentz an der Leiche seines Kameraden, heiße Thränen rollten über die geschminkten Wangen herab, und die zitternden Lippen wiederholten nur unaufhörlich die Worte: „Es ist nicht möglich! Es kann nicht sein!“

Natürlich konnte die Vorstellung nicht zu Ende gespielt werden, und auch die folgenden mußten unterbleiben, denn der gewalthabende Stadthauptmann war so grausam, der Truppe das fernere Auftreten in Stein am Anger zu untersagen, und so die ganze Gesellschaft für die schwer gestrafte Unvorsichtigkeit des einen Mitgliedes büßen zu lassen. Mit großer Mühe erwirkte man noch die Erlaubniß zu einer Benefiz-Vorstellung

für die ſchutzloſen Waiſen des getödteten Schauſpielers, nach welcher ſich die armen Jünger des Thespis in alle Winde zerſtreuten.

Sechs Monate ſind vergangen. Wir finden den unglücklichen Frentz in dem kleinen ungariſchen Badeorte Trentſchin. In ſeinem ſonſt ſo ſtillen Städchen ſieht es gar bunt und ſeltſam aus. In wüdem Tumulte lärmen einige Knaben, von denen der älteſte ein ſchreiendes Wickelkind zu beſänftigen ſucht, während Frentz ſich ſo eifrig mit Rollenſchreiben beſchäftigt, daß ihm der Schweiß über das bleiche, abgehärmte Antlitz herabläuft. Er hat alle fünf Sprößlinge ſeines Orkers an Kindesſtatt angenommen, er, der wandernde Komödiant, arm und talentlos, hatte die ſchwere Sorge der Erhaltung derjenigen auf ſich genommen, denen er ohne ſein Verſchulden den Vater geraubt. Von Ort zu Ort ſchleppte er die freiwillig übernommene Laſt, mit der angeſtrengteſten Mühe übernahm er mit haſtiger Gierde jeden Nebenerwerb, Tag und Nacht ſich abängſtigend und quälend, um den Bedarf für dieſe herbeizuſchaffen. — Mit engelgleicher Geduld ertrug er alle Launen der ungezogenen Rangen, der Aufforderung zur Beſtrafung derſelben, immer nur die mit einem tiefen Seufzer begleiteten Worte entgegenſetzend: „Laſſet die Kinder gewähren, die ich um den Vater gebracht!“ — Nach jahrelanger Wanderung nahm ihn, wie ich ſpäter erfuhr, der mitleidige Direktor Friſch

in Jaffy auf, und gab ihm, da er ihn als Schauspieler nicht beschäftigen konnte, eine Anstellung als Inspicient.

Später habe ich nie wieder etwas von ihm gehört, da mich mein Berufsweg dem Norden zuführte: allein unter den vielen achtungswerthen Kunstgenossen, mit denen ich auf meinen Kreuz- und Querzügen zusammentraf, ist mir der arme Frentz doch der achtungs- und bedauerungswürdigste geblieben, und ich kenne kein Märtyrerthum, welches ich mit dem seinigen vergleichen könnte. Noch immer sehe ich den armen Selbstquäler am Schreibtische sitzen, die durchwachte Nacht steht leierlich auf seinem abgegrauten Antlitz, in den geröthteten Augenlidern, die grauschwarzen Haare hängen glatt an den feuchten Wangen herab; die zitternde Hand fliegt mit rascher Eile über das Papier und hält nur von Zeit zu Zeit inne, um ein Glas Wasser an die trockenen Lippen zu führen. In einem kleinen Stengelglase hat er Tinte vor sich stehen. Jetzt ist ein vollgeschriebener Bogen zur Seite gelegt, da stößt einer der jubelnden Knaben mit einem raschen Ruck an den Tisch, das Tintenfaß fällt um, und der Inhalt verdirbt die Frucht stundenlangen Fleißes. Frentz, der schon vorher mit scheuer Stimme die Kinder um Ruhe gebeten, fährt erschrocken in die Höhe, doch nur eine Sekunde lang dauert die Erregung, leise bewegen sich die bleichen Lippen zu einigen unverständlichen Wor-

ten, und geduldig beginnt er das saure Tagewerk wieder von Neuem.

Ich war einst so glücklich, durch die Mitwirkung in einem für ihn veranstalteten Benefize, in einem kleinen ungarischen Städtchen, dem Aermsten der Armen einen kleinen Vortheil zukommen zu lassen; ein sehr berühmter Schauspieler, der damals in Preßburg gastirte, und dem ich die eben erzählte Geschichte mittheilte, um ihn zur künstlerischen Unterstützung bei dieser Vorstellung zu bewegen, schlug mir diese Bitte rund ab. — Lies't er diese Zeilen — und er wird sie gewiß lesen — so möge er sich im Stillen schämen, und vor seine Seele, möge das Bild treten, welches ich in diesen Blättern gezeichnet — das Bild „des wandernden Komödianten!"

Aus vergangenen Zeiten.

Unsere jungen Schauspieler können sich keine Idee davon machen, mit welch' unsäglichen Hindernissen die frühere Künstler-Generation zu kämpfen, welche Schwierigkeiten sie zu überwinden, welche Entbehrungen sie zu tragen hatte, um in den ersehnten Hafen eines guten und sicheren Engagements einzulaufen. Selbst sehr bedeutende Talente mußten die ganze Stufen-

leiter, vom Meerschweinchen zur Schmiere, von dieser zur Wanderbühne, bis zum Provinzialtheater, Jahrelang durchlaufen, bis sich ihnen die Pforten einer bedeutenden Kunst-Anstalt öffneten. Ausgestoßen und gemieden von dem besseren Theil der Gesellschaft, am Allernöthigsten Mangel leidend, denn nur sehr wenig Direktoren zahlten die versprochene winzige Gage, ohne alle Mittel zu einem Versuche der Verbesserung ihrer Existenz, da die Kosten der kleinsten Reise dem armen Kunstjünger fast unerschwinglich blieben, ging manches schöne Talent unter in der Misère, starb oder verkümmerte nach vieljährigem Ringen, oft in der nächsten Nähe eines großen Theaters, welches aus der ihm unbekannt gebliebenen Begabung des Untergegangenen die reichsten Früchte hätte ziehen können.

Wie ganz anders heute! Große und reich dotirte Hofbühnen öffnen selbst dem halb talentirten Anfänger, besonders dem Sänger, ihre goldenen Pforten; von selbst bricht sich ein auftauchendes Talent durch die Leichtigkeit der Communicationsmittel in kürzester Zeit Bahn; sein Ruf wächst, durch die im Allgemeinen wohlwollenden Stimmen der mächtigen Journalistik getragen, in kürzester Frist lawinenartig, Gagen und Spielhonorare sind seit zwanzig Jahren um das Zehnfache gestiegen, und in kürzester Zeit sieht sich der bedeutende Künstler am gesicherten Ziele, während durch die Perseverantia, Louis Schneider's segensreiche

Schöpfung, selbst der soliden Mittelmäßigkeit die Mittel geboten sind, sorglos in die Zukunft zu sehen.*) Heut zu Tage verkümmert kein Talent mehr, bleibt keines mehr unbekannt.

War aber die Existenz der Schauspieler kleiner Bühnen vor ungefähr zwanzig Jahren schon an und für sich mühevoll und sorgenschwer, so reicht doch keine Phantasie hinein, sich dieselbe in kleinen ungarischen Städten, z. B. Raab, Steinamanger, Oedenburg**) ꝛc. zu denken, wenn ab und zu Thespis dort seinen Karren aufschlug. Selbst die Gesellschaften großer Städte,

---

*) Dieses segens- und zukunftsreiche Institut ist leider seitdem der Indolenz und Undankbarkeit der Theaterleute erlegen. Von dem genialen Hofrath Louis Schneider mit aller Energie und nach Ueberwindung zahlloser Hindernisse in's Leben gerufen, haben er, Herr Generalintendant von Hülsen, und andere tüchtige und ehrenwerthe Männer durch eine Reihe von Jahren in uneigennützigster Weise vergebens rastlose Arbeit und ein namhaftes Baarcapital geopfert. Dem Geschrei eines halbverrückten Schwindlers glaubten die Schauspieler mehr, als den Versicherungen des, aus den geachtetsten Personen aller Stände zusammengesetzten Comités, welches endlich, empört über so viel Undank, den Entschluß faßte, die Anstalt aufzulösen, und die Gelder, die sich indeß im Interesse der Theilhaber lawinenartig vermehrt hatten, an diese zu vertheilen. So ging dem Theaterschifflein ein Anker verloren, an welchem sein und seiner Nachkommen Geschick sicher geborgen gewesen wäre! Gott besser's! — D. B.

**) In einem ungarischen Comitatsstädtchen wurde der massive, auf vier Säulen ruhende Galgen jedes Mal zur Schaubühne umgewandelt, wenn eine wandernde Theatergesellschaft den Ort heimsuchte.

wie z. B. Agram, wo es bis zur Stunde noch nicht viel beſſer geworden ſein ſoll, mußten, am Hungertuche nagend, ſich oft mit ſo vielen Groſchen ihrer Gage begnügen, als ihnen Gulden verſprochen waren. Das Theater ſtand in den kleineren Städten Ungarns vollſtändig unter der executiven Polizei, und war den willkürlichen Launen eines aufgeblaſenen Tyrannen, unterworfen, der Stuhlrichter, Comitatsrichter oder dergleichen hieß, und deſſen zweite Drohung in Fällen, die ihm mißliebig waren, ſtets die Anwendung der Prügelſtrafe war. Sehr häufig blieb es nicht bei der Drohung.

In einem ſolchen Comitatsſtädtchen war ein ſehr drolliger Kauz, ſeines Zeichens Komiker, engagirt, der auf den Namen Mick hörte und beim Publikum im Genre der niedrig burlesken Rollen ſehr beliebt war.

Da kam die „Ahnfrau von Grillparzer“ an's Lampenlicht und erregte an allen Theatern maßloſes Aufſehen. Mein guter Direktor gab einem in Wien lebenden Agenten den Auftrag, ihm das Stück ſtehlen zu laſſen, ein Auftrag, der ſofort effectuirt wurde. Die Theater-Agenten lebten damals hauptſächlich vom Manuſcripten-Diebſtahl, den ſie in Compagnie mit den Souffleuren großer Bühnen ſo ſyſtematiſch betrieben, daß es einem armen Schriftſteller nie einfiel, von einer nicht ſtabilen, wenn auch noch ſo bedeutenden Bühne, irgend ein Honorar zu fordern. Ein gewiſſer B . . . . . l hatte in Wien ein großes Abſchreibe-

Comtoir für dieſes Geſchäft eingerichtet, und beſchäftigte zehn bis zwölf Perſonen ganz offenkundig damit. Aeltere Wiener Schauſpieler werden ſich wohl noch an dieſes naſenloſe Original erinnern. Jeder Direktor, der ein Mitglied brauchte, mußte zehn Gulden Vorſchuß einſenden, von dieſen rechnete V. acht Gulden für ſeine Bemühung ab und überließ dem Kunſtjünger die Sorge, mit zwei Gulden in der Taſche an Ort und Stelle zu kommen. Einer unſerer erſten Theater-Agenten, jetzt Beſitzer eines großen Landgutes, bewohnte damals ein kleines Kämmerchen und verkaufte alle neu erſchienenen Schauſpiele — Töpfer war zu jener Zeit der Held des Repertoirs — das Manuſcript „Stück für Stück" um drei bis fünf Gulden! Später erhob der Mann ein gewaltiges Geſchrei, wenn ein armer kleiner Direktor ein von ihm „erworbenes Stück" auf „unreellem Wege" erlangt und aufgeführt hatte! — Andere Zeiten!

Nach dieſer Abſchweifung komme ich zu meiner Schilderung zurück. — Alſo mein guter Fenzl, ſo hieß der Direktor! hatte ſich die „Ahnfrau" auf dieſem, damals ſehr gewöhnlichen Wege gekauft und theilte dem Komiker Mick, dem beliebteſten Mitgliede ſeiner Truppe, die Rolle des Jaromir zu. Dieſer weigerte ſich entſchieden, die ſeiner Individualität ſo fern liegende Parthie zu übernehmen, und erklärte, lieber abzugehen, als ſich auslachen zu laſſen.

Herr Directer Fenzl begab ſich zum Comitatsrichter und brachte Klage wegen Widerſpenſtigkeit ſeines Untergebenen vor. Auf kurzem Wege wurde Mick vor das unumſchränkte Oberhaupt der Stadt, öffentlich durch den Polizeidiener (Heiducken), gebracht, und es entſpann ſich zwiſchen Beiden folgende originelle Debatte:

Richter: Dein Meiſter hat Dir Jaromir zu ſpielen gegeben, warum willſt Du nicht ſpielen Jaromir?

Mick: Entſchuldigen Sie, Hochwohlgeborner Herr Comitatsrichter, die Rolle liegt nicht in meinem Fach, ich bin Komiker und Jaromir iſt eine Heldenrolle.

Richter: Das iſt Alles eins, wenn Dir Dein Meiſter befiehlt, zu ſpielen Jaromir, ſo wirſt Du ſpielen Jaromir.

Mick: Das werde ich nicht thun.

Richter: Du wirſt ſpielen —

Mick: Nein, ich thue es nicht, eher —

Richter: Du thuſt nicht? Nicht? (Trotzige Verneinung Micks.) (Richter, ſehr phlegmatiſch rufend:) Iſtvan! — (klingelt, der Heiduck erſcheint). Laß Bank heraustragen und gieb dem Delinquenten da zehn Steckrügel auf —

Mick (lebhaft einfallend): Ich werde ſpielen. —

Richter (ruhig): Hab' ich ſchon lange gewußt.

Mick: Ich werde ſpielen, weil ich muß, allein ich werde die Rolle ſehr ſchlecht ſpielen, denn als Komiker —

Richter: Du wirſt ſehr gut ſpielen, denn wenn Du wirſt ſchlecht ſpielen, ſo bekommſt Du nach dem Theater ſtatt zehn, fünfundzwanzig auf —

Mick (mit einem tiefen Seufzer): Ich werde ſehr gut ſpielen.

Richter: Bene! Jetzt kannſt Du gehen!

Kurz nach der verhängnißvollen Aufführung der „Ahnfrau" war mein Mick verſchwunden, und blieb Jahrelang verſchollen. Während dieſer Zeit hatte ſich in der Theaterwelt das dunkle Gerücht verbreitet, daß Mick in Steinamanger mit einer Diebesbande ergriffen und aufgehängt worden ſei. Dies Gerücht gewann, wie geſagt, einigen Boden durch die bis in's kleinſte Detail traditionell circulirenden Nebenumſtände und durch das vieljährige gänzliche Verſchwinden des Mick.

Während dieſer Friſt hatte ſich aber dieſer, dem durch die Handlungsweiſe des ungariſchen Caligula das Theater verleidet worden war, bis nach Holland durchgeſchlagen und Jahre lang als Silhoueteur ſein Daſein gefriſtet. Bei ſeiner Rückkehr nach Oeſterreich erließ er in der Wiener Theaterzeitung folgende originelle Erklärung:

„Nach langer Abweſenheit in Holland erfahre ich zu meinem Erſtaunen, daß ich vor vielen Jahren in Stein am Anger aufgehängt worden ſei. Dem Vernehmen nach ſoll ich Raubmörder geweſen ſein und beim Hängen fürchterliche Geſichter geſchnitten haben.

Ich halte es für meine Pflicht, anzuzeigen, daß ich mich nie in ſo abhängiger Lage befunden habe, ſondern in nächſter Zeit am Theater in Raab wieder als Schauſpieler auftreten werde.

Mick, Komiker."

Ich komme vielleicht bei einer andern Gelegenheit auf dies merkwürdige Subjekt zurück, und erwähne zum Schluß nur noch eines Falles, der den Beweis liefert, daß die Willkürherrſchaft der Ungariſchen Richter für den Betreffenden nicht immer von ſo ſchlimmen Folgen begleitet war, wenn man derſelben feſt entgegentrat.

Schreiber dieſes war vor zwanzig Jahren in A...m mit einem gewiſſen Leßner engagirt, einem jungen gebildeten Mann voll Talent, der leider auch durch die Ungunſt der Verhältniſſe verſchollen iſt, wenigſtens kam mir nach unſerer Trennung weder ſeine Perſon noch ſein Name vor Augen. Neben der getreulichen Erfüllung ſeiner Berufspflicht blieb ihm, da die Woche nur drei Mal geſpielt wurde, noch Friſt genug, ſeiner Hauptleidenſchaft, der Jagd, zu fröhnen, die damals in Ungarn frei war. Im Beſitz eines prachtvollen Gewehres, zu welchem er ſich die Kaufſumme kreuzerweiſe vom Munde abgedarbt hatte, theilte er ſeinen letzten Biſſen mit einem ſchönen, von ihm erzogenen Jagdhunde. Seine Geſchicklichkeit im Treffen hatte

eine Art von Berühmtheit erlangt und lieferte ihm einen größeren Verdienſt, als das Comödieſpielen. Da traf es ſich, daß der junge bildhübſche Mann bei einer Collegin auf einem Revier jagte, welches der Ortstyrann gern ausſchließlich für ſich gepachtet hätte; kurz, er ließ meinen Leßner auf die Amtsſtube kommen und befahl ihm, Fräulein R. nicht mehr zu beſuchen. Als ihm B. in artiger, aber gemeſſener Form entgegnete, dahin reiche ſeine Richterbefugniß nicht, ſo drohte ihm der Stadtvorſtand unter den fürchterlichſten Flüchen, wenn er Leßner noch einmal bei dem jungen Mädchen träfe, ſo würde er ihn auf's Comitatshaus bringen, auf die Bank legen und die beliebten fünfundzwanzig aufhauen laſſen.

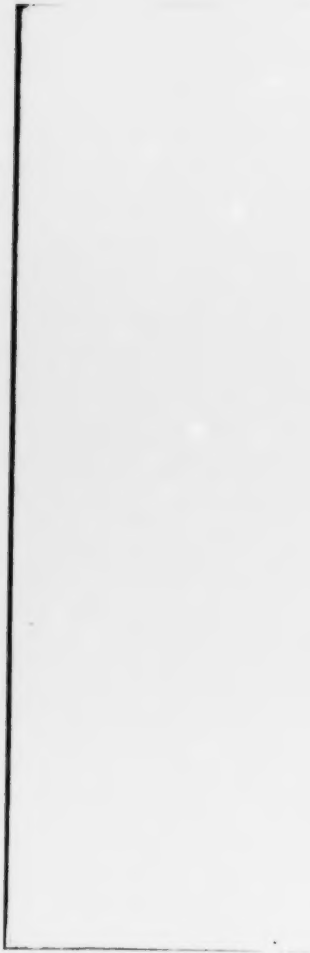
Leßner trat ſehr ernſt einen Schritt vor und entgegnete: „Sie können mich allerdings ſchlagen laſſen, das weiß ich, denn Sie haben die Gewalt in Händen. Allein Sie wiſſen, ich bin ein guter Schütze, und ein guter Katholik bin ich auch, und (hier trat Leßner zu dem auf dem Amtstiſch ſtehenden Cruzifix und legte zwei Finger auf daſſelbe) hier ſchwöre ich Ihnen, wenn Sie mich heute prügeln laſſen, ſo ſchieße ich Sie morgen nieder, wie einen Hund!"

Indem er den feſten Blick auf den verblüfften Richter heftete, nahm Leßner ſeinen Hut und entfernte ſich.

Obwohl er seine junge Collegin nach wie vor besuchte, so fiel es dem Gewaltigen nie mehr ein, ihm ins Gehege zu gehen. Auch hat er ihn nie prügeln lassen. Kam die Rede auf Leßner, so erklärte der Richter: „Das ist ein grober Kerl, ich werde froh sein, wenn die Comödianten fort sind!“

II.

Aus meinen Erinnerungen.



Berühmte Menſchen.

„Wer iſt da?“ rief mein Reiſegefährte Honeck*) (Coben) verdrießlich in die raucherfüllte Stube hinaus, die in der Faubourg Poiſſonnière inmitten unſerer beiden Schlafzimmer lag. „Wer iſt da?“ wiederholte er, als nicht gleich Antwort kam.

„Heinrich Heine,“ tönte es zurück.

Was ein berühmter Name für Wirkung hervorbringt! Mit einem Sprunge waren wir Beide aus dem Bette auf die kalten Steinfließen geſprungen, im Nu in die Morgenkleider geſchlüpft, um den verehrten Gaſt, an den wir Tags vorher unſere Empfehlungsbriefe abgegeben hatten, nicht warten zu laſſen. Damals hatte Heine noch keine Ahnung von den namenloſen Leiden, von welchen er ſpäter heimgeſucht wurde, nur ein heftiger nervöſer Augenſchmerz, von dem die entzündeten Deckel und Ränder Zeugniß ablegten, wollte, wie er ſagte, nicht wanken und nicht weichen. Ein eben von ihm erſchienenes größeres Portrait von Pucht, welches er mir zum Andenken mitgab, gab ſeine

*) Vor mehreren Jahren leider in Hannover im Wahnſinn geſtorben.

ausdrucksvollen Züge zum Sprechen ähnlich wieder und ziert noch jetzt mein Arbeitszimmer, nachdem es mich auf allen Kreuz- und Querzügen meines wechselvollen Wanderlebens begleitet hatte. Wir gaben uns ein Rendez-vous in der Gallerie Orleans im Palais Royal, wo wir ihn, da wir gestern das Malheur hatten, ihn nicht in seiner Wohnung zu treffen, nach Hause begleiten sollten. Dort wolle er uns „seine Mathilde“ (Heine's nachmalige Frau) vorstellen, wir sollten dann Alle zusammen in Rocher de Cancale diniren und Abends die damals neue Oper „die Hugenotten“ hören. Die Billets würde uns Heine schaffen, da die Erwerbung von solchen, ohne ganz besondere und außerordentliche Protection, bei dem Fanatismus und dem massenhaften Andrang, den die geniale Schöpfung Meyerbeer's hervorrief, zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Von den zahllosen kleinen Scherzen und witzigen Impromptus Heine's ist mir Weniges im Gedächtniß geblieben, weil ich in fieberhafter Unruhe und Spannung den Theaterabend kaum erwarten konnte. Ich äußerte dies gegen ihn. „Ja“, entgegnete er, „wir werden heute von 7 Uhr Abends bis 1 Uhr Morgens viel Vergnügen auszustehen haben.“ — „Wie?“ rief ich erstaunt, „das sagen Sie, der Sie jüngst die prächtige Kritik über die Hugenotten in die Augsburger Allgemeine Zeitung geschrieben haben?“ — „Ja, lieber Wallner,

ich hatte leicht eine gute Kritik schreiben, ich werde die Oper heute zum ersten Male hören."

Und so war es auch, Heine hatte sich aus den vorhandenen Urtheilen über das Meyerbeer'sche Werk sein eigenes geschaffen, und dieses mit allem Aufwand der nur ihm zu Gebote stehenden geistreichen Schilderungskraft veröffentlicht. Auf dem Wege nach dem Theater erzählte der Schalk, daß er Spontini heute recht ärgern wolle, weil er mit Meyerbeer viel zu sprechen gedenke.

Im Jahre 1846 traf ich ihn wieder, aber schon leidend, verstimmt und ängstlich, obgleich noch lange keine Aussicht zu ernstlicher Befürchtung da war. Ich hatte ihm und einer Baronin von Santeuwel Briefe von Freiligrath mitgebracht, und an letzterer eine ebenso liebenswürdige, als geistreiche Dame kennen gelernt, die sich ungemein warm für den verbannten, damals in Brüssel lebenden Freiligrath interessirte. Ihren Wunsch, einen Abend in der Gesellschaft, in welcher sie jeden Mittwoch die bedeutendsten Menschen bei sich versammelte, zuzubringen, lehnte ich dankend ab, da ich Paris als Fachstudium besucht hatte und keinen Abend versäumen wollte, ohne in irgend ein, manchmal auch in zwei oder drei Theater zu gehen. „Da die Theater hier monatelang dieselben Stücke geben," meinte meine gefällige Gönnerin, „so wird sich schon während Ihres Hierseins noch ein Abend finden, wo Ihnen sämmtliche

Bühnen nichts Beſonderes bieten, dann laſſen Sie es mich 24 Stunden vorher wiſſen, und Sie ſollen am Abend bei mir etwas finden, was Sie in ganz Paris vergebens ſuchen würden.“ Die Neugierde, was dies wohl ſein könne, beſtimmte mich, von der freundlichen Einladung Gebrauch zu machen und der Dame einen Abend zu nennen, an welchem ich bei ihr erſcheinen würde. Bei meinem Eintritt in den eleganten Salon, in dem bereits eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt war, trat ſie mir, der ich mich ſelbſt immer über meine Geiſtesabweſenheit mit Meidinger luſtig machte, mit den ſcherzhaften Worten entgegen: „Heute können Sie ſich einmal ungenirt gehen laſſen; reden Sie, wie Ihnen der Schnabel wuchs; Sie finden heute in meinem Hauſe nur Deutſche, keinen einzigen Franzoſen.“ Welch' eine Menge damals im Exil lebender Landsleute: Heine, Ruge, Herwegh, Börnſtein ꝛc.! Letzterer gab damals ein, ſpäter unterdrücktes, Journal „Vorwärts“ heraus, in welchem unter dem Namen H. Heine eben ein kleines Gedicht erſchienen war, von dem er die Vaterſchaft aber entſchieden ableugnete; und in der That ſcheinen die beiden Verſe „Pein“ und „Bein“ ſich ſchlecht mit der eleganten Schreibweiſe des berühmten Verfaſſers des „Buchs der Lieder“ vereinigen zu wollen. Das Gedichtchen machte damals viel Glück, ich weiß nicht, ob es ſpäter bekannt und nachgedruckt wurde.

Es hieß Selbſt-Ironie:

Den Gärtner ernährt ſein Spaten,
Den Bettler ſein lahmes Bein,
Den Wechsler ſeine Ducaten
Mich meine Liebespein! —

Drum bin ich Dir verbunden,
Du Mädchen, für Dein treulos Herz;
Viel Geld hab ich gefunden
In meinem Liebesſchmerz.

Ich ſchrieb bei nächtlicher Lampe
Den Jammer, der mich traf,
Er iſt bei Hoffmann und Campe
Erſchienen in klein Oktav.

„Vorwärts“ wurde von der Pariſer Polizei verboten, die Hauptmitarbeiter von derſelben ausgemaßregelt, zerſtreuten ſich in alle Winde. Börnſtein ging nach Amerika, wo er eine ganz ſeltſame Carrière durchmachte. In Paris konnte man ſich keinen beſſeren Führer als ihn denken, er kannte Alles, wußte Alles, correſpondirte mit allen deutſchen Zeitungen, überſetzte alle franzöſiſchen Stücke, die in Paris irgend Glück machten, beſorgte Hunderte von Commiſſionen, und fand bei ſeiner raſtloſen Thätigkeit doch noch immer Zeit, dem Fremden in ſeinem gaſtfreundlichen Hauſe, im Kreiſe ſeiner liebenswürdigen Familie einige heitere Stunden zu widmen. Was hat der Mann in Amerika Alles unternommen und mit Glück durchgeführt! Redacteur des großen in St. Louis erſcheinenden Journals „Der Anzeiger des Weſtens,“ Buch-

druckerei- und Theater-Besitzer, Bierbrauer, Theater-Direktor, Schauspieler war er zu gleicher Zeit, beim Ausbruche des Krieges trat er als Stabsoffizier und Adjutant in die Armee ein, und jetzt bekleidet er den lohnenden und ehrenvollen Vertrauensposten eines amerikanischen Consuls in Bremen. Während der Zeit leitet der ältere tüchtige Sohn Börnstein's die vielfachen Geschäfte seines Vaters jenseits des Oceans, während der zweite ihm als Viceconsul nach Europa gefolgt ist. —

Freiligrath fühlte sich damals in Brüssel nichts weniger als behaglich. Trotzdem, daß ihm seine liebenswürdige, prächtige Frau mit den Kindern in die Verbannung gefolgt war, lag ihm doch die Sehnsucht nach Deutschland in jedem Pulsschlag, in jedem Zucken der Nerven. Außer seiner Familie hatte er fast keinen Umgang, als mit Karl Heinzen, dessen hervorstechende Eigenschaft eben nicht in persönlicher Liebenswürdigkeit besteht. Einen Lichtpunkt in dem damaligen Leben Freiligrath's bildete folgendes Ereigniß: Der Dichter, welcher schon im Jahre 1832 in einer Menge reizender Schöpfungen: „Amphitrite," „Meerfabel" ꝛc. den Ocean und das Schiffstreiben so prächtig schilderte, hatte doch, außer im Elbhafen in Hamburg, weder Eines noch das Andere je gesehen. Ein Ausflug nach einer der nahen Seestädte, ich glaube nach Amsterdam, sollte ihm Gelegenheit geben, das, was er „mit seines

Geiſtes Augen" ſo oft geſehen, auch in Wirklichkeit kennen zu lernen. Der Adler, ein prachtvoller, nach Canton beſtimmter, neuer Dreimaſter, lag vor Anker, und gern wurde Freiligrath und dem ihn begleitenden Freunde die Erlaubniß ertheilt, das Schiff zu beſehen. Der Oberbootsmann, ein wettergebräunter alter Seemann, machte den Führer. An der Capitains-Cajüte entſchuldigte er ſich, die fremden Herren nicht in dieſe Räume einführen zu können, da der Capitain eben Gäſte bei ſich bewirthe. Geſprächsweiſe wurde noch erwähnt, daß derſelbe ſchon zwei Mal die Reiſe um die Welt gemacht habe. In dem Augenblick öffnet ſich die Thüre, und man erblickt eine fröhliche Geſellſchaft von eleganten Herren und Damen, die eben im Begriff iſt, ein nichts weniger als frugales Diner zu beenden, wie eine reichliche Anzahl leerer Fläſchchen zur Genüge bekundet. Der blonde Dichter entſchuldigt ſich, ſeiner Neugierde, das prachtvolle Schiff zu bewundern, ohne Erlaubniß des Capitains gefolgt zu ſein. Dieſer, ein vollendeter Weltmann, nöthigt die Herren, in ſeine Gemächer einzutreten, zeigt ihnen ſeine elegante Waffenkammer, ſein Arbeitszimmer, Alles auf's Netteſte und Comfortabelſte eingerichtet. Letzteres ziert auch eine kleine, aber ſehr gewählte Bücherſammlung, in welcher die Prachtausgabe von Freiligrath's Poeſien obenan ſteht.

„Freut es Dich nicht, daß Deine Gedichte jetzt die

Reiſe nach Canton mitmachen?“ frug der Begleiter Freiligrath's ſeinen Freund.

„Wie ſo?“ wirft der Capitain dazwiſchen.

„Der Herr iſt Freiligrath.“

„Freiligrath? Der Dichter Freiligrath?“ ruft der Seemann ſtürmiſch aus.

Auf die Bejahung der Frage ſtürzt er zum Sprachrohr:

„Flaggen auf! Alle Mann an Bord! Champagner herauf! — Gott ſegne Sie, Sie haben mir manchen beißen Tag auf dem weiten Ocean verkürzt, manche frohe, begeiſterte Stunde geſchaffen!“ Er drückte den erſchütterten Dichter bewegt an die Bruſt, und die Gläſer mit dem inzwiſchen angekommenen ſchäumenden Rebenſaft füllend, ſpricht er mit weicher Stimme: „Meine Herren und Damen, Sie auf dem Feſtlande haben keine Ahnung, welch' treuer Begleiter der wahre deutſche Dichter dem einſamen Seefahrer in fernen Welttheilen iſt, was dieſer ihm zu danken hat! Ein Zufall, den ich ſegne, bringt der beſten einen an meinen Tiſch! Meine Herren und Damen, ich nehme das als eine frohe Vorbedeutung für meine morgige Reiſe an! Erheben Sie die Gläſer, der Dichter Freiligrath, er lebe hoch!“

Lautlos, nur durch eine mühſam zurückgedrängte Freudenthräne kennte der arme Dichter, der in dieſem Augenblick mit keinem Fürſten der Erde getauſcht

hätte, den ſtürmiſchen Jubelruf der Anweſenden erwidern.

Bei ſeiner Entfernung ſtanden ehrfurchtsvoll in zwei Reihen und in Feſtkleidern „Alle Mann an Bord," alle Flaggen waren aufgezogen, das Schiff lag im feſtlichen Schmucke da, als ob der König es mit ſeinem Beſuche beehrt hätte.

Das war der ſchönſte Tag im Leben eines deutſchen Dichters! —

Eine ganz andere Natur, als der durch und durch poetiſche Freiligrath, war der vollſtändig materielle Saphir. Seine Hauptforce beſtand darin, daß er irgend ein beliebiges Wort in allen Spielarten tanzen ließ, wie einen Kreiſel. Deshalb haben ſich verhältnißmäßig wenig ſeiner zahlloſen Witze erhalten, weil ſie der Augenblick, der ſie gebar, auch ſchon verſchlang. Ich unternahm einſt mit ihm, aus Gefälligkeit, eine Reiſe von Lemberg nach Brody, um ihn in ſeinen dortigen Akademien zu unterſtützen.

Brody iſt eine ſogenannte Freiſtadt, ein ſchmutziges Neſt, an der ruſſiſchen und zugleich äußerſten Grenze deutſcher Cultur, hat aber eine ſtarke Bevölkerung, die lebhaften Handel treibt und beſonders im Schmuggel ſtarke Geſchäfte macht. Unter den 22,000 Einwohnern befinden ſich 20,000 Juden, alle gekleidet in ihre langen talarartigen Nationalcoſtüme, die Männer von den Weibern faſt nur dadurch zu unterſchei-

den, daß letztere den Kopf mit zahlreichen Geldstücken verzieren, wodurch sie, nach Saphir's Behauptung, schlechtem Spargel glichen, an welchem auch der Kopf das einzige Genießbare wäre. Die Brodyer Juden sind, im Gegensatz zu ihren Stammesgenossen, tapfer, brechen manchmal auf kleinen polnischen Pferden, die Schmuggelwaare auf beiden Seiten vor sich herabhängend, weshalb sie „Päckler" heißen, in geschlossenen Colonnen über die Grenze, und liefern in den seltenen Fällen, wo Bestechung nicht ausreicht oder zu viel gefordert wird, den Grenzaufsehern vollständige kleine Bataillen.

Es macht auf den Fremden einen überaus komischen Eindruck, wenn er unter der Masse der mit langen schwarzen Locken verzierten und in dunkle Talare gehüllten Gestalten sich vergebens nach einem Menschen in deutscher Tracht umsieht. Am Morgen nach unserer Ankunft in Brody hörte ich unter meinem Fenster in den wohlbekannten Nasentönen Saphir's meinen Namen rufen. Ich erblickte auf der Straße Saphir, umgeben von einem zahllosen Schwarm polnischer Juden, die seine derzige Leibgarde bildeten, auf jedes Wort des berühmtesten „von ihre Leut'" lauerten, und den blühenden Unsinn, den er reichlich zum Besten gab, für baare Münze annahmen.

„Wallner, kommen Sie herab!"

„Was soll ich denn?" entgegnete ich verdrießlich.

„Wir wollen spazieren gehen, die Stadt ansehen."

„Was ist denn in dem schmutzigen Neste zu sehen?"

„Kommen Sie nur, ich habe noch eine prächtige Idee."

„Welche?"

„Wir wollen einen Christen suchen."

Am Vorabend vor seinem ersten Auftreten hatten sich die Honoratioren der Stadt in unserem Hôtel überaus zahlreich versammelt, vielleicht in der Hoffnung, einige unentgeltliche Witzbrocken des berühmten Mannes aufzuschnappen. Eine lange Tafel vereinigte Alles zum gemeinschaftlichen Abendessen, nach welchem starker Thee und Rum serrirt wurde. Als ich und Saxhir ein zweites Glas dieses hitzigen Getränkes ablehnten, meinte einer der Anwesenden, der am Tische präsidirte, daß wir jetzt in Rußland wären und uns den Landesgebräuchen fügen müßten. Es gäbe in Rußland Männer, die zehn, zwölf Gläser Tschai tränken, und dann ganz ruhig darauf schliefen.

„Was mögen die für Nerven haben!" erwiederte ich.

„Ah," sagte Saxhir, „die Russen haben keine Nerven, die haben 20,000 kleine Knutchen im Leibe."

Plötzlich erhob sich der Mann am Ende der Tafel und rief Saxhir zu: „Ich danke Ihnen, Herr Doktor, im Namen meiner Landsleute, ich bin der hiesige russische Consul."

„Da bedaure ich meine Aeußerung von ganzem Herzen," entgegnete Saphir mit dem größten Ernst, „wenn ich vorher gewußt hätte, daß Sie der russische Consul sind, so würde ich das, was ich eben gesagt, mir wahrscheinlich nur gedacht haben."

Die Vorlesung Saphirs in dem trotz der enormen Preise gedrängt vollen Saale gab ein Genrebild der sonderbarsten Art. Bei jedem schlagenden Witzwort erscholl statt des erwarteten Beifalls ein einstimmiges Zischen, so daß der verwöhnte Saphir endlich bei einer ähnlichen Aeußerung, die genau die Form des in Deutschland üblichen Mißfallensvotums hatte, inne hielt und frug, womit er sich den Unwillen des Publikums zugezogen, er sei in dem Falle lieber bereit, die Vorlesung zu schließen und das Geld zurückzustellen*), als sich mißhandeln zu lassen.

Wer stellt sich unser Erstaunen vor, als man ihn in Kenntniß setzt, daß diese Zischlaute der höchste Grad Brody'scher Ehrenbezeugungen seien und ungefähr so viel heißen sollen als:

„Scht — scht — welch' ein Mann!"

„Scht — scht — welch' ein Kopf!"

Der Beifallsausdruck des Klatschens war dort ganz unbekannt, und so begnügte sich Saphir mit der

*) Es würde ihm dies sehr schwer gefallen sein, der größte Theil der Einnahme befand sich bereits auf dem Wege nach Wien

reichen Rubel- und Ducatenernte und mit wohlwollendem Zischen.

Bei der wahrhaft orientalischen Gastfreundschaft, mit der Sarbirs Haus zahllosen Tischgenossen stets geöffnet war, ist seine fortwährende peinliche Geldverlegenheit leicht begreiflich. So gefürchtet er sich mit seiner spitzigen Feder machen konnte, so gutmüthig und gefällig war er im Leben, die Bezeichnung „eine offene Hand" paßt auf Niemand besser, als auf ihn. Freilich war von Wiedergeben, wenn er borgte, fast nie die Rede, und seine Antworten an Baron Sina, von dem er tausend Gulden leihweise abholen sollte, und der ihn frug: „ob er um seine tausend Gulden komme?" lautete charakteristisch genug: „Nein lieber Baron, Sie kommen darum."

Der Theaterdirektor Pokorny sandte einst seinen Regisseur Peter nach Strelitz, um den Tenorist Hahn zu engagiren. Dieser kam an, sang aber so erbärmlich, daß sich die Direktion nach seinem dritten Auftreten mit einer namhaften Summe über die Lösung seines Contraktes abfinden mußte. Sarbir schrieb im Humorist unter Anführung des betreffenden Capitals und Verses folgendes Bibelcitat:

„Gastspiel des Tenoristen Hahn.

Und als der Hahn zum dritten Mal krähte, da ging Petrus hinaus und weinte bitterlich."

Ein Herr Bedner vom Pester Theater trat als

Hamlet auf und fiel complet durch. Saphir brachte in seinem Blatt folgende Notiz: „Herr Bedner, der gestern den Hamlet spielte, wird darauf aufmerksam gemacht, daß in der Leopoldstadt, im Gasthof zur weißen Rose, eine billige Retourkutsche nach Pesth zu finden ist."

Saphir war sehr eitel auf seine — Häßlichkeit, so z. B. besitzt Frau Doktor Laube in Wien ein Bild von ihm, worunter er die Worte schrieb: „Zum Brechen ähnlich." Mir schrieb er unter sein Portrait: „Das ist auch Gottes Ebenbild! Geschieht ihm schon recht."

Bekanntlich ist König Ludwig von Baiern bei allen seinen sonstigen vortrefflichen Eigenschaften etwas ökonomisch und schwerhörig. Bei der Stelle in Schiller's Carlos: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" applaudirte einst das Publikum sehr lebhaft, worauf der König das Haus verließ. Als Saphir, damals Intendanturrath am Münchener Hoftheater, nach der Vorstellung zu Tambosi kam, fand er eine Anzahl Unzufriedener vor, die sich heftig dagegen aussprachen, daß der König bei einer freisinnigen Aeußerung des Publikums das Haus verließe. „Wieso?" frug Saphir. — „Haben Sie denn nicht gesehen, daß der König bei den Worten: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" fortging?" — „Wie Sie dem Mann wieder Unrecht thun!" antwortete Saphir, „Sie vergessen, daß er schwer hört, er hat also nur verstanden „geben Sie

uns" — da ging er: was er geben ſoll, hat er gar nicht gehört, das iſt ganz gleichgültig.

Seine ſpitze Zunge brachte es dahin, daß ihm der König den Befehl ertheilen ließ, in 24 Stunden die Stadt München, in 48 Stunden das baieriſche Land zu verlaſſen. Mit dem Bewußtſein, nichts mehr verlieren zu können, begab ſich Savigny zum Miniſter, ſtellte dieſem die traurige Lage vor, in die er durch die allerhöchſte Ungnade gerathen, und ſchloß mit den Worten: „Meine Verhältniſſe ſind bekannt, ich habe viel Schulden, werde wohl Alles verkaufen und auf meinen zwei Füßen hinauswandern müſſen, um nach der königlichen Weiſung in 48 Stunden aus dem Lande zu kommen. Das Land iſt groß, 48 Stunden ſind kurz, zwei Füße ſind wenig. Es müßte denn ſein, daß Se. Majeſtät die Gnade hat, mir die Füße zu ſchenken, die in Seinen Verſen zu viel ſind, dann verpflichte ich mich, in 48 Stunden draußen zu ſein."

Vier Wochen vor ſeinem Tode ſprach ich ihn zum letzten Mal. Er war geiſtig und körperlich gebrochen, eine jüngere, kampfbereite und ſchlagfertige Generation war ihm auf dem Felde des Witzes entgegengetreten und hatte den Sieg davon getragen, Undank und Rückſichtsloſigkeit hatte er dort geerntet, wo er Wohlthaten geſäet, der kranke Löwe lag knurrend allein und faſt verlaſſen auf dem Krankenlager, von dem er nicht wieder erſtehen ſollte. Friede ſeiner Aſche! —

Eine Courierfahrt am 19. März 1848.

Eine allzufreudige Ueberraſchung war es für mich nicht, als ich eines Tages durch meinen Rechtsanwalt aus Wien die Nachricht nach St Petersburg erhielt, daß ich am 20. März 1848 in meiner Vaterſtadt perſönlich einzutreffen habe, um in einer civilgerichtlichen Angelegenheit einen Termin wahrzunehmen, deſſen Ausfall eine Lebensfrage für mich bildete. Eine Reiſe von Petersburg nach Wien! Derlei kleine Annehmlichkeiten bereitete die Fürſorge der öſterreichiſchen Regierung damals ihren im Auslande lebenden Unterthanen recht gern.

Alſo vorwärts! Am 19. März 1848, früh Morgens, traf ich in Breslau ein, um mit dem Mittagszug die Fahrt fortzuſetzen. Die Eiſenbahn nach Wien war damals, bis auf eine Strecke zwiſchen der öſterreichiſchen und preußiſchen Grenze, die ein Omnibusanſchluß verband, bereits fertig. Die öſterreichiſche Eiſenbahnlinie begann in Oderberg; wie die letzte preußiſche Station hieß, an welcher der Schienenweg aufhörte, habe ich leider vergeſſen. Der Omnibus fuhr von da bis zum Oderberger Bahnhof ungefähr zwei Stunden. Ich fand Breslau in der ungeheuerſten Aufregung. Obgleich natürlich noch keine beſtimmten Nachrichten über die ſchreckensvollen Berliner Ereigniſſe eingetroffen ſein konnten, ſo ſchien doch die Kunde

von einem ſchweren Unglück in der ſchwülen, unheimlichen Atmoſphäre zu ſchweben. Unzählige Gerüchte, eines abenteuerlicher als das andere, und doch keines auch nur annähernd der grauenvollen Wirklichkeit nahe kommend, gingen von Mund zu Mund. Die Eiſenbahn war ausgeblieben, ob das Telegraphennetz damals ſchon exiſtirte, oder von der Regierung mit Beſchlag belegt war, weiß ich nicht.

Ganz Breslau trieb ſich auf der Straße, dem Bahnhofe, wo der Berliner Zug erwartet wurde, und auf den Exercierplätzen herum, wo ſich friedliche Bürger zu wehrkräftigen Vertheidigern des heimiſchen Heerdes heranbildeten. Wirth und Oberkellner meines Hotels lagen ebenfalls dieſer kriegeriſchen Beſchäftigung ob; kaum fand der Letztere Zeit, mir vor meiner Abreiſe eine Rechnung zu überreichen, deren Betrag mit dreifacher Kreide geſchrieben, wohl zum größten Theil in ſeine Taſche gefallen ſein mag. Die fabelhaften Hôtelrechnungen, die ſich in allen großen Städten wiederholten, waren meine erſten Errungenſchaften auf vaterländiſchem Boden. Endlich, um einige Stunden verſpätet, hieß es, der Berliner Zug komme an, nachdem die Oderzeitung kurz vorher in einer Extrabeilage das Publikum auf die entſetzlichſten Ereigniſſe, die ſich gottlob nur zum kleinſten Theile bewahrheiteten, vorbereitet hatte. Berlin ſollte demolirt, die Einwohner decimirt, eine hohe Perſon unter den Füßen ihres

eignen Pferdes zertreten werden sein; kurz Alles, was die Phantasie Schreckensvolles erfinden konnte, war in diesem Bericht, welcher der Redaktion auf außergewöhnlichem Wege zugekommen sein sollte, zusammengedrängt. Am Bahnhofe wogte eine zahllose, wild aufgeregte Volksmenge. Der ankommende Zug war nicht der Berliner, wohl aber der Leipziger, dem sich allerdings einige wenige, von Berlin über Görlitz angekommene Passagiere angeschlossen hatten. Ein Kaufmann, ein kleines, schmächtiges, schwaches Männchen, wurde auf die Behauptung des Conducteurs: „der Herr komme von Berlin," von hundert Händen auf die Decke eines Waggons gehoben, und sollte, wie ihm tausend und tausend Stimmen entgegenriefen: „Auskunft geben, was dort vorgefallen." Der zum Tod erschreckene, mit einem überaus schwachen Organ begabte Mann, begann zu erzählen, natürlich verstand in dem brausenden Stimmenmeere Niemand eine Silbe.

„Lauter, lauter!" brüllte die Menge.

Man sah dem Armen die Anstrengung seiner Gesichtsmuskeln an, man sah, wie er seine Stimme mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft erhob, doch spurlos verhallten seine Worte in dem weiten Raum, in dem tausendfachen Gewirre der Anstürmenden.

„Lauter, lauter!" schrie die Masse, jetzt schon in drohendem Tone.

Der Volksredner wider Willen deutete durch eine

ſtumme und flehende Geberde an, daß ihm dies unmöglich ſei.

Da kletterte, zu deſſen Rettung, ein Student empor, der mit einer Stentorſtimme, die wie ein Donner durch die Räume rollte, erklärte, daß er bis dreiviertel elf Uhr Nachts geſtern noch in Berlin geweſen ſei, und ſeinen Mitbürgern Nachricht über den dortigen Stand der Dinge geben wolle.

Ein jubelnder Applaus, als ob die größte Freudenbotſchaft erwartet würde, empfing den Jüngling, der von Mutter Natur mit dem gewaltigſten Organ geſegnet war, das mir je vorgekommen. Froh der Erlöſung, verließ der kleine, neben ihm ſtehende mosaïſche Mann ſeinen erhabenen Standpunkt, und verſchwand im Gedränge. Ich traf ihn ſpäter im Hôtel, wo er mir die Begebenheiten in Berlin recht klar mittheilte. Der junge Philoſoph aber zog aus ſeiner Taſche ein Papier, und las zuerſt die bekannte Königliche Proklamation „An meine lieben Berliner“ vor. Hierauf erzählte er in den grellſten Farben die Ereigniſſe des 18. März, allerdings in einer Form, die ſtark an die Familie Münchhauſen erinnerte. Ueberall wollte er ſelbſt gegenwärtig geweſen ſein, in der Nähe der beiden verhängnißvollen Schüſſe, auf den Barrikaden in der Königsſtraße, bei der Erſtürmung der Leſehalle, kurz der Mann hatte nach ſeiner Angabe ſolche Thaten verrichtet, daß es unbegreiflich blieb, warum er, als

der Kampf am Stärksten tobte, den Schauplatz ſeines Heldenthums verlaſſen und eine Reiſe angetreten habe in dem Augenblick, wo tapfere Hände ſo Noth thaten.

Genug, wenn es ſeine Abſicht war, die ohnehin ſo erhitzte Menge noch mehr aufzureizen, ſo war ſie vollkommen erreicht. Man brüllte, tobte, ſchrie, ein Extrazug ſollte ſofort erzwungen werden, und die waffenfähigen Breslauer den Berlinern zu Hülfe eilen, kurz es wurde, wie meiſtens bei ſolchen Gelegenheiten, unendlich viel geſprochen, aber Nichts gethan. Ich war ſeelenvergnügt, als es hieß: „der Zug gehe in einer Stunde nach Wien ab.“ Zufälliger Weiſe hatte ich ein Exemplar der oben erwähnten Beilage der Oderzeitung in der Taſche, die ich als Curioſum zu mir geſteckt.

Man denke ſich meinen Schreck, als ich auf der letzten preußiſchen Station erfuhr, daß der Omnibus nach Oderberg bereits ſeit einer halben Stunde abgefahren ſei, indem er auf den verſpäteten Zug nicht länger habe warten wollen. Meine Troſtloſigkeit über die Hiobspoſt mag ſich in meinem Geſichte wohl deutlich ausgeſprochen haben, denn ein junger Mann,*) der ſich mir als Ingenieur für die noch fehlende Eiſenbahnſtrecke vorſtellte, frug mich bedauernd, ob mir

*) Den Namen des gefälligen, liebenswürdigen Beamten hat mein treuloſes Gedächtniß leider nicht bewahrt. F. W.

denn ſehr viel daran liege, dieſe Nacht noch nach Wien zu kommen? Auf meine Verſicherung, daß es ſich um eine Lebensfrage für mich handle, theilte er mir mit, daß noch ein Königlich preußiſcher Courier, mit Depeſchen an die Geſandtſchaft nach Wien anweſend ſei, bis zu deſſen Ankunft der Zug vermuthlich warten müſſe; wenn der mich mitnehmen wolle, ſo könnte mir geholfen werden. Er erklärte ſeine Theilnahme an mir daraus, daß er meinen Namen auf dem Köfferchen, das ich mitführte, geleſen, daß ihm derſelbe und mein Bischen Talent von meinem Breslauer Gaſtſpiel her bekannt ſei, und daß er Alles aufbieten werde, um mir fortzuhelfen.

Er ſtellte mich dem Courier vor, und bat ihn eben ſo herzlich als dringend, mir einen Platz in ſeinem Wagen zu gönnen. Dieſer ſchlug unſer Geſuch in brutaler und unhöflicher Weiſe ab, meinte, daß ihn dies nur aufhalten würde, es wäre gar kein Grund zu dieſer Gefälligkeit vorhanden, er kenne mich nicht ꝛc.

Neue Troſtloſigkeit, getäuſchte Hoffnung! Ich frug, ob denn Niemand in der kleinen Anſiedelung ſei, der mich mit einem leichten Geſpann hinüber brächte; zehn, zwanzig Thaler wolle ich zahlen; käme der Courier zur rechten Zeit an, ſo müßte es mir auch noch möglich ſein!

„Sie ſollen auch noch hinüber kommen", rief mein Beſchützer, „ich laſſe mein Wägelchen anſpannen, verſprechen Sie meinem Kutſcher fünf Thaler Trinkgeld,

und er fährt mit dem Teufel um die Wette. Während angespannt wird, essen Sie einen Löffel Suppe bei mir, da mein Weibchen wohl schon mit dem Abendbrod auf mich warten wird."

Dem Versprechen folgte rasch die That. In einem netten kleinen Häuschen am Wege lebte das erst kürzlich verheirathete Pärchen, der junge Mann stellte mich als seinen neuen Schützling seiner bildhübschen Ehehälfte vor, erzählte ihr in fliegenden Worten meine Fatalität, erhielt für sein hülfreiches Benehmen von der kleinen Frau eine Belobigung und einen Kuß, die Suppe ward gebracht, und das einfache und schmackhafte Abendbrod, welches mich meine Ungeduld freilich nur auf glühenden Kohlen sitzend genießen ließ, war noch nicht verzehrt, als der Kutscher meldete, es sei angespannt. Es wurde ihm von seinem Herrn auf die Seele gebunden, so rasch als möglich und auf dem kürzeren Feldweg zu fahren, von mir, im Falle wir rechtzeitig ankämen, zehn Thaler Trinkgeld versprochen. Ich hatte mich dem liebenswürdigen Paare im Fluge dankbar empfohlen, und war eben im Begriff zum Thore hinaus zu fahren, als mir ein lautes „Halt"! nachgerufen wurde. „Ich muß Sie," sprach, sich zu mir setzend, mein freundlicher Wirth, „bis an die österreichische Grenze begleiten, sonst würde man Ihnen Umstände machen, und Sie beim Zollamte und mit der Revision aufhalten. Vorwärts, rasch, Jakob!"

Eine Viertelſtunde flogen wir dahin, als uns der ſchwarzgelbe Schlagbaum in den Weg trat. Mein Schützer erzählte dem Oberaufſeher, mit dem er genau bekannt ſchien, den Grund meiner Eile, verbürgte ſich für mich und die Schuldloſigkeit meines Koffers, ein kräftiger Händedruck, glückliche Reiſe, und vorwärts ging's mit mir — zu Fuße, durch Nacht und Nebel zurück, eilte mein Begleiter. Möchten ihm dieſe Zeilen wenn ihm ſelbe je zu Geſicht kommen, beweiſen, daß ich ſeiner Menſchenfreundlichkeit ein dankbares Andenken bewahrt habe, und ihm dies gerne bethätigen möchte!

Seine Zehnthalerprämie in Ausſicht, jagte mein Jakob mit mir, einen Anfangs mit der Landſtraße parallel laufenden Feldweg über Stock und Stein dahin. Horch! Ein Wagen holt uns ein, es iſt mein ungefälliger Courier, der im mäßigen Trabe dahinrollt.

„Fahren Sie auf dem ſchlechten Feldweg nicht die Pferde zu Schanden, halten Sie ſich an mich, der Zug darf nicht früher abfahren, als ich ankomme," rief er herüber, als er mich und den Kutſcher zu erkennen ſchien.

„Ach was, es iſt die höchſte Zeit, und auf dem Feldweg ſpare ich eine Viertelſtunde," brummte mein Jakob.

Ein Ruck, ein Krach! Der Wagen ſcheint zu ſtürzen. Ein Hieb auf die Pferde bringt dieſe wieder vorwärts und das Fuhrwerk in's Geleis.

„Was iſt das für ein Licht?“

„Vom Bahnhof in Oderberg.“

„Sind wir ſchon dort?“

„Oho, der Weg zieht ſich in der Ebene noch eine tüchtige Strecke hin, wir haben noch eine halbe Stunde zu fahren. Hören Sie, da läßt der Courier auch ſeine Pferde ausgreifen. Vorwärts!“

Wir ſcheinen zu fliegen. Endlich, endlich ſind wir am Bahnhof, wo uns bereits der ſchrille Pfiff der zur Abfahrt fertigen Lokomotive entgegentönt. Bis an den Perron fährt mich Jakob, empfängt meine zehn Thaler, da ruft mir der Zugführer entgegen: „Die Kaſſe iſt geſchloſſen, Sie können nicht mehr mit.“ Ein klingender Beweis meiner Erkenntlichkeit ſtimmt den Mann willfähriger: „Schnell in einen Waggon, nehmen Sie Ihren Koffer mit hinein, auf der nächſten Hallestation machen Sie Alles ab, es iſt keine Sekunde zu verlieren.“ Noch ein Pfiff, der Zug ſetzt ſich langſam in Bewegung.

Ein Poſthorn ertönt.

„Halt!“ ruft Jakob, „da kommt ein preußiſcher Courier, der mit muß.“

„Was ſcher' ich mich um den preußiſchen Courier. Vorwärts!“ —

Die Bewegung vermehrt ſich, und nicht ohne Schadenfreude ſah ich in dieſem Augenblick meinen groben

Courier, fluchend und ſchreiend, in den Bahnhof anfahren, und dem Zuge nachſehen.

Am 20. März 1848, um 6 Uhr früh, kam ich, der einzige Menſch aus Preußen, in Wien an; der Einzige, der Näheres über die Berliner Ereigniſſe vom 18. März wußte.

Durch den ſonderbarſten, eben erzählten Zufall, blieb ſelbſt der Königliche an die Geſandtſchaft beſtimmte Courier aus; hätte er mich mitgenommen, ſo hätte ich ſein feſtes Vertrauen, „die Eiſenbahn müſſe auf ihn warten," mit büßen müſſen.

Ich ging zu Saphir, mit dem ich befreundet war, weckte ihn aus dem ſüßen Morgenſchlummer, erzählte ihm die ſeltſame Art und Weiſe, auf welche ich allein von allen auf preußiſchen Eiſenbahnzügen befindlichen Perſonen in Wien angekommen, das Zurückbleiben des Couriers, und theilte ihm mit, was ich vor meiner Abreiſe aus Breslau von dem kleinen jüdiſchen Kaufmann über die Schrecken des 18. März in Berlin erfahren hatte. Zugleich zeigte ich ihm die von Uebertreibung und Unwahrheiten ſtrotzende Beilage der Oderzeitung.

Das letztere aber war es gerade, was in meines alten Saphir's Kram paßte. Er ließ den Oderzeitungsbericht als Extrabeilage ſeines „Humoriſt" in

*) Der elektr. Telegraph war bekanntlich damals noch nicht im Gange.

einer enormen Auflage mit der Bemerkung abdrucken, daß das Blatt der Redaktion auf außerordentlichem Wege zugekommen sei. Die Sache machte ungeheures Aufsehen; Niemand konnte begreifen, auf welchem Wege gerade Sarbir zu einer direkten Nachricht gekommen sein sollte, da alle Züge, alle Posten, alle Journale aus Preußen ausgeblieben waren. Der alte Schalk spielte den Geheimnißvollen, und steckte die reiche Ernte ein, welche ihm die in rasender Eile verkauften und verschlungenen Extrablätter einbrachten, und nannte endlich, als Abgesandte des Polizei-Präsidiums und des Ministeriums ernstlich seinen, „außerordentlichen Weg“ zu wissen verlangten, meinen Namen. Mittags, bei meiner Rückkehr ins Hotel, fand ich mich belagert von Aufklärungsuchenden. Unter diesen befanden sich zwei Boten, der eine, von einer Geldmacht abgeschickte, sagte mir ohne Weiteres: „sein Herr Baron hätten gehört, ich habe Nachrichten von Berlin, ich möchte doch gleich zu ihm kommen,“ der zweite war ein Gesandter des Königlich preußischen Gesandten Grafen Maltzahn, „der mich bitten ließ, zu bestimmen, wann und wo er mich sprechen könne, er habe einen Courier erwartet, der unbegreiflicher Weise nicht angekommen sei, und höre, ich wisse Näheres von ihm.“

Ich ließ Sr. Excellenz sagen: „ich würde mir jegleich die Ehre geben, persönlich jede gewünschte Aus-

kunft zu ertheilen:" der Geldmacht ließ ich antworten: „Wenn ſie mich ſprechen wolle, ſo habe ſie ſo weit zu mir, wie ich zu ihr."

Ich war in Folge der eben erzählten Ereigniſſe ſechszehn Stunden lang der geſuchteſte Menſch in Wien — der Löwe des Tages!

Bunte Plaudereien aus London und vom Meeresſtrande.

Im Sommer 1862.

Weil uns auf dem Feſtlande ein Vergleichmaaß fehlt, wird jede Schilderung der Wunderwelt Londons ungenügend und dürftig ausfallen. Von dem Gewirre der zahlloſen Wagen jeder Gattung, der Tauſende von Fußgängern, die hier die unabſehbaren Wege hin- und wieder eilen, können ſich nur Augenzeugen einen Begriff machen. Dies Wogen wird in dem Augenblick noch vermehrt durch die Hunderttauſende von Fremden, welche die Ausſtellung nach der Weltſtadt zieht. Die erſte auffallend wohlthuende Erſcheinung ſind die Mitglieder des prachtvollen Inſtitutes der Policemänner. In ihrer netten, kleidſamen Uniform ſtreifen dieſe Hüter der öffentlichen Ordnung raſtlos auf und nieder, gefällig und dienſtfertig gegen Jedermann. Bald ſieht man Einen einer alten Dame beim Ausſteigen auf gefährdeten Wegen dienſtfertig aus dem Wagen

helfen, bald mit dem Anſtande eines Gentleman höflich Auskunft ertheilen, ſtets artig, beſcheiden und uneigennützig, denn ein etwa angebotenes Trinkgeld für kleine Dienſte wird ſtets artig, aber entſchieden abgelehnt. Statt des nutzloſen Säbels unſerer Polizeibelden trägt er, nebſt der ſtarken Waffe des Geſetzes, einen aufgerollten Wachstuchmantel gegen Wind und Wetter, eine feſte Blendl terne, die ihm dient beim Aufſuchen gefährlicher und verdächtiger Schlupfwinkel, und ein paar ſtarke Schnüre, um Widerſpenſtige, die gegen die beſtehende Ordnung verſtoßen, mit kräftigem Arm unſchädlich zu machen. Eine durchdringende ſchrille Pfeife zilt als Noth- und Hilfsſignal, und vervollſtändigt die praktiſche Ausſtattung des Dieners der Geſetze. Nie wird ſich ein Policemann unnütz machen oder ſich in Dinge miſchen, die ihn nichts angehn, und trotz ihrer energiſchen Strenge gegen alle Ungehörigkeit erfreuen ſich die Mitglieder dieſes ſegensreichen Inſtitutes doch der größten Beliebtheit beim Publikum.

Sehr komiſch iſt die Art und Weiſe, wie die öffentliche Mildthätigkeit auf den Straßen Londons in Anſpruch genommen wird, und in wie verſchiedener Weiſe die Bettler dort ihr Brot verdienen. Eine Anzahl Jungen mit geſchwärzten oder roth und grün bemalten Geſichtern, Händen und Füßen, in den abenteuerlichſten Lumpen herausgeputzt, laufen neben den

Wagen einher, indem sie die Aufmerksamkeit der Fahrenden durch Radschlagen und andere mitunter sehr possirliche und halsbrecherische Jongleurkunststückchen auf sich zu ziehen und ihrem Publikum einen Penny aus der Tasche zu locken suchen. Das viel bewunderte Geschlecht der englischen Clowns in den Kunstreiterbuden tritt hier im Embryo auf. Mit Stentorstimme brüllt ein ganz anständig gekleideter Mann ein französisches Lied oder eine italienische Arie herab, geduldig abwartend, ob ihm seine zweifelhafte Kunstfertigkeit aus der Hand eines mitleidigen Enthusiasten einige Groschen zuwirft. Dort, wo an der Straßenecke etwas mehr Raum zur Entwicklung ihres Repertoirs sich findet, hat sich eine Gesellschaft sogenannter Negersänger mit geschwärzten Gesichtern etablirt, ihre grellen Schwänke auf offener Straße zu produciren. Soldaten benutzen spazieren wandelnd die Zeit ihrer Muße, dürfen jedoch außer ihrer Dienstzeit nie Waffen tragen, so wie der Officier nichts Eiligeres zu thun hat, als nach Erfüllung seiner dienstlichen Pflichten sich sofort in die bequemen Civilkleider zu werfen.

Eine Menge Leute durchstreifen mit riesengroßen Theaterzetteln und andern Affichen behangen die Straßen, da Theaterannoncen größtentheils nur auf diese Weise verbreitet werden, während nicht, wie bei uns, die Straßenecken das Publikum von den zu erwartenden Kunstgenüssen in Kenntniß setzen. Nachts

tragen diese Burschen großen Theils ihre Ankündigungen in Cylinderform und Transparent-Beleuchtung auf dem Kopfe, was sehr possirlich aussieht. Ein neues Stück im Prinzeßtheater und die einbalsamirte Leiche der Pastrana, die Teufelskünste des Seiltänzers Blondin im Krystallpalaste und die Predigt eines populären Seelsorgers in einer Methodistenkirche werden in gleicher Weise angekündigt. Abends setzen die Theater in strahlendem Gaslicht durch riesengroße flammende Lettern das Publikum in Kenntniß, wie viele Hundert Aufführungen eine der beliebten Vorstellungen bereits erlebt habe. Nach wenig Stunden bringt Jedermann eine Masse Verkaufsankündigungen und fromme Tractätchen von der Straße heim, die ihm in die Hände gedrückt werden. Mahnungen zur Gottesfurcht und Frömmigkeit und Einladungen zum Besuche sehr zweideutiger lebender Bilder erhält er auf demselben Wege, nur wenig Schritte auseinander. Ein frommer Begeisterter predigt auf offener Straße und donnert gegen die Sündenluft der Welt, während an der nächsten Ecke von Haymarket in der wirklich frommen Hauptstadt von Old England ein weiblicher Sclavenmarkt geduldet wird, wie ihn die schmutzige Phantasie eines ausschweifenden französischen Romanschriftstellers nicht widerlicher ersinnen könnte.

Es fällt Dir ein, daß Du etwas zu Hause vergessen hast; wenige Schritte lang, und eine der zahl-

loſen Telegraphenſtationen bringt die gewünſchte Nachricht um einige Pfennige zu Dir in die weitentfernte Wohnung. Faſt ſinnverwirrend wirkt das wilde bunte Treiben auf uns ein, wir flüchten uns in eine Reſtauration, wo ſich wieder des Ungewohnten viel findet. Der Engländer iſt in Bezug auf ſeine Tafelfreuden und die Anforderungen an ſelbe überaus mäßig. Sich hermetiſch von ſeinem Nachbar abſchließend und durch Seitenwände von ihm getrennt, wie bei uns im Theater in Logen, genügt ihm eine dünne, ungeſalzene Suppe, ein Stück Fleiſch, welches der ſchneeweiß gekleidete Koch auf einem Rädertiſchchen zu ihm hinrollt, und von einem mächtigen Rückenſtück oder einer Keule abſäbelt, ſo viel der Gaſt wünſcht, und das er mit rieſengroßen, in Waſſer gekochten Erbſen genießt, ſo wie Käſe und Butter, erſterer ebenfalls in großen Blöcken vorgeſetzt, und mit Senf genoſſen, vollſtändig zu einem ausreichenden Mittagsbrod. Als Getränk zieht der Londoner ſein gutes Bier dem Weine vor, der meiſt nur ſtark mit Waſſer gemiſcht getrunken wird. Der billige Seefiſch, der Hummer, oder als Deſſert die große weſtindiſche Ananas, welche das Stück mit fünf Silbergroſchen bezahlt wird, gehören ſchon zu den lucullſchen Ausſchreitungen des engliſchen Feinſchmeckers.

Nach kurzer Raſt ſetzen wir unſern Spaziergang fort, oder wir beſuchen einen der in maſſenhafter Zahl etablirten Vergnügungsorte für die Menge. Nicht

die prachtvolle Alhambra oder Cremengarden, gegen welche das Krell'sche Etablissement in Berlin oder das Victoriatheater mit seinen prächtigen Räumen winzig erscheint, wo zahllose Flammen ein Meer von Licht verbreiten und Gaukler aller Nationen die Menge amüsiren, ja selbst ganz erträgliche Balletvorstellungen das Publikum locken, nicht London-Pavillon, wo Chinesen mit unbegreiflicher Gewandtheit sich mit spitzen Messern werfen und diese einen engen Kreis um das menschliche Ziel bilden, nicht Music-Hall, wo Leotard seine wilden Sprünge macht, alle diese großen, wunderbar reich ausgestatteten Locale ziehen uns weniger an, als ein kleines Theater am Strand, wo komische Gerichtsscenen aufgeführt werden, in welchen die Ereignisse des Tages, die Schwächen und Thorheiten hervorragender Persönlichkeiten mit schlagfertigem, aber beißenden Witz gegeißelt werden. Der Proceß der „Emailleuse", Mad. Rachel aus Paris gab diesmal das Thema her, und der viel besprochene, Aufsehen erregende Proceß derselben gegen eine hochgestellte Mode-dame wurde in parodirender Form unter dem jubelnden Gelächter der Zuschauer dargestellt. Die „Emailleuse" besitzt das Talent, Gesicht, Hals, Arme, Haare, Augenbrauen ꝛc. ꝛc. ihrer Kunden in der Weise zu retouchiren, daß die von ihr Behandelte nicht nur viele Jahre jünger aussieht, als Mutter Natur es für geeignet hält, sie uns sehen zu lassen, die Farbe widersteht mehrere Tage lang allen Ein-

flüssen der Luft und der Witterung, ist mit einem Wort täuschender und dauerhafter aufgetragen, als dies manche Schöne in verschwiegener Kammer zu thun im Stande ist, wenn sie, der Natur grollend, derselben nachzuhelfen versucht.

Lange Zeit war die reiche Lady L. eine treue Kunde der verschwiegenen „Emailleuse", ohne nach dem Preise zu fragen, und ließ sich von der französischen Künstlerin verjüngen und verschönen, als letztere mit einer Rechnung über die bescheidene Summe von 5000 Pfund an's Licht rückte. Vergebens suchte die erschrockene Dame ihre Verschönerin zu einer milderen Forderung zu bewegen, ebenso vergebens bot sie ihr, da sie ohne Einwilligung ihres, nicht in das Geheimniß gezogenen Gemahls über eine solche Summe nicht verfügen konnte, sogar einen Theil ihrer Diamanten an. Wohl oder übel mußte sie ihren Gatten von der sonderbarsten aller je contrahirten Schulden in Kenntniß setzen, der denn auch die Bezahlung auf das Entschiedenste verweigerte. Mad. Rachel wurde klagbar, und die Persönlichkeit der Verklagten, die Originalität des Processes und die Details, die über die Art und Weise der Kunstleistungen der Künstlerin an Lady L. in den Gerichtsverhandlungen zur Sprache kamen, verfehlten nicht in allen Kreisen das größte und für die Betreffenden sehr unliebsame Aufsehen zu machen. Der Proceß gab „für das Geschäft der Madame Rachel

eine Reclame vom reinsten Wasser," der Gerichtshof indeß, wenn er auch anerkennen mußte, daß die Leistungen der Mad. Rachel vollständig tadellos gewesen und Lady L. früher viel jünger ausgesehen habe, als jetzt — man war so ungalant von zwanzig Jahren zu sprechen — ermäßigte doch die Forderung, von 5000 auf 1000 Pfund Sterling, welche das Gericht der Emailleuse zuerkannte.

Die stolze Künstlerin aber, die sich in ihrem Recht verletzt glaubte, strich die ganze Forderung, und nahm nichts, weil sie nicht Alles bekommen konnte.

Wenn auch nicht zu bezweifeln steht, daß die Geheimnisse der Mad. Rachel in Zukunft noch oft von den Löwinnen der Hauptstadt in Anspruch genommen werden dürften, so glaube ich doch, daß dies nie mehr ohne vorherigen Accord über den Preis geschehen wird.

Obgleich die Theater in London jetzt sämmtlich ihr Festkleid angezogen haben, so bieten selbe doch nichts Außerordentliches. Die Schauspielkunst der Engländer steht nach meiner Ansicht so weit hinter der unsrigen zurück, als wir Deutschen in dieser Beziehung den geborenen dramatischen Künstlern, den Franzosen, nachstehen, und selbst der hochgefeierte, mit ellenhohen Buchstaben angekündigte „Charles Kean" erschien mir in der Rolle des Cardinal Wolsey in dem neu scenirten Shakespeare'schen Drama „König Heinrich der Achte" nur als ein talentbegabter, routinirter Coulissenreißer,

keineswegs aber als das Genie, welches seine Landsleute so gern aus ihm machen wollen. Dagegen versteht er die mise en scène musterhaft zu leiten und hat darin in dem oben angeführten Drama wirklich ein Meisterstück geleistet. Die Gestüme, Aufzüge, das Arrangement der Hoffestlichkeiten, Alles ist mit der genauesten Sachkenntniß und bis in's kleinste Detail als treues Abbild jener Zeit wiedergegeben, die Behandlung der massenhaften Gruppirungen mit so feinem Geschmack und Kunstsinn geleitet, wie ich es noch an keiner andern Bühne Europa's zu bewundern Gelegenheit hatte.

Außerdem stehen die Engländer in Decorations- und Beleuchtungseffecten unübertroffen da. Einem solchen Kunstwerke dankt ein seit Jahresfrist ununterbrochen und stets bei überfülltem Hause gegebenes Volksstück „Peep o'day" den Hauptgrund seines Erfolges. Es soll ein armes Mädchen, durch einen Schuft von Lord zu einer Scheintrauung verführt, für immer stumm und unschädlich gemacht, in eine abgelegene Schlucht in Irland gelockt und dort ermordet werden. Wir sehen den gedungenen Banditen in der Mitte der Bühne die Grube graben, die das Opfer aufnehmen soll. Auf beiden Seiten starren riesige Felswände empor, wovon die eine im tiefsten Schatten liegt, während die roh in Stein gehauenen Stufen und die den gegenüberstehenden Fels überwuchernden Schlingpflanzen, so wie der Steg, welcher beide

Steinufer mit einander verbindet, vom grellſten Mondlicht beſtrahlt ſind. Ebenſo hell beleuchtet bildet der Hintergrund einen natürlichen Waſſerfall und eine weite, weite Fernſicht in ein zerklüftetes Felsthal. Den dunklen Fels umſtehen hohe Bäume, nicht flach gemalt, ſondern in Stamm und Laubwerk der Natur täuſchend ähnlich nachgebildet. Wir ſehen das arme Opfer im Mondlicht in dem unheimlich leuchtenden rothen iriſchen Mantel*) arglos den ſchwanken Steg entlang wandeln, an dem verborgenen Mörder vorüber, die Schlucht betretend. Nur das Echo antwortet ihrem ſchrillen Hülferuf, vergebens bedroht ſie ihren Bedränger mit der Rache Gottes und eines Freundes, von dem ſie wiſſe, daß er zu ihrem Schutze herbei eile. Raſch klimmt der Räuber die Felswand empor, zerſchmettert den ſchmalen Steg, der allein herab in den Abgrund führt, und lacht jetzt im höhniſchen Spott der Drehungen des verzweiflungsvoll ringenden Weibes, dieſe immer näher und näher dem offenen Grabe entgegenzerrend. Da ertönt ein Signal, der Retter erſcheint auf der Plattform der Felswand, vergebens einen Weg ſuchend, der Armen zu Hülfe zu eilen. Jetzt holt der Henker mit dem Beile aus, um ſein Nachtwerk zu vollenden, eben ein Schrei des Entſetzens, und ſchneller, als es ſich erzählen läßt, ergreift

*) Die Löwinnen Londons tragen jetzt ſolche Mäntel als das neueſte Erzeugniß des Modejournals.

der Freund der Gefährdeten einen mächtigen Zweig des an der Felswand stehenden gewaltigen Baumes, und schwingt sich, dem Schutze des Höchsten sich empfehlend, an dem Aste hängend in den Abgrund hinab. So rettet der junge Held seine Geliebte im Augenblick der höchsten Gefahr und unter dem stürmischen Jubel des athemlosen Publikums.

Auch die übrigen Scenen dieses wechselvollen, an derb-komischen und grell-tragischen Momenten überreichen Drama's sind prächtig arrangirt, namentlich die irischen Volksscenen, wenn sich gleich das Spiel der Darstellenden nie über die stark gefärbte Mittelmäßigkeit erhebt. Nur einen wirklich großen Schauspieler habe ich in London zu bewundern Gelegenheit gehabt, allein dieser hat sich nach französischen Mustern herangebildet, und spielt in der Weise Bouffé's und Frederic Lemaître's in dem Théâtre Olympique. Mr. Robson, so heißt der Mann, ist die Stütze dieser Bühne und mit Recht der Liebling der Londoner Theaterfreunde. In dem Drama: „Porter's Knot," welches, wenn ich nicht sehr irre, aus dem Französischen übersetzt ist, spielt er einen schlichten, durch seinen Sohn in unverschuldetes Unglück gestürzten Kofferträger an einer Eisenbahn mit einer erschütternden Wahrheit und Naturtreue. Lebhaft hat mich der Künstler an unseren heimischen Döring erinnert, welcher derlei Rollen ebenfalls bewunderungswürdig spielt. Ich bedaure, daß

mir der Raum nicht erlaubt, in die Details dieser genialen Leistung einzugehen.

Eine Merkwürdigkeit der englischen Theater ist die, daß kein Soufleur existirt; wie wünschenswerth wäre die Nachahmung dieser trefflichen Sitte an unsern deutschen Bühnen! Die Eintrittspreise zu den Theatern Londons sind im Vergleiche zu denen in Deutschland enorm.

Ich verschone den freundlichen Leser mit einer abertausendsten Schilderung der zwei großartigsten Gebäude Europas und deren Einrichtung, des Ausstellungs- und des Krystall-Palastes, so mächtig auch der Eindruck dieser modernen Weltwunder auf jeden Fremden ist. Die Kunstschätze Calcuttas, die Goldpyramide aus Californien, der 125 Karat schwere, stets von einer Anzahl Schaulustiger umstellte Diamant, die „Sonne," von dem Juwelenhändler Coster aus Amsterdam eingesandt, interessirte mich weniger, als die genial erfundenen Maschinen, die in Unzahl aufgestellt sind, von dem Apparat an, wo z. B. für den Champagnergourmand klares Wasser auf einer Seite hineingegossen wird und auf der anderen als Eis wieder herauskommt, bis zu den riesigen Kurveln der Leuchtthürme und den sinnreichen Verrichtungen an denselben. Unter den zahllosen Bildern der Gallerie sind die unseres Berliner Malers Professor Gustav Richter stets von einer Menge Bewunderer umschwärmt, ebenso die

Kirchenarbeiten von getriebenem Zinkblech von Friedr. Peters aus Berlin.

Das Schauen hat uns ermüdet, und so wollen wir einer freundlichen Einladung des Schriftstellers Max Schlesinger folgen, der jedem gebildeten Leser wohl aus seinen geistreichen Schilderungen Englands und Ungarns bekannt ist, und den Abend in seinem gastlichen Hause verleben. Mit echt englischem Comfort bewohnt derselbe ein bequem und elegant eingerichtetes Haus, und öffnet dasselbe mit größter Urbanität jeden Freitag seinen Landsleuten, den an ihn empfohlenen Fremden und seinen Freunden. Die Wände des Salons auf Befford-Place könnten viel erzählen von Berühmtheiten aller Nationen, die dort verkehrt und sich erfreut hatten an des Besitzers gastlichem Heerde. Mir wird der dort verlebte Abend unvergeßlich bleiben. Ein großer Theil der Anwesenden bestand aus ungarischen Flüchtlingen, unter diesen die Generale Kemety, Vertheidiger von Kars, jetzt Ferik Paicha, und Klapka, der Held von Komorn. Zu den gewöhnlichen Besuchern dieser Abendcirkel gehört auch noch Freiligrath, jetzt mit Klapka zusammen angestellt als Mitdirektor der Schweizerbank, der kleine Dr. Kaufmann, in dessen schwächlichem Körper ein starker Geist wohnt, Moritz Hartmann, der Commerzienrath Wolff aus Gladebach bei Köln, der die preußische Expedition nach Siam und Japan mitge-

macht und einen reichen Schatz von Erfahrungen und Erinnerungen aus fernen Zonen gesammelt hat, Joachim, der berühmte Violinspieler und Löwe der diesjährigen Concertsaisen in London, ein Kranz schöner, feingebildeter Damen, unter welchen die Frau des Hauses in liebenswürdigster Weise die Honneurs macht.

Das Gespräch dreht sich in verschiedenen Gruppen in buntester Weise um Tagesfragen; für mich hatte unter den Anwesenden General Klapka das meiste Interesse. Wir tauschten die Erinnerungen an unsere Jugendzeit aus; noch immer stand der bildschöne junge Offizier der ungarischen Garde, ein Stammgast des Josephstädter Theaters in Wien, an dem ich damals meine ersten künstlerischen Erfolge erntete, lebhaft vor mir; er hatte noch die Titel aller Stücke, die damals an der Tagesordnung gewesen, in frischem Andenken, ebenso die Namen aller Künstler und — Künstlerinnen, welch' letzteren die glänzende Erscheinung des prächtigen „Gardisten" theilweise sehr gefährlich geworden war. Es machte mir unbeschreibliche Freude, als mir General Klapka jetzt, nach 25 Jahren, noch Details aus meiner damaligen Carrière mittheilte, welche mir bewiesen, daß er mir doch noch ein Plätzchen in seinem Gedächtniß aufbewahrt hatte, aus welchem selbst sein reichbewegtes, glänzendes Schlachtleben mich nicht hatte verdrängen können. Klapka, der sich von Politik gänzlich zurückgezogen und, wie gesagt, als einer der

Directeren der „Bank of Switzerland“ größtentheils in Genf lebt, iſt noch jetzt einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, namentlich übt der Glanz ſeiner prachtvollen, tiefdunklen Augen einen magnetiſchen Eindruck aus.

Horch! Die Zaubergeige des Ungarn Joachim ertönt! Alles rückt näher an den Meiſter, aus dem Bibliothekzimmer zieht der Wunderklang die dort Weilenden in den Salon, feſtgebannt in theilnehmenden Gruppen. Der Ungar ſpielt vor ſeinen verbannten Landsleuten heimiſche Volksmelodien. Man muß dieſe ungariſchen Weiſen von Joachim, der, wie Keiner, ſeine ganze Seele in ſein Inſtrument zu legen verſteht, gehört haben, man muß dieſe tiefe Wehmuth, dieſe heiße Sehnſucht, dies wilde Jauchzen der Töne von Joachim ſelbſt vernommen haben, um den gewaltigen Eindruck zu begreifen, den dieſe vaterländiſche Muſik auf die Ungarn hervorbrachte. Je nach dem Temperament der Anweſenden äußerte ſich die Empfindung der Zuhörer in verſchiedener Weiſe. Der ſinnige Klapka ſaß, den Kopf in die hohle Hand geſtützt, vor ſich hinſtarrend in einer Ecke des Sophas, das dunkle Auge ſchien durch einen Thränenſchleier zu ſchwimmen, andere ſummten die wohlbekannten Nationalmelodien unwillkürlich mit oder drückten ſich unbewußter die verſchlungenen Hände, während der heißblütige Kemety den Virtuoſen ſtürmiſch an die Bruſt drückte, mit Küſſen

bedeckte, in welche ſich warme Tropfen miſchten, die dem Auge entrollten. Immer wieder und wieder mußte der Künſtler dem ſtürmiſchen Verlangen nach Wiederholung genügen, und immer ertönte dem Landsmann ein ſchallendes „Eljen“ entgegen. Es dauerte lange Zeit, ehe der Strom der Unterhaltung wieder in ſein ruhiges Bett ſich abdämmte und Einer der Anweſenden ergötzliche Anekdoten aus der Heimath zum Beſten geben konnte.

Nach Beendigung der ungariſchen Revolution und der Rückkehr zur alten Ordnung bereiſte eine hochgeſtellte Perſon die verſchiedenen ungariſchen Provinzen, um ſich von dem jetzigen Zuſtande der Dinge aus eigener Anſchauung zu überzeugen. Er kam auch in eine ungariſche Stadt, die ſich früher, ſowohl im Civil als Militair, durch ihre antiöſterreichiſche widerſpenſtige Geſinnung ausgezeichnet hatte. Eine Abtheilung Huſaren empfing den hohen Herrn mit lautem „Vivat-Ruf“. Dieſer frug den Commandeur: „Sagen Sie mir, Herr Obriſt, warum laſſen Sie die Leute nicht in ihrer Landesſprache rufen, warum „Vivat“ und nicht „Eljen“?

„Entſchuldigen, Hoheit,“ antwortete der verlegene Offizier, „wenn ich die Kerle „Eljen“ rufen laſſe, dann habe ich ſie nicht mehr in meiner Gewalt, denn dann rufen ſie Alle „Eljen Koſſuth!“

Die Rede kam auch auf Naturwiſſenſchaften und

namentlich auf den thierischen Magnetismus und dessen geheimnißvolle Wunder. Der deutsche General ***, einer der gebildetsten Militairs im *** Lande, früher ein intimer Freund Alexander's von Humboldt, erzählte seine Begebnisse mit dem Magnetiseur Professor Laurent aus Paris, der mit einer Somnambule, Dlle. Prudence in Frankreich, Belgien und zuletzt in Ostende Experimente ausführte, die kein Verstand des Verständigen begreifen konnte. In Frankfurt am Main wurde ihm die Erlaubniß verweigert, mit dem zum Schatten abgemagerten Wesen für Geld öffentlich Schaustellungen zu geben; wie recht die Behörde gehandelt, bewies der bald darauf erfolgte Tod der Dlle. Prudence. General *** erzählte unter Anderem, daß die Hellseherin seine und seiner Freunde Gedanken errathen und von ihrem Magnetiseur gezwungen wurde, in somnambulem Zustand Handlungen auszuführen, die irgend einer der Anwesenden auf ein Blatt Papier geschrieben hatte. So z. B. wurde vor sie hin, die auf einer mäßig erhöhten Tribüne vor den Zuschauern saß, ein Tischchen mit einem leeren Glas gestellt. Laurent bat den General, auf ein Blatt Papier die Namen der Flüssigkeit zu schreiben, welche Dlle. Prudence in ihrem Zustande zu trinken glauben solle; dieser schrieb die Worte „Champagner", später „Blut", und behielt den Zettel bei sich. Nun forderte Laurent den General auf, ihm die Hände zu reichen, das Geschriebene fest in Gedanken

zu behalten, ehe er ſich mit der Seherin in geiſtigen Rapport ſetze. Auf den Befehl zu trinken, nahm ſie das leere Glas, ſetzte es anfangs mit allen Zeichen des Behagens an die Lippen, plötzlich ſtieß ſie einen ſchrillen Laut des Entſetzens aus und ſchleuderte das Trinkgefäß mit den Zeichen des höchſten Abſcheus von ſich.

Eine der hochgeſtelltesten Perſonen in Deutſchland flüſtert auf die Aufforderung des Profeſſors, eine Blume zu denken, dem General das Wort Veilchen in's Ohr, widerruft aber und ſagt: „ich will lieber die Roſe wählen.“ Da lispelt die Somnambule behaglich: „welch' ein ſchöner Geruch von Roſen und Veilchen!“

Wenn man auch allgemein überzeugt war, daß Laurent ein feiner Betrüger, die Prudence eine in ſeinem Solde ſtehende treffliche Schauſpielerin war, ſo hat doch keine der zahlloſen wiſſenſchaftlichen Autoritäten, die jenen Vorſtellungen beiwohnten, je die Art und Weiſe ergründen können, in welcher die Betrügereien bewerkſtelligt wurden, und welche die Prudence mit dem Leben bezahlt hat.

Ich gebe Ihnen, ſchloß der würdige General ſeine anregende Erzählung, noch einen Vorfall zum Beſten, den ich aus dem Munde meines Königs habe. Ich wiederhole das mir Mitgetheilte ohne Nebenbemerkung, ohne Commentar und erwähne blos, daß die Perſönlichkeit der handelnden Perſonen die Annahme eines Scherzes im höchſten Grade unwahrſcheinlich macht.

Der Erzbischof von Upsala besuchte auf einer Reise durch Deutschland auch unsern königlichen Hof und hatte die Ehre, von Sr. Majestät zur Tafel gezogen zu werden. Bald kam die Rede auf den maßlosen Aberglauben, der jetzt noch in den Lappmarken herrsche, wo noch der Glaube an Zauberer und erbliche unheimliche Künste in manchen Familien bis zur Stunde fest wurzelt. Der Erzbischof selbst war vor mehreren Jahren von der höchsten Landesbehörde an der Spitze einer Commission dahin gesandt worden, um dieses wüste irreligiöse Treiben mit Ernst und Strenge zu untersuchen und auszurotten. Ein Arzt und ein höherer Beamter waren dieser Mission beigegeben worden.

„Bei dem Mangel an Verkehrsmitteln," fuhr der Erzbischof in seiner Erzählung fort, „war unsere Reise eben so lang als beschwerlich. Der Zweck derselben war nur uns bekannt, und wir nahmen, diesen in ein tiefes Geheimniß hüllend, für unsere Wohnung die Gastfreundschaft eines reichen Mannes in Anspruch, der in dem unheimlichen Rufe stand, über finstere Zaubermittel gebieten zu können. Zu unserer Verwunderung deutete nichts im Aeußern oder im Haushalt desselben darauf hin, diesen Ruf zu begründen. Mit der gewohnten Gastlichkeit der Lappmarken wurden uns von dem Wirth des Hauses, einem offen aussehenden behäbigen Manne, die besten Zimmer eingeräumt und Alles, was Küche und Keller vermochte, aufgeboten,

die Gäste zu ehren. Zu unserem Erstaunen machte aber weder unser Gastgeber, noch irgend ein anderer Mensch im Orte ein Hehl daraus, daß Peter Lärdal — so hieß der Mann — im Besitze übernatürlicher Kräfte, ja geradezu ein „Zauberer sei. Am dritten Tage, als wir gemüthlich am Frühstückstische beisammen saßen, brachte ich unter dem Vorwande der Neugierde das Gespräch auf das Thema und frug Lärdal, ob es ihm nicht unangenehm sei, in solchem Rufe zu stehen. Ein feines Lächeln glitt über die Züge des Mannes: „Was nützt es denn, hochwürdigster Herr Erzbischof, daß Sie mir den Zweck Ihrer Frage verbergen wollen? Sie und diese Herren sind ja doch nur deshalb da, um die Wahrheit dieses Rufes zu ergründen und mich zur Verantwortung zu ziehen."

„Nun denn," entgegnete ich energisch, „wenn Ihr es schon wißt, ja, wir sind hier, um diesen Aberglauben zu zerstören und diesem Unsinn ein Ende zu machen."

„Das mögen Sie halten, wie Sie wollen und können, aber Unsinn, lieber Herr, Unsinn ist die Sache nicht," antwortete Lärdal mit leichtem Kopfschütteln.

„Was wollen Sie damit sagen?" antwortete ich in strengem Tone.

„Ich will Ihnen den Glauben in die Hand geben. Meine Seele, mein Geist, oder wie Sie es nennen wollen, soll vor Ihren Augen des Körpers Haus verlassen und sich an einen Ort begeben, den Sie selbst

bestimmen werden. Nach der Rückkehr will ich Ihnen Beweise dafür liefern, daß meine Seele in Ihrem Dienst an dem von Ihnen bezeichneten Platze gewesen. Wollen Sie diese Ueberzeugung haben?"

„Die widerstreitendsten Empfindungen," fuhr der Erzbischof fort, „bemächtigten sich meiner. Furcht vor dem Bewußtsein, zu einem frevelhaften Spiel mit dem Heiligsten meine Hand zu bieten, der Wunsch, einem etwaigen Betrug auf die Spur zu kommen und ihn zu entlarven, und heftige Neugierde, zu erfahren, wie der schlichte Mann sein Wort lösen werde, kämpften in mir. Letztere, das Erbtheil aller Evakinder, trug den Sieg davon. Ich willigte in den Vorschlag und trug Lärdal auf, seine Seele in mein Haus zu senden, mir zu sagen, was in diesem Augenblick meine Frau beginne, und die Beweise für seine Anwesenheit daselbst zu liefern. Es versteht sich von selbst, daß meine Reisegefährten, von noch brennenderer Neugierde beseelt, als ich, mit meinem Thun vollständig einverstanden waren.

„Nun wohl, Ihr Herrn," sprach Lärdal, „gönnen Sie mir eine Viertelstunde Zeit zu meinen Vorbereitungen." Kaum war diese verflossen, so erschien unser Hauswirth wieder, in der Hand eine Pfanne mit trockenen Kräutern tragend. „Ihr Herren," fuhr er fort, „ich werde diese Kräuter anzünden und den Duft derselben einathmen. In wenig Minuten wird mein Geist

aus meinem Körper entweichen, und alle Anzeichen des Todes an diesem sichtbar werden. Hüten Sie sich, meine Herren," fuhr er sehr ernst mit feierlich gehobener Stimme fort, „in diesem Zustande Versuche zu meiner Wiederbelebung zu machen, oder mich auch nur zu berühren, der Erfolg wäre mein sicherer Tod. In einer Stunde wird sich mein Körper von selbst wieder beleben und Ihnen Nachricht aus der Heimath bringen."

Nach einer unheimlichen Pause, während welcher Keiner von uns ein Wort der Entgegnung finden konnte, setzte der Zauberer die trockenen Kräuter in Brand und hielt seinen Kopf über den übelriechenden narkotischen Dampf derselben. In wenig Minuten bedeckte Leichenblässe sein Gesicht, der Körper fiel nach kurzen Zuckungen in den Lehnstuhl, in welchem jene Procedur vorgenommen wurde, zurück und lag regungslos, in Allem einem Todten gleichend, da.

„Um Gotteswillen," rief der Arzt entsetzt aus, „der Mensch scheint sich vergiftet zu haben, er stirbt wirklich, wenn man ihm nicht schnelle Hülfe bringt!"

Ich mußte ihn mit Gewalt zurückhalten, ehe er seinen Vorsatz ausführen und auf den Bewußtlosen hinstürzen konnte.

„Haben Sie vergessen, daß der Unglückliche uns beschwor, in dem jetzt eingetretenen Falle seinen Körper nicht zu berühren, wenn wir ihn nicht wirklich tödten wollen? Haben wir gegen unser Gewissen unsere Ein-

willigung zu dem unheimlichen Experiment gegeben, so müssen wir auch den Erfolg abwarten."

Nach einer in athemloser Spannung verlebten endlosen Stunde kehrte langsam, aber sichtlich wieder die Farbe des Lebens auf die Wangen des Entseelten zurück, die Brust hob sich unter stürmischen Schlägen, die nach und nach in ein regelmäßiges Athemholen übergingen.

Bald darauf wendete er sich mit den Worten an mich: „Ihre Frau ist in diesem Augenblick in der Küche."

„Ja wohl," entgegnete lächelnd der Arzt, „um diese Stunde pflegen, wie Sie wohl wissen, alle Frauen bei uns in der Küche zu sein."

Ohne diesen ungläubigen Einwand einer Entgegnung zu würdigen, beschrieb mir Lärdal meine Wohnung und Küchenräume, die er meines Wissens nie betreten hatte, bis in's kleinste Detail mit der pünktlichsten Genauigkeit. „Zum Beweis, daß ich wirklich dort war," schloß er seinen Bericht, „habe ich den Ehering Ihrer Frau, den selbe bei der Zubereitung einer Speise vom Finger streifte, auf den Grund des Kohlenkorbes versteckt."

Ich schrieb sofort — es war am 28. Mai — nach Hause, und frug meine Frau, was sie um 11 Uhr an diesem Tage begonnen habe. Ich bat sie, ihr Gedächtniß recht genau zu prüfen und mir recht sorgfältig

Bericht abzustatten. Nach fünfzehn Tagen, so lange brauchte bei den schlechten Verbindungswegen der Brief und die Antwort Zeit, schrieb mir meine Frau, sie wäre den 28. Mai um 11 Uhr mit der Bereitung einer Mehlspeise beschäftigt gewesen. Es wäre ihr der Tag unvergeßlich, weil ihr an demselben ihr Trauring verloren gegangen wäre, den sie kurz vorher am Finger gehabt habe und trotz alles Suchens nicht wiederfinden könne. Wahrscheinlich habe ihn ein Mann entwendet, der sich, in der Kleidung eines wohlhabenden Bewohners der Lappmarken, einen Augenblick in der Küche gezeigt, aber, als er um sein Begehren gefragt worden sei, sich wortlos wieder entfernt habe."

Der Trauring fand sich später in der Küche des Erzbischofs im Kohlenkorbe wieder vor.

Es versteht sich von selbst, daß die Mittheilung dieser Geschichte von allen Anwesenden mit ungläubigem Lächeln und nach Beendigung derselben unter lebhafter Debatte über die Möglichkeit des Ereignisses aufgenommen wurde. Alles lachte, und einige der Flüchtlinge stellten das Ganze als eine geistreiche Mystification des Königs hin. Der ehrwürdige General aber versicherte ernstlich, daß die Erzählung von dem betreffenden Würdenträger der Kirche wirklich vorgetragen worden war, und so gingen wir denn scherzend über die Gläubigkeit des neunzehnten Jahrhunderts bald auf ein anderes Thema über.

Volksleben in Kopenhagen.

„Sie wollen jetzt nach Dänemark reisen, was haben Sie als Deutscher dort zu suchen?"

Diese permanente Antwort mußte ich durch acht Tage von Jedem anhören, den ich aufforderte, mich auf einem Ausfluge nach Kopenhagen zu begleiten. Es kostete mich Mühe und Ueberredung genug, ein paar vernünftigen Menschen begreiflich zu machen, daß ich für die „Dänen" und namentlich für die dänische Regierung ebenso wenig Sympathien empfinde, als irgend ein anderer Mensch im Vaterlande, daß mich diese Abneigung aber nicht hindere, einen Ausflug nach der scandinavischen Hauptstadt für das Lohnendste zu halten, was man bei beschränkter Zeit erreichen könne. Meine Reisegefährten machten nur noch die Bedingung, vor der Fahrt nach Kopenhagen die prächtige Insel Helgoland zu besuchen, auf der wir eben ankamen, um der Feier der glücklichen Rettung des Königs von Preußen aus Mörderhand mit beizuwohnen und zwei Hannoveraner sich unsterblich blamiren zu sehen, die einen Beitrag zu einer Sammlung für die deutsche Flotte verweigerten, „wenn selbe unter preußischer Oberherrschaft stehe." Eine bessere Einleitung zu unserer dänischen Reise konnten wir wohl nicht finden, als diesen Beitrag zur Lächerlichkeit der Na-

tionalitäts-Eifersüchtelei unter deutschen Landsleuten für eine wahrhaft deutsche Sache. Gott besiers.

Ein Beweis der bitter feindlichen Stimmung der Dänen gegen Deutschland tritt dem Fremden schon bei der Ankunft in Kopenhagen auffallend entgegen. Während vor einigen Jahren, bei meiner letzten Anwesenheit daselbst, alle Aufschriften, Bilder, Bekanntmachungen ꝛc. in dänischer und deutscher Sprache abgefaßt waren, sind letztere spurlos verschwunden. Es überfällt uns ein sonderbar unheimliches Gefühl, mit dem ersten Schritt in ein fremdes Land von den heimathlichen Lauten so ganz und gar abgeschnitten zu sein. Selbst der Gang der Züge auf der Eisenbahn ja selbst die Speisekarte in den deutschen Hôtels, ist dänisch abgefaßt. Natürlich begünstigt die Regierung diesen Deutschenhaß auf das Allerwärmste und mit beinahe kindischem Eifer, wofür die „Feier des Sieges bei Idstedt," der wir beiwohnten, und auf welche ich später zurückkommen werde, einen recht auffallenden Beleg abgab. Offenbar aber lauert hinter dieser so ostensibel zur Schau getragenen Abneigung die Furcht vor „deutschen Hieben" und vor dem, was die nächste Zeit verhängnißvoll bringen könnte.

Die Hauptsache, warum ich nach Kopenhagen gekommen und warum ich meine Freunde zu diesem Ausflug gepreßt hatte, war die Beobachtung des Volkslebens, welches sich in voller Naturwüchsigkeit fast nur

hier allein noch vorfindet, wenigstens in Deutschland nichts, auch nur annähernd Aehnliches aufzuweisen hat. Die reizende Lage der dänischen Hauptstadt, die reiche Sammlung von Kunstwerken, die selbe ihrem edelsten Sohne, dem großen Thorwaldsen, dankt, ist bereits in zahllosen Reisewerken genügend geschildert worden, wenden wir daher unsere Schritte diesmal zuerst zu dem A und O eines jeden richtigen Kopenhageners, zu dem großartigen

Tivoli.

Nirgend existirt, sowohl in der Anlage, als in der Ausführung, ein ähnliches Etablissement. Alle nur denkbaren Bedingungen für ein Vergnügungslokal für alle Klassen der Bevölkerung sind hier vereinigt und gelöst. Als der geniale Carstensen, auf welchen wir später zurückkommen werden, dem Ministerium den Plan zu diesem Unternehmen vorlegte, überließ die Regierung der Aktiengesellschaft, die sich zur Realisirung desselben gebildet hatte, den prachtvollen Platz hierzu, der ein Kapital von mindestens einer halben Million repräsentirt, auf unbestimmte Zeit unentgeltlich, indem die Gemeinnützigkeit der Idee klar auf der Hand lag. Wollte das Ministerium den Platz heute zurück, oder bezahlt verlangen, so wäre der Sturz desselben, ja eine Revolution die unabänderliche Folge. Wer den Kopenhagener und sein Tivoli kennt, der wird diese Behauptung nicht für übertrieben halten. Reich und

Arm, Hoch und Niedrig, Jung und Alt hat das Tivoli in's Herz geschlossen, jeder Kopenhagener, ich behaupte Jeder, ohne Ausnahme, besucht sein liebes Tivoli die Woche ein oder zwei Mal, und an Sonntagen gleicht der Zug dahin in Wahrheit einer Völkerwanderung.

Worin liegt dieser Zauber, der alle Welt anzieht? Zuerst in der ungemeinen Billigkeit, die den Platz für Jedermann zugänglich macht, eine Billigkeit, die, eben nur dadurch ermöglicht wird, daß Grund und Boden nicht verzinst zu werden braucht.

Das Entrée beträgt pro Person 1 Mark = 3½ Sgr. Wolle mir der freundliche Leser folgen und mit mir sehen, was ihm für seine 3½ Silbergroschen geboten wird.

Um den Weg brauchen wir uns nicht zu erkundigen, zahlreiche Fußgänger und fortwährend ab und zu fahrende Omnibuswagen führen uns ohne Frage die kurze Strecke vor das Westerthor, wo das geschmackvolle Eingangsgitter, beim Einbruch der Dunkelheit mit unzähligen reizend gruppirten farbigen Lampen beleuchtet, uns sofort in die Augen fällt.

Ein stets zahlreiches, aus allen Ständen bestehendes Publikum durchschwärmt bereits fröhlich die ausgedehnten großartigen Anlagen. An Sonntagen werden z. B. zwölf bis vierzehntausend Billets ausgegeben, die Aktiengesellschaft, als Eigenthümerin des Etablissements, ist dadurch im Stande, trotz des winzigen

Eintrittspreises, auch in diesem Jahre den Theilhabern eine Dividende von zehn Procent zu bezahlen. Besehen wir uns das stets wechselnde Programm einer Vorstellung im Tivoli.

1) Um 5 Uhr beginnt unter Leitung des bekannten Componisten C. Lumbye in dem reizend arrangirten großen Musiksaal ein großes Concert, wobei derselbe ein Schlachtgemälde „unter Accompagnement von Kanonenschlägen, Musketensalven, Horn-, Trommel- und Trompetensignalen“ zum ersten Mal executiren läßt. 2) und 3) Auf dem Theater im Freien folgen die Productionen der Geschwister Cotrelly und im offenen Circus jene des bekannten Kunstreiters Loisset mit seiner Gesellschaft. 4) Im geschlossenen Circus zeigt Professor Förster aus London großartige Nebelbilder. 5) Komische Pantomime auf dem Theater, unter Mitwirkung der Geschwister Osmond, worin der ungemein beliebte, und in seiner Art auch treffliche Pierrot-Darsteller Herr Volkerson mitwirkt. 6) Eine Seiltänzer-Gesellschaft zeigt ihre Kunststücke. 7) Lebende Bilder. 8) Tombola. 9) Vorstellung des Kunstreiters Loisset im geschlossenen Circus. 10) Großartiges Feuerwerk. 11) Auf der sogenannten Insel und in den vielen Restaurationslokalen sind fortwährend Concerte und Vorträge von deutschen, schwedischen und dänischen Volkssängergesellschaften.

Die Anlage ist mit geschmackvollen Blumengruppen,

Irrgärten, riesigen Lauben, Statuen ꝛc. und unzähligen Volksbelustigungen versehen, Carousel, Kraftmesser, Menagerien, eine Rutschbahn im größten Maßstabe, Kegelbahnen mit künstlichen Ueberraschungen für den Sieger, Schießstände, Bazare ꝛc. stoßen dem Beschauer fast bei jedem Schritte auf, große und kleine Speise- und Erfrischungslokale laden den Müden und Durstigen zu trefflicher Naturalverpflegung bei billigen, von der Direktion*) streng normirten Preisen ein; unter Ab- und Zuströmen der Menge, im bunten Wechsel der fortwährend sich ablösenden Unterhaltungen bleibt die Schaulust bis Mitternacht rege, wo die Massen dicht gedrängt und froh bewegt nach Hause eilen.

Kein Mann Polizei wird in den weiten Räumen sichtbar, jede Rohheit, jede Unanständigkeit, würde je eine solche hier gewagt werden, würde sofort an jedem der Anwesenden einen strengen Richter finden, ehe die Behörde Zeit hätte, sich in's Mittel zu legen.

Nach diesen einfachen Umrissen wird es der freundliche Leser wohl begreiflich finden, daß den Fremden sofort die Frage empfängt: Waren Sie schon in unserm Tivoli? und daß der echte Kopenhagener den Tag für verloren ansieht, an dem er verhindert ist, sein geliebtes Tivoli zu besuchen. Es war daher ein mehr als kühnes Wagniß, als Carstensen, der Gründer

*) Die Direktion besteht stets aus einem Beamten, einem Gelehrten, intelligenten Bürger und einem namhaften Schriftsteller.

desselben, mit dem Plane hervorrückte, seiner Schöpfung eine Nebenbuhlerin zu schaffen, die dieselbe noch überflügeln soll.

Carstensen ist für die Vergnügungen der Kopenhagener das, was Thorwaldsen für den künstlerischen Ruf der Hauptstadt ist. Wir wollen daher in flüchtigen Umrissen die Laufbahn dieses genialen Abenteurer's zu zeichnen suchen. Nach einem bewegten Leben als ehemaliger Offizier der Fremdenlegion von Algier in seine Vaterstadt zurückgekehrt, entwarf er, ein geborener, nicht gelehrter Architekt, die Pläne zum Tivoli in allen Details, und rief selbe auf Rechnung einer von ihm gegründeten Aktiengesellschaft in's Leben. Es wurde ihm ein so namhafter Antheil am Gewinn zugesichert, daß er sich ruhig hätte in seiner Heimath niederlassen und seiner Schöpfung freuen können. Aber Ruhe lag nicht im Charakter Carstensen's. Nachdem unter seiner Leitung das ungemein beliebte und an Zweckmäßigkeit und Genialität der Anlage unübertroffene Casinotheater ebenfalls auf Aktien gebaut wurde, ließ sich unser Carstensen seinen Antheil an den beiden Unternehmen mit einer namhaften Summe abkaufen und ging nach — New-York, um mit einem Compagnon den dortigen Industriepalast für die Ausstellung zu bauen. Die Speculation schlug fehl, das große Unternehmen rentirte nicht, und Carstensen kehrte nach zwei Jahren von Amerika ebenso arm und mittellos

nach Kopenhagen zurück, als er von Algier dahin gekommen war.

Mit der ihm eigenen Genialität entwarf er nun den Plan zur Alhambra, welche das Tivoli überflügeln sollte. In wenig Wochen war das nöthige Kapital dazu, abermals durch Actionäre, aufgebracht und der Bau in Angriff genommen. Mit fieberhafter Hast trieb Carstensen zur Vollendung, die er nicht mehr schauen sollte, denn kurz vor Beendigung des Baues starb er, arm und körperlich wie pecuniär ruinirt, und das Geschick seiner Familie der öffentlichen Wohlthätigkeit überlassend, welche sich auch an derselben in glänzender Weise bewährte. Während er ein großes Vermögen hätte hinterlassen können, verzettelte er dasselbe in der Manie, sich fortwährend neue, feenhaft dekorirte Wohnungen zu arrangiren. Kaum war mit enormen Kosten eine Idee ausgeführt und er in die prachtvollen Räume eines neuen Hauses eingezogen, so widerte seine stets arbeitende Phantasie das originelle Einerlei seiner Schöpfung an, die reiche Ausstattung wurde mit außerordentlichen Verlusten verkauft und eine neue Einrichtung erfunden; ähnlich wie Alexander Dumas verschleuderte er die reichen Früchte seiner Arbeit in phantastischen Entwürfen und rubellosem Schaffen genialer Projecte.

Das Hauptgebäude (Theater und Concertsaal) der Alhambra ist beides in maurischem Stil erbaut. Das

Theater enthält in amphitheatralischer Form über 2000 bequeme Sitzplätze, die hohen Bogenfenster von farbigem Glas machen einen imposanten Effect. Statt des in Schauspielhäusern gewöhnlichen Kronleuchters im Zuschauerraume entzündet sich hier im Zwischenact plötzlich eine aus unzähligen dicht an einander gedrängten Gasflammen bestehende und unter einem concaven Glasbehälter befindliche Sonne, deren Licht sich, durch Reverberen vervielfältigt, über das Auditorium tageshell ergießt und mit dem Beginn der Vorstellung wieder erlischt. Es ist dies eine ganz vortreffliche, zweckmäßige und wahrhaft überraschende Neuerung, deren Einführung an allen deutschen Bühnen zu wünschen wäre.

Schreiber dieses wohnte in der Alhambra — am 25. Juli — dem Siegesfest der Schlacht bei Idstedt bei, bei dem freilich der Wille, die Festlichkeit recht großartig zu gestalten, eben so wie im Tivoli, weit hinter der Ausführung zurückblieb und wie eine kindische Ostentation aussah. Schon den ganzen Tag lief eine Bande in schlechte Uniformen gekleideter Jungen trommelnd durch die Straßen der Stadt. Ich habe nicht erfahren können, ob diese bettelhafte Militairkleidung irgend einem Institut angehört oder blos als Maskerade zur Feier des Tages dienen sollte. Auch an den öffentlichen Belustigungsorten fand ich diese jugendlichen Lärmmacher wieder in voller Thätig-

keit. Das Fest eröffnete ein Schlachtgesang, in Begleitung von 24 Kanonenschlägen. Drei Lustspiele mit Gesang, von denen ich, der dänischen Sprache nicht mächtig, nichts verstand, als das dieselbe recht mangelhaft aufgeführt wurden, lebende Bilder auf dem Theater im Garten unter Gottes blauem Himmel von der Gesellschaft eines Herrn Alfonso und „dessen Damen" ausgeführt, wobei fleischfarbene Tricots die Hauptrolle spielten, großes Concert mit einem neuen Tongemälde: „Die Schlacht bei Idstedt," ein ziemlich wilder Tanz einer bildhübschen Künstlerin, Frl. Louise Hélin, die Pantomime: „Pierot als Barbier" und ein von hundert Soldaten ausgeführtes Schlachttableau unter Feuerwerksbegleitung, das waren so ziemlich die Ingredienzen zur mageren Siegesfeier. Das zahlreich versammelte Publikum verhielt sich leidlich passiv und gab dem Schreiber dieser Zeilen auch hier Gelegenheit, den Takt zu bewundern, mit welchem in Kopenhagen sich die Menge bei Massenversammlungen aus allen Ständen benimmt. Nicht die geringste Störung fällt vor, Alles bewegt sich froh durcheinander und vergnügt sich harmlos an dem Gebotenen. In Berlin würde — leider muß dies ausgestrichen sein — ein öffentlicher Vergnügungsort für alle Klassen der Gesellschaft mit einem so geringen Eintrittspreis ohne Excess nicht denkbar sein. Freilich zeichnet sich der Berliner Pöbel

an Rohheit vor dem der anderen deutschen Hauptstädte auf traurige Weise aus.

Uebrigens liegen die jetzigen Leiter der Alhambra und die Aktionäre des Instituts nicht auf Rosen. Das Lokal konnte nur ein Jahr, durch den Reiz der Neuheit getragen, der gewaltigen Concurrenz des Tivoli widerstehen, schon im nächsten Monat wird dasselbe unter dem Subhastationshammer dem Meistbietenden zugeschlagen werden, ob es dann unter tüchtigerer Leitung als die jetzige, allerdings sehr mangelhafte und einseitige, sich wird halten können, bleibe dahingestellt. Nach dem Westerthore hinaus schließt sich ein Vergnügungslokal, eine Schaustellung an die andere an — ich erwähne als Curiosum „die Mumie der Pastrana;" — die prachtvollsten Gärten für Biertrinker mit eleganten Salons reihen sich an einander, und an allen diesen Bauten ist der Einfluß der originellen Carstensen'schen Architektur unverkennbar.

Auch das Seebad Marienlust cultivirten in neuester Zeit durch Aufstellung einer Masse von Schaubuden, Restaurationen mit Tanzböden und Sängergesellschaften die Lust an öffentlichen Unterhaltungen. Dies Unternehmen ist ebenfalls durch eine Aktiengesellschaft in's Leben gerufen und durch Schenkung des prachtvollsten und ausgedehntesten Waldbodens, in Berücksichtigung des gemeinnützigen Zweckes, vom Ministerium auf's Humanste unterstützt worden.

Einen lohnenderen Ausflug, als den nach Helsingör*) über Marienlyst und zurück durch den Thiergarten kann man sich nicht denken. Für Personen von etwas lebhafter Phantasie wird am ersteren Ort auch die Hamletterasse, auf welcher Shakespeare den Geist des Dänenkönigs erscheinen läßt, und Hamlet's Grab Interesse haben. Letzteres wird auf einer kleinen Wiese des Gasthausgartens gezeigt, ist mit einem abgerundeten, sehr roh gearbeiteten Säulenstumpf verziert und läßt der Einbildungskraft des Beschauers den ausgedehntesten Spielraum übrig. Für Personen welche auch die 3½ Sgr. Entrée in's Tivoli oder Alhambra nicht auftreiben können, bieten die Volksfeste im Thiergarten während zwei Monaten (Juni und Juli) den ausgedehntesten Unterhaltungsstoff. Bekanntlich zeichnet sich der Thiergarten durch seinen riesigen Baumwuchs und seine wunderbar schönen Anlagen aus. Während nun die glücklich simirte Minderheit in ihren Equipagen auf und ab fahrend, ihr liebes

*) Das Dampfboot fährt dahin durch den Hafen, mitten durch die halbvermoderte dänische Kriegsflotte, von der ein Schiff im Jahre 1848 den ganzen Ostseehandel lahmlegerstreckte. Schreiber dieses sah diesen Vorgang auf einer Reise nach Petersburg auf dem russischen Dampfboot Wladimir, drehend vor Swinemünde liegen und vor dem russischen Adler salutiren. Möge jeder Deutsche, der dieses Namens werth ist, jetzt nach Kräften sein Scherflein zur Bildung einer deutschen Flotte, zur Abwendung ähnlicher Schmach, beitragen.

„Ich" die Allee entlang zur Schau führen läßt, treibt sich die Menge auf den von prachtvollen Buchen eingeschlossenen Wiesen herum, wo zahllose Zelte, Buden mit Erfrischungen, Gauklerbanden, Seiltänzer, Taschenspieler, Carroussels, Feuerfresser ꝛc. ꝛc. für den Preis von einem Schilling = 3 Pfennige — zum Besuche einladen. Hier geht es, namentlich an Sonn- und Festtagen, toll und lustig zu, und hier sollen sich allerdings, um mit dem Herzog Heinrich von Reuß-Schleiz-Lobenstein zu sprechen, mit einbrechender Dunkelheit die Begriffe von „Anständig" und „Unanständig" etwas zu verwirren anfangen. Nichts desto weniger hört aber auch dann die Gemüthlichkeit nicht auf, und rohe Aeußerungen von Betrunkenheit, Scandal und wüsten Lärm, wie bei ähnlichen Gelegenheiten in großen Städten unvermeidlich, wird der Fremde hier vergebens suchen. Welch' ein Contrast zwischen den ekelhaften Orgien des Hamburger Berges und dem frohen Volkstreiben in Kopenhagen! Worin liegt der Unterschied? Die Regierung unterstützt an letzterem Ort die Unternehmer öffentlicher Vergnügungslokale in jeder denkbaren Weise und ermöglicht es denselben, diese durch sehr geringe Eintrittspreise für alle Klassen zugleich zu öffnen, während die schweren Lasten, die in Deutschland auf derartigen Etablissements ruhen, dies geradezu unmöglich machen. Wäre in Wien, Hamburg oder Berlin das Zustandekommen eines Institutes, wie das Kopen-

hagener Tivoli, unter ähnlichen Bedingungen denkbar, so würde dem Volke eine wahre Wohlthat erwiesen werden, die sogenannten kleinen Leute würden ihre paar Pfennige nicht mehr den Schnapsbuden zutragen, sondern nach und nach Sinn für anständigere Vergnügungen finden, das Zusammentreffen mit Gebildeteren würde nicht ohne Einfluß bleiben, und viele Rohheiten würden verschwinden, die uns jetzt mit Indignation erfüllen. Darauf hinzudeuten, ist der Zweck dieser Zeilen; möge derselbe kein verlorener sein!

Der arme Josy.*)

Die ewige Wanderluft, welche mich in früheren Jahren noch mehr als jetzt beherrschte, obwohl mich bis zur Stunde manchmal meine tolle Ahasver-Laune Jahre lang von Land zu Land hetzt, ließ mich unter den gebotenen Engagements-Anträgen immer den wäh-

*) Erschien vor Jahren in dem „Tagebuch des alten Komödianten" desselben Verfassers, in Leipzig bei Otto Wigand, wurde damals in fast alle modernen Sprachen übersetzt, und der Stoff auch zu einem Drama benutzt. Da das Buch vergriffen ist, so dürfte der Wiederabdruck mit Erlaubniß des ersten Verlegers wohl gerechtfertigt erscheinen. Der Verleger.

len, der die weiteste und mühseligste Reise bedingte. So hielt ich es für ein großes Glück, im zweiten Jahre meiner theatralischen Laufbahn einen Ruf an das Theater in Agram zu erhalten. Agram, die Hauptstadt Croatiens, so nahe der türkischen Grenze, welch' eine reiche Aussicht auf neue Erfahrungen, auf nie Gesehenes, welch ein Sporn für den feurigen Kunstjünger zur freudigen Zusage! Ein vorher zugesagtes Gastspiel in Laibach gab mir Hoffnung, durch einen nicht übergroßen Umweg nebst meinen Reisespesen bei Sparsamkeit so viel zu erübrigen, um meiner Sehnsucht, Triest und Venedig zu sehen, Erfüllung prophezeien zu können.

Das Gastspiel in Laibach war nach Wunsch ausgefallen; die erübrigte, für meine damaligen Verhältnisse enorme Summe von 80 Fl. C.-M. war bis auf einen kleinen, kleinen Rest gegen die Seligkeit des Anschauens der beiden Wunderstädte Oberitaliens und ihrer Herrlichkeiten zu Meer und Land eingetauscht werden; und der, wie gesagt, sehr zu Neige gehende Bestand meiner Börse forderte mich, bei meiner Rückkunft nach Laibach, dringend zur äußersten Sparsamkeit auf, wenn ich anders das Ziel meiner Reise, mein Agram — das damals meine Phantasie zu einem Bilde gestaltet hatte, wie ich mir jetzt ungefähr Alexandrien oder Kairo denke, — wenn ich also dies mein Mekka, und zugleich mit dem Einzug in dies Asyl die ferneren Existenz-Mittel erreichen wollte.

Von meiner künftigen Directien hatte ich den freundlichen Auftrag erhalten, bei dem laibacher Musiklehrer Maichek eine Violine abzuholen, und derselben bis Agram ein Plätzchen in meinem Wagen gefälligst zu gönnen. — Der gute Zwenizek — so lautete der verhängnißvolle Name meines künftigen Directers — hatte keine Ahnung davon, daß ich im sträflichen und doch so verzeihlichen Leichtsinne mein Reisegeld auf dem adriatischen Meere, in der Adelsberger Grotte und auf dem theuern Pflaster Triests verlustirt hatte und daher gezwungen war, mich auf der langweiligen Straße von Laibach nach Agram meinen eigenen gesunden Füßen und den Transport meiner kleinen Habseligkeiten meinem breiten Rücken anzuvertrauen. Nichts desto weniger war mir der Auftrag meines künftigen Gebieters heilig; so wurde denn die mir anvertraute Violine auf das nette, schlanke Ränzlein geschnallt, und mit einem tüchtigen Stock in der Hand wanderte ich, einem fahrenden, d. h. zu Fuße fahrenden Schüler nicht unähnlich, an einem schönen Sommermorgen hinaus in die frische, grüne, unbekannte Gotteswelt. Wenn Salz und Brod wirklich die Wangen roth macht, so muß ich in diesen Tagen sehr blühend ausgesehen haben.

So schritt ich munter vorwärts an den romantischen Ufern der Save (hier sehr unpoetisch Sau genannt) und ergötzte mich im Anschauen der herrlichen Gegend, die in feierlicher Einsamkeit vor mir ausge-

breitet lag, — eine Eigenschaft, die nur zu bald verderbenbringend für mich werden sollte. Mir linker Hand das stille Flüßchen, an dessen jenseitigem Ufer in weiter Ferne ein Kloster sichtbar wurde; rechts eine wunderschöne Anhöhe, an welche sich ein ziemlich großes Gehölz anlehnte. Alles zusammen gewährte einen reizenden Ueberblick. In übermüthiger Fröhlichkeit ließ ich eben zu meinem Privatvergnügen einige österreichische „Giangeln" ertönen, als ich von der Höhe herab drei Männer auf mich zueilen sah, deren wildes und unheimliches Aussehen mir das Zusammentreffen mit ihnen nicht sehr wünschenswerth erscheinen ließ. Alle drei hatten sogenannte Bundas über dem groben Hemde hangen, welches vorn offen die gebräunte, mächtig behaarte Brust sehen ließ und über den weiten Leinenbeinkleidern durch einen Ledergurt in der Mitte zusammen gehalten wurde. Ueber der wildbärtigen Galgen-Physiognomie trug der Eine einen ungarischen Kalpak und die beiden Andern Mützen aus Lammfellen, nach Art der croatischen Bauern. Mit schwacher Phantasie konnte man sich doch bei dem Anblicke dieser harmlosen Buschbewohner der Erinnerung an italienische Banditen nicht erwehren; denn wenn auch Dolch und Pistolen fehlten, so ersetzten doch tüchtige Knüttel, ein kurzes Feuergewehr und eine Art Beil (Tschakan) diesen Mangel hinlänglich. Die Art der Begrüßung ließ auch keinen Zweifel über die Absicht der Ehrenmänner mehr obwalten.

War beim ersten Blick auf die Herrschaften der laute Schall meiner Stimme im Vortrage meiner heimischen Volksgesänge zum unbedeutenden Flüstern herabgesunken, so blieb mir bei dem tobenden Geschrei, mit dem die Naturlöhne über mich, den Einzelnen, Unbewaffneten, herfielen, ein halbes „G'stanzl" förmlich in der Kehle stecken. — Da sie mir die Unkenntniß ihrer Landessprache wohl ansehen mochten, so waren die gutmüthigen Menschen freundlich beflissen, dafür zu sorgen, daß durch die ausdrucksvollste Mimik, womit sie die mir unverständlichen Laute begleiteten, kein Zweifel mehr über die zarte Absicht ihres Entgegenkommens übrig blieb. Zwei von der Gesellschaft waren sogleich so artig, mich der Last meines Ränzels sammt der fremden Violine zu überheben, und der Dritte untersuchte mit großer Fingerfertigkeit meine Taschen, aus deren Bereich die silberne Uhr und die wenigen Groschen, die ich mein nannte, schnell in den dunklen Schlund eines Schnappsackes, worin der Gute wahrscheinlich Nachtwäsche und Frisirkämme tragen mochte, verschwunden waren. Natürlich glaubte ich, die Sache wäre zu Ende, und froh, mit heiler Haut davon gekommen zu sein, zog ich freundlich den Hut und wünschte den Herren glückliche Reise; zu meinem Erstaunen aber entwickelte der Bärtige plötzlich bedeutende linguistische Kenntnisse und fing an, obgleich mit starken Anklän-

gen eines fremden Idioms, ſich mit mir in meiner Mutterſprache zu unterhalten.

„Nir da furtgehen, Schwab verfluchter," redete er mir liebreich zu, „Du mußt haben noch Geld!" Auf die beilige Verſicherung, daß meine ſämmtlichen Capitalien bereits in ſeinen Händen wären, befahl er mir, die Stiefel auszuziehen. Vor Zorn bebend, ſtand ich einen Augenblick unentſchloſſen, jedoch der erhobene Stock mit dem blanken Beile und die grimmige Miene des Kerls, der mir wohl ausſah, als käme es ihm gleich Körner's Banditenhauptmann „auf einen kleinen Mord nicht an," die beiden andern Kerls, woven der eine das Eingeweide meines Felleiſens bereits ans Licht des Tages gefördert, und der andere arglos mit einem Feuergewehr ſpielte, gaben eine ſo reizende Staffage zu dem Bilde, daß ich nothgedrungen gehorchte, innerlich mein agramer Engagement, den näheren ſchönen Fußſteig, den ich auf Anrathen meines laibacher Wirthes eingeſchlagen, und vor Allem die italieniſche Reiſe verwünſchend, die mir die Mittel raubte, in bequemer Kutſche ſtolzirend allen auf Seitenwegen lauernden Buſchkleppern ein Schnippchen zu ſchlagen.

Die Fußbekleidung lag neben mir im Graſe, und während mein linguiſtiſcher Freund vor mir kauernd dieſelbe gierig unterſuchte, kam mir das unſinnige Gelüſte an, ob meine Hand ſtark genug wäre, ſeine Kehle zuzuſchnüren. Gleich als ſollte dieſem liebloſen Vorſatz

auf der Stelle die Strafe folgen, erhob der Gauner, getäuscht in seiner Erwartung Geld zu finden, mit grimmigem Blicke das verkehrte Beil und versetzte mir mit dem Steck desselben einen gewaltigen Hieb über den Schädel; das warme Blut rieselte mir über das Gesicht und über die Hände herab, mit denen ich die Wunde zu decken suchte. Ich trage als Andenken an jene Höllenstunde noch immer eine ziemlich tiefe Narbe am Kopfe.

Was ich im ersten Augenblick des Schlages empfunden, weiß ich nicht — nur so viel kann ich mich erinnern, daß ich keinen eigentlichen Schmerz fühlte und beim Anblick meiner blutigen Hände im Stillen meine Rechnung mit dem Himmel schloß, jeden Augenblick erwartend, daß mir der Spießgeselle des Gauners seine Kugel durch den Leib jagen würde. So wie jedoch vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt, so auch vom Entsetzlichen zum Komischen; denn beinahe wäre mir in meiner verzweiflungsvollen Lage das Lachen angekommen, als mir mein Peiniger nach kurzer Pause befahl, das Blut abzuwaschen und hernach — er deutete gebieterisch auf die am Boden liegende Geige — einen Ungarischen aufzuspielen.

Man denke sich meine Lage! Beraubt bis auf den letzten Deut, mit blutendem Kopfe und grimmigem Herzen sollte ich meinen Todfeinden ungarische Tänze vergeigen — abgesehen davon, daß ich vom Violinspiele so viel verstehe, wie von der chinesischen Sprache.

Eine Art von verzweiflungsvollem Heldenmuthe kam über mich: ich erklärte wuthentbrannt, man solle mich tödten, ich könne und wolle nicht zum Tanze aufspielen; ich schleuderte dem Linguisten eine ganze Reihe Schimpfworte ins Gesicht, die Wirkung meiner Kühnheit mit hoffnungsloser Resignation erwartend. Zu meinem Erstaunen aber packte das saubere Kleeblatt nach kurzem Wortwechsel in illyrischer Sprache meine Effecten auf, maß mich mit verächtlichem Achselzucken und verschwand alsbald im Dunkel des nahen Gehölzes.

Da stand ich nun in der ersehnten romantischen Gegend allein, ausgeplündert, barfuß, geld- und obdachlos, die blutigen Lecken reinigend an den reizenden Ufern der Save, nach meiner Berechnung zwei Stunden entfernt von jeder Menschenwohnung.

Im nächsten Orte angekommen, ließ mein erbarmenswerther Zustand bei dem Gastwirthe keinen Zweifel über die Wahrheit meiner Erzählung in Bezug auf meine Beraubung aufkommen, um so weniger, als die Unsicherheit der Gegend den Bewohnern des Fleckens leider nur zu bekannt war. Der ehrliche Kneipier gewann mich lieb und vertraute mir nicht nur die paar Gulden zur Fortsetzung meiner Reise an, sondern empfahl mich auch einem Weinhändler, welchen seine Berufsgeschäfte zwei Tage später in die Hauptstadt Croatiens führten, und der mir mit gutmüthiger Freundlichkeit einen Platz in seinem Wägelchen anbot. Ich

übergebe hiermit die Namen meiner damaligen Wohlthäter feierlichſt der Unſterblichkeit: der Gaſtgeber — war, ich will ſogar hoffen, iſt noch — ein Krainer, und heißt oder hieß Kirſchhofer, und der Weinhändler Demeter.

In Bezug auf Agram ſelbſt hatte mich meine Phantaſie nicht getäuſcht; keine civiliſirte Stadt hat eine ſolche Reihe auffallender Stadt-Erſcheinungen aufzuweiſen; die croatiſchen Volksfeſte (welchen ich einmal einen eigenen Aufſatz zu widmen denke), die dortigen Sitten und Gebräuche ſind ſo originell und intereſſant, daß ich in reger Bewunderung dieſer auffallenden Erſcheinungen mein trauriges Abenteuer auf der Hinreiſe raſch vergeſſen hätte, wenn nicht der Umſtand, daß die Sicherheit der Hauptſtadt — ich ſpreche vom Jahre 1833 — nicht viel größer ſchien, als die der Landſtraße, mir die fatale Begebenheit wieder friſch ins Gedächtniß gerufen hätte.

Kein Tag und vollends keine Nacht verging, ohne daß irgend ein friedlicher Bewohner beraubt und beſtohlen worden wäre; ja, der Unfug und die Frechheit des Raubgeſindels nahm auf ſo furchtbar beunruhigende Weiſe überhand, daß ſich die Behörde zu einer der ſeltſamſten Maßregeln gezwungen ſah. Es wurde nämlich bei Trommelſchlag die Verordnung verkündet, welche dem Bürger Agrams das Recht gab, auf jeden, Abends nach acht Uhr in ſeine Wohnung Dringenden, ſcharf zu

ſchießen, wenn ihm derſelbe auf dreimaligen Anruf die Antwort ſchuldig geblieben.

Ein Büchſenmacher auf der ſogenannten Harmitzen — einer Vorſtadt Agrams — machte von dieſem wunderlichen Privilegium auch ſchon in der erſten Nacht nach der Publication Gebrauch, und ſchoß einen Kerl bei dem Verſuche, durch ſein Fenſter einzuſteigen, mitten durch das Herz. Die Leiche des Getödteten blieb den folgenden Tag in derſelben Lage, in der ihn die verhängnißvolle Kugel niedergeſtreckt, zur Schau liegen, und die zahlreich zuſtrömenden Neugierigen beſchenkten den wackeren Schützen reichlich. Der Getroffene hatte freilich ſein Schickſal wohl verdient; denn er war, wie ſich ſpäter auswies, ein ausgelernter Galgencandidat, welcher bereits im „Schlößlein Munkatzs“ Feſtungsſtrafen überſtanden hatte, und hier ſo unverhofft vom Walten des unbeugſamen Fatums ereilt worden war; allein man ſchaudert, wenn man bedenkt, welches Unglück Willkür und Mißverſtändniß durch einen ſo ſeltſamen Polizeibefehl hervorrufen konnte.

Ich meines Theils habe den ganzen Vorfall nur erwähnt, weil ich durch Neugier ebenfalls zu dem ſonderbaren Schauſpiel getrieben — in dem in ſeinem Berufe Gefallenen mit Erſtaunen die irdiſchen Reſte meines ſprachkundigen Räubers erkannte, dem ich noch vor wenig Tagen ſo friſch und wohlgemuth auf ſeiner Geſchäftsreiſe in Feld und Wald begegnet war, und den

wohl die Luft — einen Ungarischen aufspielen zu hören und nebenbei ein kleines Verdienstchen zu suchen, nach Agram getrieben hatte. Sein treuer „Tschakan", an welchem, sofern mich meine lebendige Phantasie nicht getäuscht, noch mein Blut klebte, lag neben ihm.

Ich hatte mich bereits an meine neuen Verhältnisse gewöhnt, einen fröhlichen Kreis gleichgestimmter Freunde jeden Abend im Gasthaus zur Krone um mich versammelt, und manch' lustiger Schwank wurde hier besprochen und ausgeführt, manche Stunde verflog hier pfeilschnell, im frischen, anregenden Gespräche in Ernst und Scherz. Mein täglicher Tischnachbar war ein würdiger, alter, aber etwas schweigsamer Offizier, Hauptmann B., der sich mir jedoch freundlich genähert, und dem ich manche interessante Mittheilung aus seinem vielbewegten Leben verdanke.

Seit sechszehn Jahren fand sich hier nach der Tischzeit ein armer Blödsinniger ein, dessen stiller und unschädlicher Wahnsinn den jüngern und leichtsinnigen Tafelgenossen manchen Stoff zu verwerflicher Belustigung bot. Besonderes Vergnügen fanden die jungen Leute an der ihm, gleich vielen Irrsinnigen eigenen Lust, zu tanzen; denn auf das Commando „Joiv (sprich: Joichy), tanze schön, hier ist ein Greichen," fing er sogleich an, sich nach einer von ihm gesummten eintönigen Melodie im Kreise zu drehen, erst langsam, dann immer schneller, bis die Erschöpfung ihn zum

Stillstande zwang und der Arme, sich mit der verkehrten Hand den Schweiß abtrocknend, ein ihm dargereichtes Glas Bier oder Wein hastig hinabstürzte, sich mit stierem Lächeln und einer ungelenken Verbeugung gegen die Gesellschaft entfernte, um im nächsten Gasthof dasselbe Spiel mit sich wiederholen zu lassen, bis ihm ein wohlthätiger Rausch die Augen schloß. Schon oft hatte ich mich gegen B. über die unzarte Art, mit welcher man aller Orten mit dem Unglücklichen umging, ausgesprochen, heute jedoch riß mich mein Gefühl hin, und ich erklärte einem jungen Manne, der sich den geistreichen Witz erlaubt hatte, den armen Joly mit einem großen gemalten Schnurrbart fortzuschicken, rund heraus, daß ich derlei Scherze roh und herzlos fände. Mein Gegner meinte, mein Moralpredigen sei lächerlich, der dumme Cretin habe kein Gefühl für meine „zarten" Rücksichten und sei seit sechszehn Jahren an ganz andere Scherze gewöhnt. Ich wurde ebenfalls heftig und es wäre vielleicht zu sehr ernsten Erörterungen gekommen, hätte sich nicht der von Allen geachtete B. in's Mittel gelegt.

„Meine Herren," sprach der würdige Krieger, „Sie sind alle fremd und kennen die Ursache nicht, welche den armen Joly zum Wahnsinn gebracht; erlauben Sie mir, Sie mit derselben bekannt zu machen, und ich bin überzeugt, Sie werden sämmtlich die Lust verlieren, den Cretin, wie Sie ihn zu nennen belieben, in

Zukunft zu necken.“ Rasch hatten sich die Streitenden in einen Kreis aufmerksam ruhiger Zuhörer verwandelt, und B. begann:

„Der arme Josy, den Sie jetzt als bleiches Jammerbild verhöhnen, würde vor achtzehn Jahren Ihren Spott wohl nicht so ungestraft hingenommen haben: denn damals war er der schönste, aufgeweckteste und frischeste Bursche in der ganzen hiesigen Garnison. Dabei gutmüthig und rechtlich bis zum Excentrischen, genoß er die ungetheilte Liebe und Achtung Aller, die ihn kannten. Von seinen Vorgesetzten wurde er den Cameraden im Regimente stets als Muster und Beispiel angeführt, ohne je den Neid derselben zu erregen, die im Gegentheil mit einer Art von gerechtem Stolz über die Auszeichnung erfüllt waren, mit welcher der gute Josy überhäuft wurde. Mit beispielloser Freundschaft aber hing der treue Bursche an seinem Landsmann und Jugendgespielen Istvan (Sichtvan), der mit ihm in einer Compagnie diente, mit dem er aufgewachsen, an den ihn jahrelanges Zusammensein, gleiche Gewohnheiten und erwiderte Herzlichkeiten mit tausend Banden fesselten. In einem bitzigen Nervenfieber hatte Istvan den dankbaren Josy mit aufopfernder Bruderliebe gepflegt, dieser den etwas leichtsinnigen Kumpan dagegen einmal vor einer bedeutenden Regimentsstrafe gerettet, indem er dessen Vergehen auf sich nahm, und sich der, in Betracht seines sonstigen exemplarischen

Wandels sehr gemilderten Buße freudig unterwarf; kurz, es war ein Bund für die Ewigkeit, und um so rührender, je seltener sich derlei zarte Anhänglichkeit bei solch' kräftigen und starken, aber ungebildeten Naturen vorfindet. Nach seinem Freunde war dem muntern und hübschen Istvan seine Lisinka das theuerste Gut auf dieser Erde. Bereits hatte er das Wort seines Hauptmanns zur Heirathsbewilligung erhalten, und nächstens sollte ihn der priesterliche Segen mit der schwarzäugigen, bildschönen Dirne auf ewig vereinen — als ihm diese einst unter heißen Thränen zu Füßen fiel und gestand, sie könne nicht die Seine werden. Der Sohn ihrer Herrschaft, der junge Graf K . . . . cy, ein bekannter niedriger Wüstling, hatte durch alle Künste der Hölle die Arme zum folgenreichen Falle gebracht.

„Der wüthende Schmerz des armen Burschen bei dieser entsetzlichen Mittheilung läßt sich eher fühlen als beschreiben; doch nach einigen Stunden des schneidendsten Jammers hatte dieser dem grimmigsten Rachedurst in der Seele des heißblutigen und stolzen Croatenjünglings Platz gemacht. — Am andern Morgen durchlief eine entsetzliche Neuigkeit wie ein Laufeuer die ganze Stadt. Der junge Graf K . . . . cy war beim Heimkehren aus munterer Gesellschaft an der Thür seines Hauses erschossen gefunden worden; der Thäter, ein gemeiner Soldat habe sich heute früh freiwillig vor das

Kriegsgericht gestellt und sein Verbrechen ohne Hehl gestanden. —

„Der peinliche Proceß nahm seinen Anfang, der verübte Mord lag klar am Tage; und wie viele Milderungsgründe auch für den Menschen vorlagen, das Gesetz kannte keinen anerkennen, sein tödtender Buchstabe sprach den Henkertod am Galgen über den ihm Verfallenen aus. Der unglückliche Josy hatte die Zwischenzeit in einer Art von stumpfsinniger Verzweiflung verlebt. Alle Versuche, den Freund zu sehen, zu sprechen, schlugen natürlich während der Dauer der Untersuchung fehl, und nur dem zum Tode Verurtheilten wurden zwei Bitten gewährt: erstens „von dem Jugendgespielen ohne Zeugen Abschied nehmen zu dürfen; zweitens diesen den Cameraden beigesellt zu sehen, welche ihn auf dem letzten schweren Gange zu escortiren die traurige Pflicht hatten." Was bei ihrem letzten Zusammensein von den Unglücklichen besprochen werden, welch' herzzerreißender Jammer den Abschied für's Leben begleitete, kann man nur vermuthen; denn als der Gefangenenwärter sie zur Trennung aufforderte, fand er Istvan gefaßt und ruhig und vernahm nur die verhängnißvollen Worte: „Gedenke Deines Schwures," welche er nach einem langen und heißen Bruderkusse dem sich verzweiflungsvoll losreißenden Josy zurief.

Die nächste Frühvienne beschien eine unabsehbare Menschenmenge, welche diesmal nicht rohe Neugierde,

ſondern innige Theilnahme an dem traurigen Geſchicke des armen Iſtvan um den Morgenſchlummer gebracht hatte. Tauſend Thränen aus ſchönen Augen floſſen dem hübſchen Jünglinge nach, der mit heldenmüthiger Faſſung der erſehnten Erlöſung aus ſeiner Schmerzensbahn entgegenging. Deſto herzzerreißender war der Anblick des armen Joſy, der auf die ausdrückliche Bitte ſeines der Gerechtigkeit anheim gefallenen Cameraden der Mannſchaft, welche dieſen zum Hochgerichte zu begleiten hatte, beigegeben war. Bei dem Anblick des, in einen bleichen Märtyrer verwandelten Kriegers, erfüllte das tiefſte Mitleid jede Bruſt, und man mußte dem Sterbenden grollen, der dem Vielgeprüften dieſe herbe Pein nicht erſpart hatte. —

Jetzt iſt der Zug am Hochgerichte angekommen, das Sterbeglöcklein ſchallt klagend durch die Lüfte, der arme Sünder kniet im inbrünſtigen Gebete unter dem Galgen nieder, die letzte Abſolution des ihn begleitenden Prieſters empfangend, kein Auge bleibt thränenleer, ſelbſt der Henker, mit dem verhängnißvollen Stricke nahend, ſcheint nur mit ſchwerem Herzen ſeine traurige Pflicht zu erfüllen — da plötzlich knallt ein Schuß durch die Luft, ein Schreckensſchrei der entſetzten Menge ertönt und lautlos ſtürzt Iſtvan mit zerſchmetterter Bruſt zu Boden. Die Kugel, welche ihm das Herz durchbohrt, war von Freundes Hand geſandt — der Schütze war Joſy! Armer Joſy!

„Der Henker war um ſeine Beute betrogen, der Freund ſtarb ehrlichen Soldatentod durch Freundes Hand. Vor Schreck und Staunen erſtarrt ſteht die Menſchenmaſſe, man bemächtigt ſich des Mörders, deſſen Motive allen ein grauenvolles Räthſel waren, man drängt ſich um die Leiche des Delinquenten; da zieht plötzlich ein neues, eben ſo unerwartetes Ereigniß die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Von weiter Ferne her ſchallt ein dumpf anſchwellendes Gemurmel, es dringt näher, es verwandelt ſich in ein fröhliches Jubelgeſchrei. Die Menge theilt ſich, ein Reiter, auf ſchaumbedecktem Roſſe, ein weißes Tuch ſchwenkend, naht mit Windeseile. „Pardon!“ ruft das Volk, „Pardon für Istvan! Haltet ein!“ Zu ſpät! — Istvan liegt todt am Boden — Joſy ohnmächtig neben ſeinem Opfer. Armer Joſy! —

„Abermals ein peinlicher Proceß! Abermals ein Prozeß, der den Richtern wenig Mühe machte; denn Joſy geſtand im erſten Verhör, er habe dem Freunde beim Abſchied einen heiligen Eid geleiſtet, ihn nicht den Tod der Schande am Galgen ſterben zu laſſen, ſondern ihm durch ſeine Kugel Erlöſung zu ſenden. Der Schwur habe ihn zum Mörder gemacht, er wiſſe, daß er den Tod verdient habe, und bitte nur um ein raſches Urtheil. Dies fiel für Joſy ſehr mild aus: der Arzt hatte den Burſchen für wahnſinnig erklärt, und wirklich trug die dumpfe, ſtiere Gleichgül-

tigkeit, mit welcher er seinem Urtheil entgegen sah, dazu bei, diesem Ausspruch beizupflichten. Nach einigen Monaten Haft wurde er, zum ferneren Militairdienste untauglich, suspendirt und da der Wahnwitz nicht vor den Richterstuhl gehört, als unschädlich Irrsinniger freigelassen.

„Einige Tage darauf war er verschwunden und zwei volle Jahre völlig verschollen, ohne daß man von dem Armen irgend etwas erfuhr, — als man ihn eines Morgens unter dem Galgen schlafend fand, und zwar in dem Zustande, in welchem Sie ihn jetzt noch sehen. Da er kein Kind beleidigt, so erlaubt ihm die Behörde großmüthig — damit er dem städtischen oder militairischen Fond nicht zur Last falle, — sich seinen Lebensunterhalt bei denen zusammen zu betteln, die an den „„Schwänken des Cretins““ Gefallen finden. — Dies meine Herren, ist die Geschichte von dem wahnsinnigen Josy!“

Der würdige Mann hatte geendet. Mit der innigsten Theilnahme hatten wir Alle, mit glühender Schamröthe, mit ehrender Verlegenheit aber der junge Mann, der früher mit Josy seinen Scherz getrieben, zugehört. Den folgenden Tag war er der Erste im Saale und befestigte schweigend eine Büchse an die Wand, worauf die Worte standen: „Für den armen Josy.“ Jeder von uns gab reichlich, was in seinen Kräften stand, und unserm vereinten Zusammenwirken

war es leicht, dem Blödſinnigen die nöthigen Exiſtenzmittel zu ſchaffen. Er fiel uns jedoch nicht lange zur Laſt. Durch die Unmäßigkeit, mit welcher er ſich auf den Genuß geiſtiger Getränke verlegte, verfiel er in Säuferwahnſinn, und drei Monate ſpäter war er todt. — Armer Jein!

Aus der Czarenstadt.

„Gott iſt hoch und der Czar iſt weit," ſagt ein ruſſiſches Sprüchwort, aber wenn der Czar auch noch ſo nahe iſt, Eines kann ſelbſt er nicht ändern: die Beſtechlichkeit der Beamten, die in Rußland ſo zur Regel gehört, wie bei uns in Deutſchland zu den Ausnahmen. Der Glaube an dieſe feſtſtehende Norm fällt dem Ausländer ſchon an der Grenze in die Hand und begleitet ihn bis in die fernſten Provinzen des ungeheuren ruſſiſchen Reiches. Als in Kronſtadt das Tauwerk eines großen Schiffes geſtohlen wurde, ſagte der Kaiſer: „Sie würden auch die Schiffe ſtehlen, wenn ſie wüßten, wo ſie ſelbe verbergen könnten." Einige Jahre ſpäter wurde wirklich ein ganzes der Krone gehöriges Schiff geſtohlen — natürlich ſtückweiſe; es war während des Winters nach und nach verſchwunden, und es mußte alſo doch noch ein verborgener Ort gefunden werden ſein, um das kaiſerliche Wort zur Wahrheit zu machen.

Ich hatte mir in Königsberg einen hübſchen Reiſewagen gekauft und fuhr mit Extrapoſt nach Riga.

Ein kaiſerlicher Extrapoſtpaß, wenn ich nicht irre, heißt dies Document Podroſchne, giebt gegen Erlegung einer beſtimmten Summe dem Reiſenden das Recht, auf jeder Station, gegen eine feſte Taxe, Extrapoſtpferde zu verlangen. Aber auch nur zu verlangen; denn, ob er ſie geben will, hängt ganz von dem Belieben des Poſtmeiſters ab, deſſen Pferde angeblich faſt nie zu Hauſe ſind, bis ein tüchtiges „na wódku“ (auf Schnaps) dieſe wie auf Windesflügeln heimbringt. „Na wódku“ iſt der Zauberſpruch, der in Rußland das Unmöglichſte ermöglicht, „na wódku“ fordert Alles, was da lebt und athmet, von dem beſternten Beamten bis zum bärtigen Muſchik, und nach einer alten Legende ſoll Adam den lieben Gott für die Gefälligkeit, daß er ſich erſchaffen ließ, ſofort um „na wódku“ erſucht haben.

Obgleich meine Podroſchne ausdrücklich auf zwei Pferde für meinen leichten Wagen lautete, ſo wurden mir ganz nach Willkür drei oder vier vorgeſpannt. Auf meine Weigerung, die Gebühren für eine ſo totale Prellerei zu bezahlen, ließ mir der Poſtmeiſter in Schaulen den Wagen ausſpannen, und gab mir ganz ruhig den Rath „ihn ſelbſt zu ziehen“. Zwiſchen Schaulen und Mitau war der Weg gar nicht chauſſirt — wenigſtens vor acht Jahren noch nicht — und wie die Bewohner gewiſſer Küſtenſtriche um einen geſegneten Strand bitten, ſo beteten die Bauern dieſer Strecke um recht viel Regen und Schmutz. Jeder

Wagen blieb dann in dem achsenhohen Kothmeer stecken, und der Besitzer mußte mit den auf dies Ereigniß Lauernden unterhandeln, wie hoch der Preis sei, um wieder flott zu werden. Dieser wurde heraus entrichtet, bereit gehaltene Hebebäume in Kraft gesetzt, schmutzige Hände griffen über den Rand des Wagens, er wurde herausgehoben, um eine Viertelstunde später stecken zu bleiben. Bis zur nächsten Stadt war auch die dauerhafteste Equipage so gründlich ruinirt, daß eine vollständige Reparatur nöthig war. Durch die weise Maßregel, den Weg grundlos zu erhalten, gewann Alles, die Kothstrandbauern, die Postmeister, die Schmiede ꝛc. Das war die Hauptstraße nach St. Petersburg.

In Mitau angekommen, stellte sich mir ein hübscher junger Mann an meinem Wagen als den Sohn des Postmeisters vor, und drückte mir seine außerordentliche Freude aus, meinen Namen in dem Paß gelesen, und die Hoffnung zu haben, mich morgen, wie die Zeitung bereits annoncirt hatte, in Riga auftreten zu sehen. Froh, endlich einen gebildeten, civilisirten Menschen zu finden, bat ich ihn, die Pferde recht schnell vorlegen zu lassen, damit ich noch vor Einbruch der Nacht nach Riga käme.

„Ja, werther Herr, das wird wohl heute nicht mehr gehen. Ihr Paß muß hier vom Herrn Gouverneur visirt werden, die Kanzlei ist Nachmittags ge-

ſchloſſen, kein Beamter aufzutreiben. Sie werden wohl heute Nacht hier bleiben müſſen."

Als ich ihn verſicherte, daß dies unmöglich ſei, da ich am anderen Morgen um neun Uhr in Riga zur Probe erwartet würde, und daß ich im Nothfall den Herrn Gouverneur perſönlich um ſein Viſa erſuchen würde, meinte er, das könnte mir nur eine Menge Weitläuftigkeiten verurſachen und doch nichts nützen. Er wolle das in Gottes Namen auf ſich nehmen und mich mit ſeinen eigenen Pferden fahren laſſen, dann brauchte ich keine Podroſchne. Herzlich dankend, nahm ich den freundlichen Antrag an; wer beſchreibt aber mein Erſtaunen, als mir der junge Kunſtfreund für die Fahrt mit „ſeinen eigenen Pferden" einen ganz enormen Preis abnahm, „da in einem ſolchen Falle die Taxe natürlich nicht in Anwendung käme!" Das war des Pudels Kern. Der Theaterenthuſiaſt wollte aus mir wenigſtens ſo viel herauspreſſen, um meine Gaſtrollen unentgeltlich ſehen zu können.

Am Tage nach meiner Ankunft gab ich meine Empfehlungsſchreiben ab, unter andern eines von dem braven Oberpoſtmeiſter Nereſt in Tilſit an den Generalpoſtdirektor von Kurland und Liefland. Bei Tafel frug mich Se. Excellenz, wie ich mit der Reiſe zufrieden geweſen, und ich gab nun, mit allerdings nicht ſchmeichelhaften Farben, aber mit deutſcher Ehrlichkeit ein Bild meiner Fahrt zum Beſten; vergaß auch nicht

als Curiosum zu erzählen, daß ich auch zwei Pferde, die man mir auf einer Station hinten an den Wagen angehängt hatte, weil sie dem nächstfolgenden Postmeister gehörten und zurück mußten, hätte extrapostmäßig bezahlen müssen. Ich schloß mein Genrebild mit den Worten: „von der Grenze bis hierher sind alle Postmeister eine wohlorganisirte Diebsbande.“ Eine Todtenstille folgte dieser leichtsinnigen Aeußerung, nach einer langen Pause sagten Se. Excellenz sehr gedehnt: „Ja, sie sind alle Spitzbuben.“

Ich hatte ganz das „na wódku“ vergessen, das die Spitzbuben wahrscheinlich an den Chef abgeben mußten, um ihre kleinen Scherze mit den Reisenden ungefährdet ausführen zu dürfen. Zur Tafel wurde ich aber von Sr. Excellenz nie mehr eingeladen.

In Petersburg muß sich jeder Fremde von einiger Distinction einige Tage nach seiner Ankunft persönlich in der „eigenen Kanzlei Sr. Majestät“ vorstellen. Je nach seinem Range wurde er dann entweder von dem Chef dieser eigenthümlichen Anstalt, dem Grafen Orloff selbst, oder von einem Adjutanten desselben, der aber auch Generalsrang hatte, in leutseligster Weise empfangen und nach allen Seiten hin ausgeforscht. Nicht etwa plump und rücksichtslos, nein, die Krallen waren mit den elegantesten Glacéhandschuhen bedeckt. Wie es dem Fremden in Rußland gefiele? Ob er Ursache zu irgend einer Klage habe? die Regierung wünsche

alle Mängel des Landes kennen zu lernen, um ihnen abzuhelfen ꝛc. Kurz, in artigſter Weiſe ſuchte man den Fremden zutraulich und zahm zu machen. Mit mir zugleich wurde ein junger Franzoſe dort empfangen, den man zur Erbauung der Moskauer Eiſenbahn als Techniker verſchrieben hatte. Nachdem ihm der Adjutant, ich glaube, es war General Peloſieſ, ungemein viele Schmeicheleien über den ihm vorangehenden Ruf ſeiner großen Geſchicklichkeit in den Bart geworfen hatte — im ſtrengſten Sinne des Wortes in den Bart, denn der Künſtler trug einen mächtigen und prachtvollen ſchwarzen Vollbart — warf er die Frage hin: „Werden Sie Ihren Bart behalten?“

„Freilich,“ antwortete der Franzoſe ganz erſtaunt, „warum ſollte ich ihn nicht behalten?“

„Der Kaiſer liebt ſolche Bärte nicht,“ entgegnete mit ſtarker Betonung der General.

„Nun,“ erwiederte mit komiſchem Phlegma der Fremde, „wenn der Kaiſer ſolche Bärte nicht liebt, ſo braucht er ſich ja keinen wachſen zu laſſen, dazu kann ich ihn eben ſo wenig zwingen, als er mich, mir den meinen abzunehmen. Ich liebe ſolche Bärte.“

Ich habe den jungen Mann nicht wieder geſehen, zweifle aber daran, daß er in Rußland Carrière gemacht. — Der Kaiſer Nikolaus, ſo ſtreng er ſonſt im Allgemeinen auch war, nahm ein zu rechter Zeit geſprochenes freies Wort, einen guten Scherz, doch ſelten

übel auf. So brachte er in Erfahrung, daß der Komiker Karatigin der Jüngere, des Kaisers Sprechweise und sein Stimmorgan täuschend nachahme. Er ließ ihn im Zwischenacte einer Vorstellung zu sich in die Loge rufen und befahl ihm, seine Kunst zu zeigen.

„Ich höre, Du copirst mich so täuschend, ich will das hören!"

„O Majestät, wie könnte ich das wagen?"

„Ohne Umstände, ich ersuche Dich, nöthigen Falls befehle ich es."

„Was befehlen Ew. Majestät, daß ich sprechen soll?"

„Was Du willst, das Nächstbeste, was Du glaubst, daß ich an Deiner Stelle jetzt sagen würde."

Im Augenblick wendet sich Karatigin zu dem in der Loge befindlichen Hausminister, Fürst Wolkonsky, und spricht in genauer Nachahmung der kaiserlichen Manier: „Iwan Iwanowitsch, der Karatigin hat mir gestern sehr wohl gefallen, laß' ihm morgen fünfhundert Silberrubel auszahlen."

„Genug, genug," rief herzlich lachend das Original, „die fünfhundert Rubel sollst Du haben, Spitzbube, aber weiter brauche ich nichts zu hören."

Höchst originell war die Art und Weise, wie die bekannte Tänzerin Lola Montez aus der Czarenstadt hinaus gemaßregelt wurde. Dieselbe kam nach Petersburg, miethete sich in dem Hôtel des Franzosen Dene-

veur auf der Newsky-Perspective ein und machte kein Hehl daraus, daß sie nur in der Absicht nach Rußland gekommen sei, die Geliebte des Kaisers Nikolaus zu werden. Durch ihre Tanzkunst konnte sie den Monarchen wohl nicht bezaubern, denn ich erinnere mich noch mit Vergnügen des unauslöschlichen Gelächters, welches eine Probe ihres künstlerischen Talentes hervorrief. Auf ihre Einladung versammelten sich die jungen Schauspieler des französischen Theaters im Speisesaal bei Deneveur, wo sie einen Soletanz zum Besten gab, der sich allerdings durch jeglichen Mangel an Schule auszeichnete und damit endete, daß die Verläuferin der Perita der Länge lang, und nicht sonderlich graciös, auf den Boden hinschlug.

Der Glaube an die Macht ihrer Reize war bei Lola unerschütterlich, und auf das Allerbestimmteste versicherte sie ihre Umgebung, daß sie, sobald sie den Czar nur einmal gesprochen haben würde, auch dessen Geliebte sein werde, in welchem Falle sie Madame Deneveur ihrer wärmsten Protection versicherte. Den Kaiser zu sprechen, war während der Wintersaison in Petersburg das leichteste Ding von der Welt, denn derselbe besuchte jeden der glänzenden Maskenbälle im kaiserlichen Opernhaus, für welche Art Vergnügen er eine besondere Vorliebe hatte. Es war dort Jedermann erlaubt, den Kaiser anzusprechen, und jede Art von Etikette verbannt. Beim nächsten derartigen Feste sollte

die Eroberung des hohen Herrn vor ſich gehen. Den Tag vorher erſchien ein Offizier im Hôtel der glutäugigen Spanierin, verlangte ſie zu ſprechen und ſtellte ſich als Herr von N.....ch, Flügeladjutant des allmächtigen Graf Kleinmichel, vor. Ein kurzes Geſpräch begann, von beiden Seiten mit einem Kreuzfeuer von Koketterie und Galanterie in Angriff genommen, plötzlich ſprach der Offizier: „Mein Fräulein, ich werde die Ehre haben, Sie im allerhöchſten Auftrage bis an die Grenze zu begleiten. Meine Equipage wartet unten am Hauſe, und ich bitte Sie, mir augenblicklich zu folgen."

Zur Bildſäule erſtarrt, glaubte die Tänzerin kaum ihren Ohren zu trauen. Als ſie aber einſah, daß trotz der feinſten und ritterlichen Formen, hier die eiſernſte und unumſtößlichſte Nothwendigkeit vorliege, meinte ſie, ihre Geldmittel reichten zu einer ſo unvorhergeſehenen Reiſe nicht aus, da ſie auf ein Engagement am hieſigen Hoftheater gerechnet ꝛc. In artigſter Weiſe ſtellte ihr der Adjutant eine baare Summe von tauſend Rubel zur Dispoſition; ihrer Bitte, ihr einige Stunden zum Einpacken ihrer Effekten zu gönnen, wurde mit dem Ehrenworte des Offiziers begegnet, daß ſie an der Grenze all' ihr Eigenthum wohlverwahrt und unverſehrt vorfinden werde.

In artigſter Weiſe wurde Lola Montez in den Wagen genöthigt und unter Aſſiſtenz ihres aufge-

drungenen Begleiters bis Tilsit gebracht, wo sich der Letztere unter den aufrichtigsten Versicherungen seiner Freude, die Bekanntschaft der schönen Künstlerin gemacht zu haben, verabschiedete. Ihr Gepäck hatte sie schon in Tauroggen unversehrt und vollständig vorgefunden. Wie die Abenteurerin nach diesem gescheiterten Versuche, einen Monarchen zu erobern, anderwärts doch ihren Plan durchsetzte, ist bekannt genug geworden, ebenso, daß die „Gräfin Landsberg" als fromme Schwester in Amerika ihre bewegte Laufbahn endete.

Als einst der Generaldirektor der sämmtlichen deutschen Theater in Petersburg große Summen verspielt hatte, die das Eigenthum der Theatercasse gewesen, erhielten die Schauspieler monatelang keinen Gehalt und mußten schweigen, weil auf eine Beschwerde an das Ministerium nur die Entlassung des Betreffenden zu erwarten war. Der französische Komiker Vernet, der Liebling des Kaisers, lief einst bei sehr nassem Wetter, auf dem Fahrwege durch dick und dünn im Straßenschmutz eine Weile neben dem Wagen des Czar her, bis dieser es bemerkte.

„Sind Sie toll, Vernet, was soll denn das bedeuten?"

„Lassen Sie mich in Gnaden laufen, Majestät," rief athemlos der Komiker, „ich habe die höchste Eile, seit drei Monaten laufe ich meiner Gage nach, und kann sie nicht einholen." Mit diesen Worten ver-

schwand er um die Ecke, wohl wissend, daß dieselben an den rechten Mann gebracht seien. Ein Befehl zur Untersuchung, was die Sache zu bedeuten habe, brachte den Künstlern ihre Bezahlung und dem leichtsinnigen Intendanten seine Versetzung zu einem andern Posten.

Vernet war seiner geistreichen Wortspiele wegen der Liebling des ganzen Hofes und wurde oft in die höchsten Kreise gezogen. So unter anderem einmal in einen glänzenden Cirkel des Großfürst Michael, wo unter den Eingeladenen auch der berühmte Astronom Schubert gegenwärtig war. Der große, aber schüchterne Gelehrte benahm sich etwas linkisch, und befriedigte keineswegs die Ansprüche auf Unterhaltung, die höchsten Ortes an ihn gestellt wurden.

„Wie kommt es, Vernet," frug der Großfürst, „daß ein so gelehrter Mann, wie Schubert, sich so überaus ungeschickt in Gesellschaft bewegt?"

„Entschuldigen Ew kaiserl. Hoheit die Verwirrung des armen Menschen, der Mann ist Astronom, er ist heute allerdings etwas confus, da er nicht gewohnt ist, so viel Sterne am unrechten Platz zu sehen."

Von der Allmacht des Kaisers, von der Windeseile, mit welcher seine leisesten Wünsche als Befehle hingenommen und vollführt wurden, mögen nachfolgende kleine charakteristische Züge Beweise liefern.

Während der Abwesenheit des Kaisers in Warschau glaubte Graf Kleinmichel demselben eine angenehme

Ueberraſchung zu bereiten, indem er auf den freien Platz vor dem Alexandertheater ein paar zierliche Häuschen hinſtellen ließ, in welchen Eis und andere Erfriſchungen gereicht werden ſollten. Als der Kaiſer bei ſeiner erſten Ausfahrt die Neuerung bemerkte, rief er aus: „Welche Geſchmackloſigkeit, den hübſchen Platz ſo zu entſtellen!“ Am folgenden Morgen war keine Spur der beiden Häuſer zu bemerken, und friſcher Raſen deckte die Stelle, wo ſie geſtanden.

Der Adjutant des Grafen Kleinmichel, Herr von Nowakiliofſ, beſuchte mich einſt, und indem er mir — es war dies natürlich vor der Vollendung der Eiſenbahn — mittheilte, daß er den folgenden Tag dienſtlich nach Moskau verreiſen müſſe, warf er eine dickleibige Brieftaſche auf den Tiſch, die nach ſeiner Angabe 30,000 Rubel Silber enthielt. Dieſes Geld wurde verwendet, um die Schneewege, die in ganz Rußland im Winter aus Thälern und Hügeln beſtehen, auf der ganzen Straße von Petersburg bis Moskau tiſchgleich ebenen zu laſſen, damit der Kaiſer, der einen Tag nach ihm führe, für ſeine pfeilſchnelle Reiſe kein Hinderniß finde. Natürlich war der Kaiſer der Meinung, daß in ſeinem ganzen Reiche alle Wege in dieſem vortrefflichen Zuſtand ſich befänden.

Eine Reiſe im ſtrengen ruſſiſchen Winter iſt allerdings keine Kleinigkeit. Nichts widerſteht der furchtbaren Kälte; Pelze, Betten, hermetiſch verſchloſſene

Schlitten halten dieſelbe nicht ab. Ich hatte auf einer Reiſe nach Reval, bei 28 Grad Kälte, grade die Empfindung, als ob ich nackt auf der Straße läge, obgleich ich zwei Pelze, hohe Fellſtiefeln anhatte, bis über den Kopf in Federbetten eingehüllt war und in einem langen Schlitten lag; Wein und Fleiſch, das ich mitgenommen, ward unbrauchbar und fror ſo feſt, daß letzteres einem Steine glich, erſterer ohne Flaſche auf dem Tiſche ſtehen blieb. Bei der Ankunft im Poſthaus bleibt die Haut an dem metallnen Drücker kleben, den die Hand des Reiſenden erfaßt. Die Vögel der Luft, weniger geſchützt als der Menſch, und merkwürdiger Weiſe die Raben zuerſt, fallen erſtarrt und ſteif gefroren aus der Luft nieder, zahlloſe Spuren von Wild durchſtreifen den Schnee, ſo daß die Wege am Rande der Wälder ausſehen, als ob ſie mit einem Rechen in Linien gekehrt worden wären. Wehe aber dem Wanderer, wehe den Pferden und dem Kutſcher, wenn ein Schneeſturm die Eilenden fern von der Station überfällt und es ihnen unmöglich macht, dieſelbe zu erreichen! Von der Wucht eines ſolchen Schneefalles, von der Menge und Gewalt deſſelben kann ſich nur ein Augenzeuge einen Begriff machen. Der Menſch hat die Empfindung, als ob er den Kopf in einen naſſen Federſack ſtecken müßte; es dunkelt um die Augen, nicht drei Schritte vorwärts kann man ſehen, und in einer Stunde iſt alles Lebende vergraben.

Kaum tausend Schritt von einer Poststation ereilte mich und meine Gefährten im Eilwagen ein solches Wüthen der Elemente und brachte unser Leben in die ernstlichste Gefahr. Die Thiere schienen dieselbe schon früher zu wittern, denn sie griffen nach Möglichkeit aus, der Postillon hatte schon lange vor Einbruch der Dunkelheit die Laternen angezündet; plötzlich fielen die Flocken mit so rasender Schnelle und Dichtheit nieder, daß der Conducteur uns den Rath gab, auszusteigen und rasch zum Posthause zu eilen, welches vor uns läge, er selbst wolle uns begleiten. Dabei nahm er seine Pistolen unter den Arm, und Hand an Hand eilten wir vorwärts. Obwohl die Dämmerung noch nicht hereingebrochen, taumelten wir doch wie Betrunkene auf gut Glück weiter. Von Zeit zu Zeit gab unser Führer Signale mit Pistolenschüssen. Eine alte Frau, die sich mit uns im Wagen befand, wäre trotz der kurzen Strecke rettungslos verloren gewesen, wenn wir sie nicht mit uns fortgeschleppt hätten. Trotzdem, daß ich meinen Pelz weggeworfen hatte, der mir das Waten in dem knietiefen, weichen Schnee unmöglich machte, und ich nur einen leichten Rock anhatte, lief mir der Schweiß in Strömen über das Gesicht. Endlos schien der Weg, als zu unserer Freude ein, allerdings heiseres, Hundegebell die Nähe einer Menschenwohnung hoffen ließ. „Das sind nicht Hunde," meinte ganz ruhig der Conducteur, „das sind Wölfe." Auch eine schöne Aus-

ſicht! Vorwärts, tappend, ſtürzend, ſich aufraffend, blindlings vorwärts! Mit welchem Gefühle wir eine Stunde ſpäter am überheizten Ofen, bei einem Glaſe elenden Punſches ſaßen, wie nektargleich uns das miſerable Getränk mundete, kann nur der fühlen, der in ähnlicher Situation ſich befand. Zwei Tage mußten wir warten, bis der Sturm ſich gelegt hatte, die Wege nur etwas fahrbar geworden waren. Zum Glück hatte einer der Reiſenden Whiſtkarten bei ſich. Die präſentirte Rechnung unſeres braven Poſthalters ließ uns zweifelhaft, ob wir nicht ein paar Tage, ſtatt in ruſſiſchen, in den berühmten böhmiſchen Wäldern gehauſt hätten.

Gottes Finger.

Buchſtäblich Ruſſiſche Criminalgeſchichte.

Am äußerſten Ende eines Fleckens in der Nähe von Nowogorod ſteht das kleine Häuschen des Popen Iwan Iwanowitſch. Es iſt Abend. Draußen heult der Schneeſturm mit der rieſigen Gewalt, die dieſem gefürchteten Gaſt des Nordens eigen iſt. Erd und Himmel ſchienen vereinigt und gleichmäßig eingehüllt in die gewaltigen dichten Flockenmaſſen, die der rieſige Nordwind wirr durch einander peitſcht. Wehe dem armen Wanderer, den ſein unglückliches Geſchick in

eine ſolche Nacht hinausdrängt; er iſt rettungslos verloren, ereilt er nicht raſch den Schirm menſchlicher Wohnungen.

Trotz der Behaglichkeit, welche in ſolchen Momenten der Contraſt der verderbenbringenden Außenwelt, mit der wohlthuend erwärmten Stube im Innern eines Hauſes, hervorruft, wollte doch keine Gemüthlichkeit in den Gemächern des Iwan Iwanowitſch heimiſch werden.

In dem übermäßig geheizten Zimmer des Bätiuſchka*) ſitzt vor einer düſter brennenden Lampe der Herr des Hauſes, das Haupt herabhängend, und offenbar unerfreulichen Gedanken Raum gebend. Der dampfende Samovar hatte ſchon ein gut Theil ſeines Inhaltes geſpendet, welcher wie die halb geleerte Rumflaſche und der ſtiere Blick des Hausherrn verrieth, überreichlich mit dem Feuertrank gemiſcht werden und doch vermochte auch dies nicht, eine fröhlichere Stimmung bei dem Einſamen hervor zu rufen.

Aus den ferner liegenden Stuben tönt gedämpft das Wehgeſchrei eines Kindes und eine beſchwichtigende Frauenſtimme, eintönige Weiſen murmelnd, um das leidende Weſen in den Schlaf zu ſingen. Vor dem Heiligenbilde in der Ecke iſt eben das Lämpchen erloſchen, und der noch rauchende Docht verdirbt die ohnehin trübe Atmoſphäre vollends.

*) Väterchen, Volksname der Popen.

Die Reue hieß das nagende Gespenst, welches neben dem stillen Bewohner saß, ihm den sonst so lieben Trank verbitterte, und den Kopf mit wirren Bildern einer unerfreulichen Zukunft füllte. Die Folgen einer wüst verlebten Vergangenheit traten hell vor die Seele des Geängstigten. Gleich vielen seiner Kameraden*) hatte er seine Zeit im Trunke und Spiele vergeudet; und als zu letzterem die Mittel nicht mehr ausreichten, griff der Unselige anvertraute Kirchengelder, ja was noch mehr „Kronsgut“ an. Ein befreundeter und höher stehender Spießgeselle aus der Residenz hatte ihm auf außerdienstlichem Wege eine Warnung zugehen lassen, daß die unwillkommene Untersuchung und im Gefolge derselben für ihn eine Zwangsreise nach Sibirien schon in den nächsten Tagen zu fürchten sei. Unter allen Auswegen, dem Uebel zu entgehen, schien Flucht der einzige zu sein, der dem Geängstigten einen Strohhalm der Rettung zeigte, und doch auch dieser unausführbar. Abgesehen von der strengen russischen Polizei, die Argusaugen für Alles hat, was sie sehen will, hielt den Gefallenen ein mächtiges Band zurück.

*) In der Regel ist der russische Pope ein wüster Geselle, dem Spiel und Trunk ergeben, und außer seinem Dienste wenig geachtet. Schreiber dieses sah unzählige Male in Petersburger Gesellschaften höhere Geistliche, die im Hazardspiele und beim Trinkgelage den anwesenden Offizieren jedes Mal den Preis abrangen. Für deutsche Augen ein sonderbar ungewöhntes Schauspiel.

Bei aller Verworfenheit hing er doch mit ganzer Kraft der Seele an Frau und Kind. Letzteres lag seit einer Woche schwer erkrankt, die arme Mutter saß ruhelos am Bette des in Fieberhitze liegenden Kleinen. Wie konnte er es wagen, dem gepeinigten, zum Tod erschöpften Weibe diesen neuen fürchterlichen Schlag beizubringen, ihr, die von dem Verbrechen des Gatten keine Ahnung hatte, und schon von der schweren Sorge um das Leben ihres Lieblings der Verzweiflung nahe gebracht wurde!

Noch schwerer sank das Haupt des Belasteten auf die gekreuzten, auf dem Tische liegenden Arme herab, nur die schweren Athemzüge desselben und das Picken der Uhr waren hörbar, wenn der draußen heulende Schneesturm eine seltene Pause machte, wie erschöpft inne haltend von der rasenden Anstrengung.

Horch! pocht nicht Jemand ans Fenster?! — Nicht eher hört der für die Außenwelt Abgestorbene das Zeichen, als bis sich dies dringend zum dritten Male wiederholt.

Aus seinen wilden Träumen auffahrend, rief er gellend: „chto tam? (Wer ist da?)"

Eine milde weibliche Stimme antwortet: „Um aller Heiligen willen, Bátiuschka, öffnet, gönnt mir ein Obdach, soll ich diese Nacht nicht zu Grunde gehen!"

Der Pope öffnet, und vor ihm steht erstarrt vor

Kälte, triefend von Schnee eine arme Bettelnonne,*) kaum noch im Stande, ſich mit zitternden Gliedern, aufrecht zu erhalten. Mit der, jedem Ruſſen eigenen Gaſtfreundſchaft, bietet der Prieſter der Halberfrorenen das ſchirmende Obdach, entſchuldigt ſein Weib, das mit der Pflege eines erkrankten Kindes beſchäftigt ſei, läßt das wärmende Getränk friſch aufkochen, und hört mit Spannung von der Wanderin, während dieſe ſich mit dem Labetrunk gütlich thut, daß ſie auf dem Wege nach der fernen Heimath ſich befinde; ihr Gelübde ſei erfüllt, ſie und zwei ihrer Schweſtern hätten die Pilgerfahrt vor zwei Jahren angetreten, der Herr habe ihr Werk geſegnet, und drei tauſend blanke Rubel ſeien das Reſultat der frommen Pflichterfüllung geweſen, welche ſie und die Ihrigen hinausgetrieben. Den letzten Betrag, in fünfhundert Rubeln beſtehend, habe ſie in der letzten Stadt in Gold umgewechſelt, dies trage ſie bei ſich, um es zum Bau des Gotteshauſes nach Hauſe zu bringen.

Nach dieſer Mittheilung nahm die Argloſe einen

*) Wenn irgend eine bedeutende Ortſchaft, im Innern von Rußland, keine eigene Kirche beſitzt, ſo machen ſich einige fromme Seelen auf, und durchwandern ſo lange bettelnd das unermeßliche Reich, bis die Summe zum Aufbau des Gotteshauſes beiſammen iſt. Jahrelang dauert oft eine ſolche mühevolle Wanderſchaft, jeder erhaltene Kopek wird gewiſſenhaft in die Heimath geſandt, bis das gottgefällige Werk vollendet iſt. Der Ruſſe giebt bei ſolchen Gelegenheiten gern und reichlich.

ſchweren Lederbeutel aus dem Korbe und legt dieſen mit der Bitte vor den Gaſtfreund hin, ihr die Summe bis Morgen zu bewahren, wo ſie ihren Stab weiter zu ſetzen gedenke.

Fünfhundert Rubel! Da lag ſie vor ihm, die Summe, welche ihn retten konnte, vor Schmach und Verderben! Fünfhundert Rubel! Wären dieſe jetzt ſein, ſo konnte er mit Ruhe der dräuenden Unterſuchung entgegenſehen. War es nicht, als ob die Verſehung ſelbſt ihm den Rettungsanker ins Haus geſchickt? Niemand hat die in wilder Sturmesnacht Eingekehrte in ſein Haus treten ſehen, wenn ſie jetzt verſchwände, wäre der Handel gemacht, und er aller Sorgen quitt und ledig. —

Und ſo ſoll es ſein! rief es laut in ſeinem Innern, während der lauernde Blick die Unglückliche umkreiſte, die an ſeinem Heerde ſaß.

Schon dachte er nicht mehr daran, ob er das Verbrechen vollführen ſolle, ſondern alle ſeine Gedanken klammerten ſich jetzt nur an die Möglichkeit, — wie daſſelbe ausführbar ſei.

Mit ſchlauer Scheinheiligkeit führte er das Opfer ſeines mörderiſchen Planes in eine ferne Kammer, ihr Ruhe empfehlend, der auch er bedürfe, da ihn ſeine Pflicht mit der erſten Morgenfrühe ins Haus des Herrn riefe.

Gehorſam folgte die fromme Schweſter dem Ge-

bote, und bald darauf erloſch das Licht im Gemache des Popen. Nicht ſo ſchnell als er gerechnet, konnte jedoch ſein Gaſt zur Ruhe kommen. Der monotone Geſang der armen Mutter und das leiſe Wimmern des kranken Kindes trieb die Mitleidige noch hinüber in die Stube der Erſteren, um nachzuſehen, ob man dort ihres Rathes, ihrer Beihülfe benöthige.

Sie fand das wimmernde Weib troſtlos und zum Tode erſchöpft an der Wiege des Kleinen ſitzen. Frauenherzen verſtehen ſich ſchnell, beſonders, wenn ein Unglück ſie zuſammenführt. Die Fremde ging der rathloſen Mutter kräftig an die Hand, ein lindernder Trank wurde bereitet, und auf das dringende Zureden der braven Bettelnonne, die, auf ihre eigene Müdigkeit vergeſſend, die Nacht am Krankenbette des Kindes zu durchwachen verſprach, entſchloß ſich die Frau des Popen endlich, einige Stunden der Ruhe zu pflegen, da ſie bereits die vierte Nacht am Schmerzenslager des Kleinen durchwacht, und ein längeres Verweilen daſelbſt für ſie ſelbſt gefährlich werden konnte.

Sie begab ſich in das für den Gaſt beſtimmte Kämmerlein, während dieſe ihren Platz an dem Bettlein des Kleinen einnahm.

Bald darauf herrſchte im ganzen Hauſe ſcheinbar tiefe Ruhe; alle Lichter waren erloſchen bis auf das matt flackernde Lämpchen in der Krankenſtube. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Es schlägt 3 Uhr nach Mitternacht!

Da schleicht auf leisen Socken der Meuchelmord durchs Haus! Der Verbrecher, keinen anderen Ausweg sehend, um in den ungestörten Besitz der Summe zu kommen, die nach seiner Ansicht allein ihn retten konnte, hatte den Tod des unglücklichen Weibes beschlossen, das ein tückisches Geschick vertrauensvoll an seinen Heerd geführt. Vorsichtig öffnet er die Kammerthür. Die tiefen Athemzüge überzeugen ihn, daß sein Opfer fest genug schlafe, um durch seine ruchlose Hand in jenen Schlaf versenkt zu werden, aus welchem kein Erwachen möglich ist.

Der lichtscheue Missethäter weiß im Finstern den Weg zu seinem Opfer zu finden. Tappend nach dem Bette, umspannt der Mörder mit kräftiger Kralle plötzlich den Hals der Schlafenden, während sich seine breite Hand erstickend auf den Mund derselben preßt. Wenig Minuten und das Röcheln der schwach Ringenden verstummt, die matten Hände geben den verzweiflichen Versuch auf, sich der Meuchlerfaust zu erwehren. Es ist gethan! —

Wie von Furien gepeitscht, flieht der Verbrecher aus der Kammer in seine Wohnstube zurück, wohl eine Stunde ängstlich horchend, ob kein Anzeichen seine That verrathe. Alles bleibt stumm, wie das Grab! Von der Furcht geängstigt, ein Licht könnte sein Weib auf den Hausflur locken, schleicht der Bösewicht aber-

mals in die dunkle Kammer zurück, und ſchleppt in athemloſer Spannung die Leiche ſeines Opfers in den Keller hinab, den er ſorgfältig verſchließt.

Unmittelbar darauf kleidet er ſich in ſein Prieſtergewand, um den Frühgottesdienſt zu verrichten*)

Schon iſt das Kirchlein erleuchtet, einzelne Gruppen zerſtreuter Beter harren des Popen, der ſich unbegreiflicher Weiſe heute verſpätet hatte. Da ſchleicht dieſer herein, indem er links und rechts ſich dankend neigt den ehrfurchtsvollen Grüßen der frommen Schaar. Jetzt tritt er an den von Kerzenlicht erhellten Altar, da durchzuckt ihn eine böſe Mahnung des ſchlummernden Gewiſſens. Eine Bettelnonne kniet demüthig und geſenkten Hauptes an den Stufen. Die Kleidung derſelben erinnert ihn lebhaft an die, vor kaum zwei Stunden begangene Greuelthat! Sich ermannend, ſchreitet er vorwärts, und indem er der Knieenden gegenüber ſteht, erhebt dieſe das dunkle Auge. Da ſtürzt der Pope nieder, wie zerſchmettert vom Strahle des Weltgerichtes: Die Knieende iſt ſein Opfer, die nach ſeiner Meinung vor wenig Minuten unter ſeiner Fauſt ihr Leben verhaucht hatte.

Weh mir, kreiſcht der Vernichtete, was entſteigſt Du Deinem Grabe, um Dich Deinem Mörder zu zeigen? Ja, ich bin ihr Mörder, ſchreit er ſeiner ſchreckerſtarr-

*) Faktiſch.

ten Umgebung zu, ich habe sie getödtet!! Unter Convulsionen windet sich der Verbrecher am Boden. Keiner der Anwesenden, selbst die fremde Bettelnonne weiß das Räthsel zu lösen, welches für unsere Leser wohl längst keines mehr ist.

Durch die Verwechslung der Ruheplätze der beiden Frauen hatte die Versehung das eigene Weib des Bösewichtes in seine mörderischen Hände geliefert. Als der Kleine am Morgen ruhig entschlummerte, war die fromme Nonne leise hinausgeeilt, um in der nahen Kirche während der Frühmesse ihrer heiligen Pflicht Genüge zu thun, und zu beten für die Genesung des unschuldigen Wesens. — Den Verbrecher ereilte die wohlverdiente Strafe! —

Die arme Pilgerin, die Gottes Hand so wunderbar beschützt, lebt jetzt noch im Krankenhaus der barmherzigen Schwestern in St. Petersburg, als die eifrigste Pflegerin, als die pflichtgetreueste Dienerin dieses geeigneten Ordens.

Selbstmord durch Glück.

Auf der letzten Station vor Nischnei-Nowgorod flog windschnell ein Wagen über die schneebedeckte Fläche dahin.

Es war zur Zeit der Messe und der eilige Passagier schien ein verspäteter Gast zu sein, denn nicht umsonst bot er seinem Kutscher ein tüchtig „na wodka“*), wenn er die Peitsche ordentlich gebrauchen wolle, was dieser denn auch redlich that. Es ist diese Art zu reisen in Rußland die raschteste und billigste, denn bei Extraposten riskirt man fortwährend, trotz dem theuer bezahlten Erlaubnißpaß (Podoroschne) auf keiner Station vorräthige Pferde zu finden, wenn man nicht den silbernen Schlüssel kennt, der den rechten Stall öffnet; eine direkte Postwagen-Verbindung, wie bei uns in Deutschland, existirt nur zwischen den Hauptstädten, und auch da kann man sicher sein, nie Plätze vorräthig zu finden, wenn man nicht zur rechten Zeit einen Zehnrubelschein auf das Blatt zu legen versteht, auf dem die nächstens Abreisenden vorgemerkt stehen. Das Beste also bleibt, sich dem guten Glücke und einer gespickten Börse anzuvertrauen, und von Station zu Station ein Privatfuhrwerk zu mieten, bis man den Ort der Bestimmung erreicht hat.

Der Passagier, wie alle Russen unter sich, redseliger Natur, ließ sich mit seinem Kutscher in ein Gespräch ein, weniger aus Neugierde, als in der Absicht,

*) Auf Schnaps (Trinkgeld).

die Zeit zu kürzen, und die Ungeduld nach seinem Reiseziel etwas zu zügeln.

So erfuhr er denn auch bald von dem Inhaber des Gefährtes, daß derselbe ein blutarmer Bauer sei, daß ein winzig kleines Häuschen, und die beiden Pferde vor ihm, Alles sei, was er auf der weiten Gottes Erde sein nenne. Durch Tagelohn im Sommer, und Lohnkutscherdienste im Winter, ernähre er sich und sein Weib ärmlich, und im Schweiße seines Angesichts. Anders wäre es freilich, wenn er ein paar hundert Rubel im Vermögen hätte, um eine kleine Lafka (Krämerbude) einrichten zu können. Da würde er wohl schnell vorwärts kommen, denn er habe im Hause des Popen, welcher ihn als arme Waise aufgenommen, eine gute Erziehung genossen, ja sogar lesen und schreiben gelernt.

Mit einem tiefen Seufzer hörte der Reisende den letzten Theil dieser biographischen Skizze. Ihm war es nicht so gut geworden, er konnte nicht lesen und nicht schreiben. Vom Leibeigenen hatte er sich in der großen Czaarenstadt zum reichen Kaufmann emporgeschwungen, als armer Pirogenhändler, seine Krambude von der Achsel herabhängend, hatte er mit wenig Copeken angefangen, am Gastinodwor (Kaufhaus) seine Waare feil zu bieten, jetzt nannte er die größte Theehandlung des ungeheuren Petersburger Bazars sein eigen, sein Wort galt für hunderttausende, allein lesen

und ſchreiben konnte er bis zur Stunde noch eben ſo wenig, als er ſeinen Freibrief erlangen konnte, von dem unermeßlich reichen Grafen Scheremetief, ſeinem Herrn, der ſeinen Stolz darein ſetzt, Millionäre zu Leibeigenen zu haben.*)

Auch heute führte der unſcheinbare Bartruſſe**) ein Vermögen mit ſich, um das ihn mancher Dandy der Reſidenz beneidet haben würde. Zweimalhunderttauſend Rubel hatte er in dem Vordertheil des Schlittens in einem unſcheinbaren Pelzſtiefel, in Bankneten, verborgen, da er zur Meſſe eilte, um die vorjährigen Einkäufe zu berichtigen, und neue zu machen. Ohne Schrift, auf den bloßen Handſchlag vor zwei Zeugen, werden in Rußland alljährlich ähnliche Geſchäfte in millionengleichen Beträgen abgeſchloſſen, Betrügereien und Banqueroute gehören bei derartigen Abſchlüſſen zu den denkbar größten Seltenheiten, und ſcheinen faſt nur die Frucht ſüdlicher Civiliſation zu ſein. So gerne der Ruſſe im Kleinhandel beſchuypt, ſo ſehr er ſich in ſolchen Fällen über ſeine Pfiffigkeit freut, wenn er einen Ausländer, beſonders einen Deutſchen, beluchſen kann, ſo unverbrüchlich hält er ſein einfach gege-

*) Faktiſch.

**) Ein Volksausdruck für den eigentlichen Nationalruſſen, den noch keine Kultur beleckt; Bartkerl heißt der gemeine Mann daſelbſt.

benes Wort, dem Landsmann gegenüber, bei großartigen Geschäftsverbindungen.

Ein heilloses Sprachgewirre dröhnt die Luft erschütternd dem Reisenden entgegen, und verkündigt ihm die Nähe von Nischnei-Nowogorod. Kein Europäischer Handelsplatz giebt auch nur einen annähernden Begriff von der Großartigkeit dieser Messe, auf welcher „Europa und Asien sich küßt," wie ein moderner Schriftsteller sich ausdrückt. Dieses Durcheinandergewoge, diese Campagne in freier Winterluft, da natürlich nur die wenigsten der Anwesenden ein Unterkommen finden, dieser tobende Lärm, veranlaßt durch alle denkbaren Naturlaute, Alles zusammen giebt ein Bild, das kein Pinsel lebendig genug malen, keine Feder frisch genug schildern kann.

Plötzlich erblickt der Petersburger Kaufmann in dem Gedränge einen Geschäftsfreund, den er tausende von Meilen entfernt glaubt:

„Stoi iswóschtschik! Wot twoji dengi." (Halt Kutscher! Hier ist Deine Bezahlung) schreit er auf, springt aus dem Schlitten, und eilt wie ein Besessener dem Bekannten nach. Endlich ist der eingeholt, wenn auch nicht ohne lange Mühe, und nach manchem empfangenen Rippenstoß.

Welch' ein zärtliches Küssen! Hundertmalige Umarmung! Batiuscha! moi duscha! (Väterchen! mein Seelchen!) und mit noch hundert anderen Schmeichel-

namen begegnen sich die bartbewachsenen Lippen. Fort ziehen sich die Freunde in eine benachbarte Theebude, um beim dampfenden Samowar am warmen Ofen die erstarrten Glieder aufthauen, und das trauliche Gespräch frischer fließen zu lassen.

Wohl das zehnte Glas des köstlichen Getränkes mochte jeder der Beiden zu sich genommen haben, alle Ereignisse der Heimath, von den Angehörigen bis zum Geschäftsgang, ja bis zu den Familien-Verhältnissen des Hausviehes herab, waren zum zwanzigsten Male erörtert und besprochen, da fährt plötzlich der Theehändler, wie von der Tarantel gestochen, empor, mit starrem Blick, einem Rasenden gleich, springt er vom Stuhl auf:

„Isbáwi hóge! Fissjo prapalo!“*) kreischt er auf.

„Né dai bóg!“**) Iwan Iwanowitsch!“ entgegnet ihm beschwichtigend der Andere.

Mit Mühe erfährt er endlich von dem gänzlich Konsternirten, daß er seinen kostbaren Pelzstiefel und 200,000 Rubel in demselben, in der Ecke seines Schlittens vergessen habe.

Sie eilen zurück nach dem Platze, auf dem sie sich gefunden, allein wäre das Gefährte auch noch dagewesen, wer wollte es auch auffinden, unter den tausend

*) Gott erbarme sich! Alles ist verloren!

**) Da sei Gott davor!

und aber tausend Schlitten, die sich in Rußland ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern?

Während Iwan Iwanowitsch rathlos in die Ferne starrt, giebt ihm der besonnene Nester Wasilitsch schnell den guten und praktischen Rath, so rasch als möglich zurückzufahren an die letzte Station, wo er den Schlitten gemiethet, vielleicht ist der Kutscher noch einzuholen, vielleicht hat er das Fuhrwerk noch nicht untersucht, den Schatz nicht gefunden, vielleicht gelingt es selbst im Falle, daß derselbe von dem Finder schon geborgen, ihn durch Güte oder Drohung wieder herauszubringen, ehe man die Hülfe der Polizei in Anspruch zu nehmen gezwungen.

Der Plan wird eiligst ausgeführt, und in wenig Augenblicken fliegen die Freunde mit Sturmeseile die Straße dahin. Aengstlich starrte Iwan hinaus und der Station entgegen, auf der sein Geschick sich entscheiden soll, endlos scheint ihm die Strecke, trotz der rasenden Schnelligkeit, mit welcher die wackeren sibirischen Steppengäule dahinschnauben, doch da Alles im Leben ein Ende nehmen muß, so auch die Qual des armen Iwanowitsch, der endlich das Haus des Kutschers Iwan Petrowitsch in der Ferne erblickte.

Jetzt ist die ersehnte Stelle erreicht, und zwar eben in dem Augenblick, als der Mann die dampfenden Pferde vor dem noch im Thorwege stehenden Schlitten lospannt.

Mit der Behendigkeit einer Katze springt Iwan Iwanowitsch aus seinem Gefährte heraus und auf das andere zu, keuchend und lautlos durchwühlt er die Stelle, wo die verhängnißvollen Pelzstiefeln lagen, und, welch' Glück, er findet dieselben unversehrt mit der kostbaren Füllung am alten Platze liegen.

Jubelnd umtanzen die beiden Freunde den wiedergefundenen Schatz, während Petrowitsch mit weit offenem Maule die scheinbar Wahnsinnigen anstarrt. Endlich wird ihm das Räthsel gelöst, und der selige Iwan erklärt ihm den Vorfall, mit folgenden Worten schließend:

„Du bist ein braver Bursche, und es soll heute für Dich ein Tag der Freude sein. Du erzähltest mir, daß Dich ein paar hundert Rubel in den Stand setzen würden, eine Laffka einzurichten und Dein Glück zu gründen. Hier hast Du 500 Rubel, ich habe mit weit weniger angefangen, als Du, und bin ein wohlhabender Mann geworden, möge meine Gabe Dir gleichfalls Segen bringen. Jetzt aber, Duscha*), rufe Dein Weib, denn wir müssen Deine Gastfreundschaft für heute Nacht ansprechen, es ist schon zu spät, um die Rückfahrt anzutreten und wir sind müde und durstig."

Nach wenig Minuten finden wir die Freunde so

*) Seelchen, ein gewöhnliches Schmeichelwort der Russen.

wohnlich eingerichtet, als es bei den beschränkten Mitteln des armen Bauers möglich ist, in dessen Schlafstube, den dampfenden Samowar*) vor sich, der in keiner russischen Hütte fehlen darf.

Der Eigenthümer hat sich mit seinem Weibe auf den Beden des Vorbaues gebettet, und bald deckt der bleierne Schlaf seine schweren Fittige über die Häupter der Ermüdeten.

Lange noch vor Tagesanbruch hört Iwan Iwanowitsch den Hauswirth stöhnend in seinem Behälter auf und nieder gehen.

„Was ist Dir, Brüderchen?“ ruft er hinaus, „kannst Du nicht schlafen?“

„Ja ne tak to sdaróf.“**) tönt dessen Stimme dumpf herein.

„Wessmá szageléju,“***) brummte Iwan, dreht sich auf die andere Seite und schnarcht nach wenig Minuten wieder den Schlaf des Gerechten.

Plötzlich schreckt die beiden Freunde ein gellendes Weibergeschrei empor, das aus dem Vorbau ihnen entgegentönt. Erschrecken springen sie auf von dem Lager und in die Nebenstube, hier sehen sie entsetzt den Körper des ehrlichen Petrowitsch erhängt am Thürpfosten baumeln und unter ihm sein Weib ihren Jam-

*) Selbstkocher, die russische sehr praktisch construirte Theemaschine.
**) Ich befinde mich nicht wohl.
***) Das thut mir leid.

mer in schrillen Tönen durch die Lüfte sendend. Vergeblich ist alles Bemühen, den Unglücklichen zu retten, der bereits starr und erkaltet, an seinem eigenen Halstuche schwebend, ein grauenvolles Bild abgab.

Umsonst suchen die Fremden das wimmernde Weib auszuforschen, was den scheinbar so harmlosen Burschen zu diesem grauenvollen Entschlusse getrieben haben möge.

Sie selbst begreife es nicht, wohl sei er gestern, nachdem sich die Herren zur Ruhe begeben hätten, düsterer und in sich gekehrter als je, auf und nieder gewandelt, aber nie habe sich irgend ein Ereigniß zugetragen, welches auf eine solche Katastrophe hätte schließen lassen. Petrowitsch habe vor dem Schlafengehen noch ein Glas heißen Tschai getrunken, dann noch geschrieben und gerechnet — da, da sei das Blatt, auf dem er geschrieben habe. —

Der des Schreibens unkundige Iwanowitsch giebt das Blatt an Nestor-Wasilitsch, und dieser löst, indem er die letzten Zeilen des Selbstmörders entziffert, den Staunenden das Räthsel in folgenden Worten:

„Ich strafe mich selbst für meine Dummheit,
„indem ich nicht verdiene, mehr auf der Welt
„zu leben, in der ich heute ein Mann mit
„einem Vermögen von 200,000 Rubel sein
„könnte, wenn ich kein Esel wäre, während ich

„die lumpigen 500 Rubel nie in meinem Leben
„ohne die bitterſten Gewiſſensbiſſe anzuſehen,
„über mich gewinnen könnte.

Petrowitich."

Ob ſich die Wittwe des ehrlichen Kutſchers getröſtet, und wie es den beiden Freunden ferner gegangen, darüber ſchweigt die Geſchichte, ſo viel aber iſt gewiß, daß Iwanowitſch nie wieder Geld in einen Stiefel gethan, noch weniger aber dieſen je vergeſſen hat.

Unheimliche Geſchichten.

Ein Geſellſchaftsabend in St. Petersburg.

In der Regel drehen ſich die Soireen der nordiſchen Reſidenz um Eſſen und Trinken, d. h. viel trinken, und um das leidige Kartenſpiel. Der Ruſſe iſt ſehr gaſtfreundlich; er prunkt nicht mit dieſer Tugend, die er auch nur zu ſeinem eigenen Amüſement ausübt, denn wie verbrächte er die endlos langen Winterabende, wenn nicht am Kartentiſch oder hinter der Weinflaſche? Selbſt die eleganteſten Damen bleiben hinter dieſer Mode nicht zurück und ich habe während meines fünf-

jährigen Aufenthaltes in Rußland keine Hausfrau kennen gelernt, die sich nicht vortrefflich auf die Handhabung der bunten Blätter verstanden hätte, ja Viele ruiniren sich durch diese Leidenschaft und bringen mit den Männern um die Wette ihr Vermögen durch. Von diesem geist- und Gesundheit tödtenden Vergnügen will ich hier nicht sprechen, sondern von den leider nur seltenen Ausnahmen.

Bei dem berühmten russischen Schriftsteller Kukolnik findet sich jeden Mittwoch ein Häuflein Männer zusammen, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, durch Austausch ihrer geistigen Schätze die langen Winterabende um ihre Dauer zu betrügen. Gelehrte und Künstler, Schriftsteller, Maler und Musiker, Deutsche, Russen und Franzosen, drängen sich zu diesem anspruchslosen Zirkel, der wohl in der Riesenstadt nicht seines Gleichen findet. Es ist eine Verschwörung des guten Geschmacks, des Humors und der Freundschaft gegen die bittere Langeweile.

Schreiber dieses will es versuchen, einen solchen Abend, mit seinem wechselnden Inhalt, mit seinen anregenden, frischen Gesprächen zu schildern, insofern es ihm möglich ist, dies nach den flüchtigen Tagebuchnotizen zu thun, die er bei jedesmaliger Heimkunft aus diesem fröhlichen Zirkel auf's Papier hinwarf.

Es ist zehn Uhr! Die Gäste sitzen um den vor

der Hausfrau brodelnden Samowar an dem reich servirten Theetisch. Wie würden unsere deutschen Damen dreinsehen, die uns heißes Peccowasser mit dünnen Butterschnitten als Abendbrod vorsetzen, sähen sie die Plage, welche eine solche Thevisite in St. Petersburg für die Dame vom Hause mit sich führt?

Da muß der Tisch mit den feinsten, Appetit reizenden Delikatessen besetzt sein, da muß die arme, geplagte Wirthin nicht nur jede einzelne Tasse des duftenden Trankes dem Gaste vorsetzen, sondern sie muß vor den Augen desselben die gebrauchte Tasse wieder reinigen und frisch füllen, und wie viele Tassen ein solcher petersburger Magen verträgt, das kann nur der glaublich finden, der einer solchen Vertilgung einst als staunender Augenzeuge beigewohnt! Um Mitternacht beginnt dann erst ein reiches Souper, ebenfalls unter dem Vorsitz der Dame, welches gewöhnlich erst gegen Morgen endet. Den Thee durch die Dienstleute bereiten und serviren zu lassen, gehört nicht zum guten Tone.

Nach dieser kleinen national-gastronomischen Abschweifung kehren wir in den Salen des Freundes Kukolnik zurück.

Es ist zehn Uhr. Die warme Stube kontrastirt angenehm mit dem draußen heulenden Schneesturm, der die dicken Flocken in solcher Masse auf die Erde

niederjagt, daß es unmöglich ist, Weg und Steg zu erkennen. Die Klingel tönt und ein verspäteter Gast tritt ein. Es ist Fürst W.....v, der Chef eines Husaren-Regiments, ein abgöttischer Verehrer des Kaisers, dabei eine gutmüthige Seele und — in Rußland eine Seltenheit — ohne den geringsten Stolz auf seinen Rang. Nachdem er seinen Schnurrbart von einer Eislast befreit, die diesen um das Doppelte verlängerte, grüßt er die Anwesenden mit Herzlichkeit und nimmt seinen Platz am Tische ein.

„Warum so spät, Andrä-Andräwitsch*)?“ nimmt die Hausfrau freundlich drohend das Wort: „Immer der Letzte!“

„Entschuldigen Sie, Mari-Iwanna, ich komme eben vom Kriegsminister, die Angelegenheiten unseres Freundes J.....ff hat der Kaiser entschieden, und zwar mit einer solchen Weisheit, welche an das Urtheil Salomonis, biblischen Andenkens, erinnert.“

„Lassen Sie hören, Andrä-Andräwitsch, die Sache interessirt uns Alle, da aber nicht Alle von dem Vorgange genau unterrichtet sind, Sie bei demselben jedoch theilweise als Augenzeuge figurirten, so erzählen Sie uns wohl auch die darauf Bezug habende frühere Begebenheit.“

---

*) Sohn des Andreas: der Russe nennt immer den Namen des Vaters mit, wenn er Jemanden anredet.

Der Fürst, welcher mit Freuden die Gelegenheit ergriff, seinen Kaiser im glänzendsten Lichte zu zeigen, erzählte mit Vergnügen:

Ein Urtheil des Czaren.*)

„Sie, als Ausländer," fing er an gegen uns Deutsche, „Sie können sich keinen Begriff machen von dem ungeheuren Reichthum, der bei uns in Rußland oft in einer Familie, ja in einer Hand zusammengehäuft sich findet. Es würde Sie an die Mährchen von Tausend und eine Nacht mahnen, über welche Summen ein Scheremetieff, ein Dimidoff, Jakobleff zu disponiren haben.

Von diesen Krösussen ist nun der junge J.... ff einer der reichsten, der tollsten. Seine Verältern gehörten mit zu den Auffindern der Sibirischen Gold- und Silberminen und erhielten, damals noch Leibeigene, in Folge ihrer glücklichen Entdeckung, die Freiheit, und einen Theil an der Ausbeute, welche unermeßliche Summen abwarf. Unser Freund J., der Letzte seines Stammes, hat nun des reben und gemünzten Mammons eine solche Menge, daß er, im strengsten Sinne des Wortes, nicht weiß, was er damit anfangen soll. Als das Winterpalais des Kaisers mit allen seinen Schätzen verbrannte, erbot er sich, dasselbe in seinem früheren Zustande „als patriotische Gabe" aus eigenen

*) Kaiser Nikolaus.

Mitteln wieder herzustellen, ein Anerbieten, welches der Czaar von keinem Unterthan annehmen konnte, und daher zurückwies. Dabei ist J. der übermüthigste, aber auch der gutmüthigste Mensch des ganzen russischen Reiches. Mit seinem Gelde ist es ihm möglich, die bizarrsten Launen durchzuführen; er ist der verwegenste Spieler, der kühnste Reiter, der beste Schütze von der Ostsee bis ans schwarze Meer.

Doch, wie nun eben unter der Sonne kein vollkommenes Glück gedeiht, so auch bei unserm Iwan Iwanowitsch; dessen sehnlichsten, heißesten Wunsch: einige Jahre im Auslande, besonders in Paris zubringen zu dürfen, der Kaiser auf oft wiederholte Bitten stets strenge abschlug. „Der Tollkopf wird mit seinem vielen Gelde dumme Streiche und dem russischen Namen Schande machen" entgegnete „der Herr" immer, so oft das Gesuch von J. von einer mächtigen und einflußreichen Person befürwortet wurde, und der arme Millionair muß suchen, sein Geld im Vaterlande todt zu schlagen! —

Vor vierzehn Tagen kam, wie Sie wissen, die Kunstreitergesellschaft Lejars aus Deutschland hier an, um in St. Petersburg und Moskau ihre Rubelerndte zu halten. Unter den Enthusiasten für diese Truppe war nun J..... einer der leidenschaftlichsten. Jeder Abend fand ihn in einer der vordern Logen, und seine Verehrung für die schöne Lejars oder die kühne Pauline

ergeß ſich in reichen Blumenſpenden, denen nicht ſelten weit ſolidere Zeichen von Wohlwollen beigebunden waren, z. B. ein Diadem von Diamanten, eine Reitpeitſche, an deren Griff ein Rubin von ſeltener Größe prangte ꝛc.

Was Wunder, daß derſelbe in kurzer Zeit der geachtetſte Gaſt der fremden Künſtler wurde, daß die Dankesverbeugungen derſelben bei den Beifallsſtürmen meiſtens zuerſt gegen die Loge des jungen Mäcens gerichtet waren, natürlich, wenn Niemand vom Hofe anweſend.

Eines Abends ſtößt J..... aus Verſehen mit der etwas ungeſchickt angebrachten Logenthüre an den Fuß des Oberſten B.... Dieſer, nahe verwandt mit dem Lieblinge des Kaiſers, dem Fürſten Menzikoff, achtet nicht auf die höfliche Entſchuldigung J.....s., ſondern ſchlägt denſelben heftig und unerwartet in's Angeſicht, ſo daß ihm ſogleich das Blut über daſſelbe herabſtrömt. J.....ff wuthſchnaubend, fordert ſogleich öffentlich Genugthuung von ſeinem halbbetrunkenen Beleidiger, dieſe wird ihm in acht Tagen zugeſagt und die erbitterten Gegner werden von ihren Freunden hinausgebracht.

Der ganze Verfall dauerte kaum viel länger, als ich Zeit brauche, ihn zu erzählen, machte aber dennoch, wie begreiflich, nicht nur im Circus ſelbſt, ſondern auch in ganz Petersburg das ungeheuerſte Aufſehen.

Merkwürdiger Weise aber schien gerade der, welcher das Ereigniß doch gewiß zuerst erfahren mußte, nichts davon wissen zu wollen.

Die ganze Residenz erfuhr, daß das Pistolenduell, nach J.....ff's Forderung auf Tod und Leben, in einigen Tagen in einem, wenige Werste von der Stadt entfernten Gehölze, stattfinden werde. Da jedoch der Kaiser die Sache nicht erwähnte, der Ober-Polizeimeister von diesem wohl den geheimen Befehl erhalten haben mochte, der Angelegenheit ihren Lauf zu lassen, so mischte sich keine Behörde in die Streitsache, und Jedermann sah der Entscheidung derselben mit der größten Spannung entgegen.

Oberst B....., bei Jung und Alt verhaßt und gefürchtet, hatte wenig Sympathie für sich, diese mehr der junge Crösus, der noch dazu durch seine oft erprobte Schützengewandtheit die meisten Chancen in diesem gefährlichen Spiele für sich hatte.

Dies mochte auch der schlagfertige Oberst einsehen, und nachdem der Rausch verflogen war, stellten sich bei ihm über die Folgen seiner Handlung Reflexionen der unerfreulichsten Art ein.

Seine Kameraden erklärten ihm unverhohlen, daß man ihn bereits als todten Mann betrachte, aber wenig Mitleid mit seinem Schicksal habe, welches er selbst durch sein, den ganzen Soldatenstand schändendes Betragen hervorgerufen habe.

Der Abend war erschienen, dem voraussichtlich ein blutiger Morgen folgen sollte. Wir finden B. abermals im Cirkus und zwar dies Mal neben dem stabilen Sitz des Ober-Polizeimeisters. Im Zwischenacte rief der Oberst überlaut einem rückwärts sitzenden Kameraden die Bitte zu, ihn morgen nicht zu besuchen, da ja an diesem Tage sein Duell mit J.....ff stattfinden werde.

Diese Renommage verfehlte ihre Wirkung nicht, denn der Ober-Polizeimeister wendete sich, sobald dieselbe ausgesprochen war, ernst zu seinem Nachbar und sagte ruhig:

„Herr Oberst, Ihr Rencontre mit J.....ff ist mir so bekannt gewesen, als der ganzen Stadt, allein ich brauchte es nicht zu wissen. Da Sie mir aber in diesem Augenblick durch die Oeffentlichkeit, mit der Sie das Ereigniß behandeln, dasselbe amtlich anzeigen zu wollen scheinen, so muß ich Sie bitten, mir Ihr Ehrenwort zu geben, sofort sich nach Hause zu begeben und Ihre Wohnung nicht vor der Entscheidung Sr. Majestät des Kaisers zu verlassen, dem ich die Sache morgen beim Früh-Rapport melden werde."

Mein wackerer B..... läßt sich das nicht zwei Mal sagen, er eilt nach Hause und tritt freudig seinen Stubenarrest an, zu dem vorläufig auch J.....ff verurtheilt wird.

Als die Sache unserem Kaiser zur Entscheidung

vorgelegt wurde, ließ er J.....ff volle Verzeihung anbieten, wenn er das Duell, so wie die ganze Streitsache vergessen, auf sich beruhen lassen und sein Ehrenwort darauf geben wolle; er selbst, sein Kaiser, werde ihm Satisfaction verschaffen.

Auf dieses gnädige Anerbieten antwortete J.....ff tollkühn: Der Kaiser sei sein Herr und sein Schicksal liege in dessen Hand, wenn ihn aber Sr. Majestät zehn Jahre nach Sibirien schicke und er werde im elften frei, so würde sein Erstes sein, den Oberst B... zu fordern. Auch könne der Streit nur mit dem Leben des Einen oder des Andern enden: Darauf nur könne er sein Ehrenwort geben!

Binnen vierundzwanzig Stunden kam folgende Entscheidung Sr. Majestät an J.....ff:

Der Oberst B. sei in Folge seiner Brutalität und Feigheit verurtheilt, als gemeiner Soldat nach dem Kaukasus zu gehen, mit einem Gemeinen könne sich J.....ff natürlich nicht schlagen, und somit sei die Sache beendigt. Da J.....ff jedoch durch die Herausforderung sich gegen die Gesetze vergangen, so habe er Strafe verdient, und deshalb sei er auf drei Jahre aus seinem Vaterlande verbannt, und die Behörden hätten bereits Befehl, ihm seinen Paß nach Paris auszufertigen.

„Das Urtheil ist bereits vollzogen," schloß der Fürst seine Erzählung. „Der Oberst B. ist auf dem Wege

nach dem Kaukasus und unser Freund J.... ff auf der Reise nach Frankreich."

„Und nun, meine Herrn, die Gläser zur Hand, lassen Sie dieselben anklingen auf das Wohl Sr. Majestät! Möge er uns und Ihnen noch lange erhalten bleiben und viele solche salomonische Urtheile fällen!"

Während die Gläser stürmisch anklangen und der größte Theil der Gesellschaft den Toast laut nachrief, flüsterten zwei Ausländer, am untern Ende der Tafel sitzend, einander folgende Bemerkung zu. Der Eine, ein deutscher Architekt, der zur Erbauung eines Krongebäudes vom Rhein hierher berufen war, sagte zu seinem Nachbar, einem lebenslustigen französischen Schauspieler:

„Kannst Du Dir eine tragi-komischere Figur denken, als diesen armen Millionenbesitzer mit seiner vergeblichen Sehnsucht nach Paris, dem gelobten Lande der Tollköpfe? Der eiserne Wille „des Herrn" hält den Armen in seinem goldenen Käfig fest, während er selbst wieder tausend Leibeigene sein nennt, die vor einem Wink seiner Brauen zittern."

„Und der Wille," fuhr der Andere ergänzend fort, „der Wille des Gewaltigen verweiset ihn dann an das Ziel seiner Wünsche, während er ihn eben so gut nach Sibirien hätte führen können." „Auf der ganzen Welt," fuhr der Fürst in seinem Enthusiasmus fort, „lebt kein gerechterer und gütigerer Monarch, daher

erfreuen wir Russen uns einer gesegneten Ruhe, während das ganze übrige Europa noch immer gährt und braust und wankt."

„Die vergangene Woche war große Revue auf dem Marsfelde, ein Schauspiel, welches man in solchem Glanze in keinem Lande wiederfindet. Auf dem Wege dahin ritt Se. Majestät, wie gewöhnlich, mit ritterlicher Galanterie neben dem Wagen der Kaiserin. In dem Augenblicke, als dieser hält, springt „der Herr" vom Pferde, um die Dame herauszuheben, allein der Kammerkosak war zu gleicher Zeit vom Tritte herabgeeilt, um den Kutschenschlag zu öffnen, und beide — der Kaiser und der arme Kosak — stoßen so empfindlich aneinander, daß „der Herr" im ersten Zorn dem Letztern einen kräftigen Schlag giebt, der ihn in den Graben schleudert. Doch wie erstaunen die unzähligen Zuschauer, als der Kaiser in demselben Moment den Diener vor allen Zeugen aufhebt, ihn küßt und mit den Worten: „Bruder, verzieh, mein heißes Blut riß mich zur Ungerechtigkeit hin," um Vergebung bittet*)."

„Da war aber auch die Menge nicht mehr zu halten. Ein tausendstimmiges, vom Herzen kommendes Hurrah erschütterte die Luft, und mit Freudenthränen in den Augen sah man die Veteranen die Hüte schwenken. „Was sagen Sie, meine Herren? Würde Ihr

*) Faktisch.

Kaiſer," ſetzte er gegen den jungen Franzoſen gewendet hinzu, „auch ſo gegen einem armen Teufel handeln?"

Phlegmatiſch antwortete dieſer: „Allerdings nicht, aber er würde den armen Teufel bei ähnlicher Gelegenheit auch nicht in den Graben geworfen haben."

Nach einer Pauſe nahm der Hauswirth R..... das Wort: „Ich begegnete dem Herrn nach dem Leichenbegängniß des Großfürſten Michael. Sie glauben nicht, wie mich der Anblick erſchütterte. Seine hohe, impoſante Geſtalt hing zuſammengekauert auf dem Pferde, deſſen Zügel er ſchlaff in der Hand hielt; ſein ſchönes, männliches, ausdrucksvolles Geſicht erſchien mir eingefallen und welk; der Tod ſeines Bruders hat ihn über Nacht um ein Jahrzehnd älter gemacht. Ich vermags nicht, Ihnen zu ſchildern, wie mir der Anblick das Herz zerriß."

„Kein Wunder," ſprach der Fürſt, „daß ihm der Tod des Bruders tief ans Herz greift. Der Verblichene war ſein treueſter Freund, ſein Rathgeber, ſeine feſteſte Stütze. Von vielen Heſſenten gefürchtet ob ſeines derben, rückſichtsloſen Freimuths, war er der Abgott der Soldaten und manche ergötzliche Anekdote circulirt in dieſer Beziehung über ihn. So wiſſen Sie z. B. Alle, daß der Soldat im Dienſte das Recht hat, jede Fähre über die Newa unentgeldlich zu benutzen, während er ſonſt fünf Kopeken zu bezahlen hat. — Nun geht der Großfürſt eines Tages am Quai in der Nähe des Marmorpalaſtes umher und bemerkt

einen Schiffer, einen kräftigen, jungen Mann, im Streit mit einem Soldaten, dem er den Mantel von den Schultern zerren will. Auf die Frage, was es gäbe, meldete der Soldat, daß der Schiffer, obgleich er die Dienstmarke vorgewiesen, für die Ueberfahrt bezahlt sein und sich mit seinem Mantel gewaltsam pfänden wolle. „Was willst Du mit dem alten Mantel machen? Du siehst ja, er ist schon sehr schlecht; komm' mit mir, ich will Dir einen neuen geben," sagte Se. kaiserliche Hoheit mit gutmüthig jovialem Tone. Der Schiffer muß ihm in die nächste Kaserne folgen, wo er als Soldat eingekleidet wird und auf diese Weise freilich zu einem neuen Militairmantel kommt."

„Merkwürdig genug," fuhr der Fürst fort, „war der Großfürst sonst so heiter und guter Laune, in der letzten Zeit trübe, ernst, verschlossen, von düstern Ahnungen gequält."

„Glauben Sie an Ahnungen?" warf Nestor Wasilewitsch dazwischen.

„Eigentlich sollte mir als Soldat jeder Aberglaube unzugänglich sein, allein ich habe durch ein Glied meiner eigenen Familie den Beweis erhalten, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, von denen sich keine Schulweisheit träumen läßt."

In der lebhaften Aufmerksamkeit der Anwesenden las der Sprecher die Bitte um Erzählung der geheimnißvollen Begebenheit, auf welche er soeben angespielt, und diesem stummen Wunsche nachgebend, erzählte er uns folgende

Geiſtergeſchichte.

„Ein Theil von Ihnen, meine Herren und Damen, hat meinen Bruder Andrä-Andräwitſch genau gekannt; die Uebrigen werden es daher nicht für Prahlerei halten, wenn ich verſichere, daß derſelbe einer der tapferſten und muthigſten Soldaten war, welche die ruſſiſche Armee zählt, die doch, bei Gott! an verwegenen, bewährten Männern keinen Mangel leidet. Kühn bis zur Tollheit, ritterlich galant gegen Damen, bildhübſch, jung, reich und verſchwenderiſch, was Wunder, daß der Herr Rittmeiſter der Liebling ſeiner Kameraden, der Abgott der Frauen war. Mit heiterer Lebensluſt arrangirte er alle in ſeinem Kreiſe vorkommenden Feſte, und nie ſah man eine Wolke der Traurigkeit auf ſeiner Stirne lagern.

Stellen ſolch' ſeltene Eigenſchaften ihren Träger überall hoch, um wie viel mehr mußte dies der Fall bei meinem Bruder in deſſen Garniſonort ſein? Sie kennen die Bauerndörfer, wohin unſere Kavallerie oft zum Schrecken ihrer Offiziere vertheilt wird. Stundenlang müſſen dieſe reiten, um zu einem, wenn das Glück wohl will, zu mehreren Kameraden zu gelangen und in Trinkgelagen und beim Hazardſpiel die Langeweile um einige Stunden zu betrügen; wem dies nicht genügt, der darf oft eine Tagereiſe nicht ſcheuen, will er das Glück gebildeter Geſellſchaft bei einem der um-

wohnenden Gutsbesitzer oder in einem Städtchen genießen. Der nächste größere Ort, welcher der Vergnügungslust meines Andrä-Andräwitsch zugänglich war, hieß Reschilitowka, ein ungeheuerer Marktflecken mit 11,000 Einwohnern in Klein-Rußland. Wer die Städte im Innern unseres Vaterlandes kennt, der macht sich leicht eine Vorstellung von diesen Marktflecken, welche oft die Größe einer mittleren Residenzstadt erreichen, sich jedoch in keiner Beziehung über den Schmutz des elendsten Bauerndorfes erheben. Eine Annehmlichkeit hatte jedoch Reschitilowka vor anderen Ortschaften gleichen Ranges voraus: ein sehr schönes Casino, von den benachbarten Edelleuten gegründet und erhalten. Die weitläufigen Räume des schönen Gebäudes wurden zu periodisch wiederkehrenden, für jene Gegend ziemlich großartigen Festen benutzt, deren Seele, wie gesagt, stets mein Bruder war. Monate lang wurde ein solches Fest verschoben, wenn Dienstpflicht oder andere Ursachen denselben abhielten, der Unterhaltung beizuwohnen und dieselbe mit seiner stets heiteren Laune zu erhöhen.

Um so mehr mußte es auffallen, daß Andrä-Andräwitsch zu einem Ballfeste, für welches er selbst seit Wochen die anstrengendsten Vorbereitungen getroffen, nicht nur sehr verspätet, sondern sichtlich verstimmt, zerstreut, ja, man könnte sagen, verstört erschien. Er, sonst der leidenschaftlichste, eleganteste Tänzer, blieb

ruhig auf einem Polſterſtuhle ſitzen, während ein wahrer Blumenflor der ſchönſten Mädchen den Saal durchſchwebte. Vergebens waren alle Aufforderungen der Freunde, ſich der Luſt, der Freude hinzugeben. Auf alle Fragen der Urſache ſeines auffallenden Benehmens gab er ausweichende, nichtsſagende Antworten, leere Ausflüchte.

Erſt ſpät bei Tiſche löſten einige raſch hinabgeſtürzte Gläſer Champagner und das theilnehmende, herzliche Andringen der Anweſenden ſeine Zunge, und mit ſchneidend ſcharfem Tone warf er plötzlich die unerwartete Frage hin:

„Iſt Jemand unter Ihnen, meine Herren, der mich für feige hält? der mir im Leben eine Handlung nachweiſen kann, welche den geringſten Mangel an Muth beurkundet?“

Auf die einſtimmige Verſicherung, wie überflüſſig eine ſolche Frage in Bezug auf ſeine ſo oft erprobte Tapferkeit in der Schlacht und im Duell ſei, fuhr mein Bruder in ſichtlicher Aufregung fort:

„Und dennoch, meine Verehrten, habe ich mich vor wenig Stunden gefürchtet, wie nur je ein Kind ſich vor Knecht Ruprecht fürchten kann, ja, ich habe gezittert, daß ich mich kaum im Sattel erhalten konnte. Damit Sie aber nicht glauben mögen, das, was ich Ihnen jetzt erzählen werde, ſei ein Bild meiner Phantaſie, ſo gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß außer

den paar Gläſern Wein, die ich eben getrunken, ſeit 14 Stunden kein Tropfen geiſtigen Getränkes über meine Lippen gekommen, daß ich nicht die geringſte Unannehmlichkeit, nicht den mindeſten Verdruß gehabt, ſondern mit vollkommener Gemüthsruhe und gewohnter Heiterkeit von Hauſe wegritt, überzeugt, daß ich einer frohen Nacht entgegeneile. — Als ein geübter Reiter lege ich gewöhnlich die tüchtige Strecke von mir bis Reſchitilowka in drei Stunden zurück; ich ſchwang mich daher um 7 Uhr auf mein Pferd, welches auch raſch genug ausgriff. Der helle Mondſchein, welcher ſein volles Licht auf die Schneefläche vor uns hinwarf, verbreitete Tagesbelle rings umher; nicht der kleinſte Gegenſtand hätte meiner Aufmerkſamkeit entgehen können. So ritt ich munter den mir bekannten Waldpfad entlang, bis ich auf die breite Landſtraße gelangte, die hierher führt. Um mir die Langeweile des Weges etwas zu verkürzen, pfiff ich vor mich hin, was mir an Opernmelodien und Volksgeſängen eben durch den Sinn fuhr. Plötzlich ſehe ich, wie aus dem Boden gewachſen, einen Schatten neben mir auf dem Schneelicht gleiten, der, der Form nach zu urtheilen, einem hinter mir galopirenden Reiter gehören muß. Ich halte meinen Braunen an, in der ſichern Vorausſetzung, der mich Einholende ſei gleich mir ein verſpäteter Ballgaſt, den das Bedürfniß nach Unterhaltung treibe, in meine Nähe zu kommen.

Mit zwei Schritten iſt der nächtliche Reiter neben mir; das volle Licht des Mondes fällt auf ſein Geſicht; er ſtarrt mich, ſein Pferd am Zügel, lautlos an, und denken Sie ſich mein Entſetzen — ich bin's! Bis auf die geringſte Kleinigkeit in Kleidung, Haltung, bis auf den kleinſten Zug meines Geſichts ſtarrt mein geſpenſtiges Ich mir ins erſchreckene Antlitz.

Ja, ſelbſt das Pferd, auf dem das Phantom in gleichem Schritt neben dem meinigen reitet, iſt ein treuer Doppelgänger meines eigenen Thieres. Ich muß Ihnen geſtehen, daß bei dieſem Anblick das Blut in meinen Adern zu Eis erſtarrt; obwohl aber von kaltem Schweiß übergoſſen, hatte ich doch noch Geiſtesgegenwart genug, mein Roß am Zügel feſtzuhalten und, ſo ſtehen bleibend, meinen unheimlichen Reiſegefährten näher zu betrachten. Ich war's! Kein Zweifel möglich! Kein Betrug denkbar!

Er hat ebenfalls ſeinen Braunen angehalten, ſteht mit demſelben kaum zehn Schritte von mir, vom Mondlicht grell beleuchtet, und ſtarrt ſtumm auf mich, wie ich auf ihn! Um alle Schätze der Welt wäre es mir in dieſem entſetzlichen Augenblicke nicht möglich geweſen, auch nur einen armen Laut aus meiner Kehle hervorzuwürgen.

Nach kurzer Pauſe faſſe ich, raſch entſchloſſen, mein Pferd am Zügel, drücke ihm die Sporen in die Weichen,

daß es, sich hoch bäumend, vorwärts fliegt, — mein Ebenbild ebenso!

Wer uns so lautlos über die weite Schneefläche hin galoppiren gesehen hatte, der wäre ungewiß gewesen, wer von beiden dahinrasenden Gestalten der Lebende sei, wer das Gespenst. Endlich nach einem Ritte, der mir endlos lang vorkam, gelangen wir an den Kreuzweg, wo der Wegweiser mit der Aufschrift „Nach Reichitilowka“ steht, dessen Inschrift mir wie ein Fingerzeig zum Paradiese erschien. Noch sehe ich meinen furchtbaren Begleiter, der aber im nächsten Augenblicke, wie von der Erde verschlungen, verschwindet, eben als ich in die Allee einbiege, welche zum Marktflecken führt. Spurlos, wie es hinter mir aufgetaucht, war das Phantom vor meinen Augen zerstoben, und Sie werden jetzt leicht die Stimmung begreifen können, in welcher ich in Ihre Mitte trat.

Nochmals gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß nicht das geringste verbergegangene Ereigniß mich berechtigt, diese Erscheinung für eine Geburt meiner Phantasie zu halten!“

Als mein Bruder schwieg, herrschte im Saale eine lautlose Stille. Vergebens suchten später einige jüngere Kameraden ihm die Geschichte als Schwank, als Vollmondspuk darzustellen und natürlich auszulegen, weder bei ihm, noch bei den Anderen wollte die fröhliche Stimmung mehr einkehren, wie sehr man sich

dazu aufzustacheln suchte, und nach einer halben Stunde war mein Andrä-Andräwitsch sans adieu aufgebrochen und nach Hause geritten. Als beim ersten Tagesgrauen ein Theil der Ballgäste denselben Weg einschlug, fanden sie mit Entsetzen am Kreuzwege mit gebrochenem Genick die Leiche meines armen Bruders, der vom Pferde gestürzt war, genau an derselben Stelle, an welcher, nach seiner Aussage, das Gespenst verschwunden sein sollte."

Als der Fürst die Mittheilungen dieser geheimnißvollen Begebenheit geendet hatte, entstand eine lange Pause. Der Erzähler, sichtlich ergriffen, schwieg, in tiefes Nachdenken versunken, welches die Anwesenden nicht zu unterbrechen wagten.

Endlich bekam N . . . . . k das Wort.

„Wer wollte leugnen," begann er, daß es ein Etwas in der Natur giebt, dessen Dasein alle Vernunftschlüsse vergebens abzustreiten suchen. Der Schriftsteller Kaan, den Sie wohl größtentheils Alle kennen, wurde einst von einer Ahnung überfallen — ich gebrauche wissentlich den Ausdruck „überfallen", — deren Resultat zu den wunderbarsten Erlebnissen meines vielbewegten Lebens gehört.

Eine Ahnung.

Unser Freund Bulgarin hatte, als er die „Nordische Biene" redigirte, eine Menge junger Talente in

die ruſſiſche Leſewelt eingeführt, denen es außerdem ſchwer, wo nicht unmöglich geworden wäre, dem Publikum bekannt zu werden. Die weite Verbreitung des Bulgarin'ſchen Journals machte es demſelben möglich, ein Honorar zu bewilligen, welches dem bezahlten Schriftſteller die dornenvolle Anfängerzeit ebnet und ihm anſtändig zu exiſtiren erlaubt.

So hatte der geniale Verfaſſer des ruſſiſchen Gil Blas den armen Kaan, der bald zu den beliebteſten Mitarbeitern der Biene gehörte, Schritt für Schritt bis zu ſeinen jetzigen Erfolgen geleitet und unterſtützt, ſo daß der junge Mann ſich in ſeinen Verhältniſſen in Petersburg mit Recht ganz behaglich fühlte.

Er hatte in Dorpat ſtudirt und war dann, um unangenehmen häuslichen Verhältniſſen daſelbſt zu entgehen, nach der Czaarenſtadt geeilt, wo er, wie geſagt, raſch eine zukunftreiche Carriere gemacht. Seine Mutter, eine gebildete Offizierwittwe, hatte einen Beamten geehelicht, deſſen Charakter ſie leider erſt nach der Hochzeit kennen lernte. Dem Trunke und der Verſchwendung ergeben, brachte er in kurzer Zeit das Vermögen der armen Frau durch, und wurde der Zankapfel zwiſchen ihr und den bereits erwachſenen, verſtändigen Kindern, welche ſobald als möglich dem väterlichen Hauſe, jetzt für ſie eine Hölle, zu entfliehen ſuchten. Still duldend trug die Wittwe K .... die Folgen ihrer Uebereilung und die rohen Ausbrüche des Trunkenen, ja die häufi-

gen Briefe, die ſie mit ihrem Sohne wechſelte, ließen dieſen glauben, daß ſein Stiefvater ſeine Fehler größtentheils abgelegt habe und ſie mit ihrem Geſchicke leidlich zufrieden ſei.

Denken Sie ſich daher das Erſtaunen Bulgarin's, als Kaan eines Abends bleich und zerſtört zu ihm kommt und ihn beſchwört, ihm Geld zu geben, da er in dieſer Nacht noch nach Hauſe müſſe. Auf die Frage Bulgarin's, ob denn die Reiſe unaufſchiebbar ſei, ob er nicht wenigſtens noch eine früher angefangene wichtige literariſche Arbeit vollenden wolle, beſchwört ihn dieſer mit Angſt erfüllter Stimme, Bulgarin möge ihn nicht zurückhalten, eine nicht zu beſchreibende Bangigkeit treibe ihn ruheles umher, ſeit zwei Stunden habe ihn die Ahnung befallen, wenn er nicht augenblicklich nach Hauſe reiſe, ſo geſchehe dort ein namenloſes Unglück. Er könne ſich über dieſes unausſprechlich peinigende Gefühl keine Rechenſchaft geben, jedoch ſei es nicht zu überwinden und treibe ihn mit gewaltiger Macht an, zu ſeiner Mutter zu eilen.

Heiße Thränenſtröme verkündeten lauter als alle Worte die Wahrheit des Geſagten; tief erſchüttert gab Bulgarin die erbetene Summe her und eine Stunde ſpäter ſchon flog Kaan auf raſcher Telege mit Extrapoſt die Straße nach Dorpat entlang.

Die Windeseile der ſchnaubenden Roſſe dünkt ſeiner ſchmerzlichen Ungeduld noch immer nicht ſchnell genug

und am nächsten Abend sieht er mit Entzücken die Lichter der Vaterstadt durch das Dunkel der Nacht flimmern. Aus dem Gefährte springend, rennt er, kaum im Posthause angekommen, mit raschen Schritten dem elterlichen Hause zu. Die Treppe hinaufstürmend tritt er in die große Stube — sie ist leer und finster. In's Schlafzimmer der Mutter! — Ein schwerer, hinter der Thür befindlicher Gegenstand hindert ihn, in dasselbe einzudringen. Vergebens ist sein Rufen. Die Wohnung scheint ausgestorben.

Mit vieler Mühe gelingt es ihm, den Beleuchtungsapparat zu finden, endlich hat er Licht, er dringt in die Kammer — o Entsetzen! — der hindernde Gegenstand ist der Körper seiner Mutter, die sich an der Thür aufgehängt hatte, um einem qualvollen Leben ein Ende zu machen. Noch ist Lebenswärme in ihr und mit rascher Besonnenheit gelingt es dem Sohne, den fast erloschenen Funken wieder anzufachen, der in schauerlicher Einsamkeit die Mutter wieder ins Dasein ruft. Eine Viertelstunde länger und es wäre zu spät gewesen!

Wer wollte hier das geheimnißvolle Walten der Vorsehung verkennen, die das eigene Kind zum Werkzeug erkor, die Verzweifelnde vor zeitlichem und ewigen Verderben zu retten?

Die folgende Scene möge sich jedes fühlende Herz selbst ausmalen. Schon der nächste Tag fand die

Mutter, entriſſen den Klauen des wüſten Trunkenboldes, mit dem theuren Sohne auf dem Wege nach Petersburg, wo ſie ſeit der Zeit ein freundliches Aſyl gefunden. Aus ihrem eigenen Munde habe ich die eben erzählte Begebenheit."

Ein junger kleinruſſiſcher Kaufmann nahm jetzt das Wort, indem er die Möglichkeit ſolcher Erſcheinungen beſtritt, für welche ſich keine natürliche Urſache auffinden laſſe, dagegen aber die Exiſtenz des Wunderbaren nicht in Abrede ſtellte; aber nach ſeiner Behauptung laſſe ſich für jedes noch ſo räthſelhafte Erlebniß ein natürlicher Schlüſſel finden. Zum Beweiſe für ſeine Meinung gab er folgende Geſchichte zum Beſten.

Ein unbekanntes Thier.

„Ich bin in Krementſchug, einem Städtchen am Dnepr, geboren, welches unter Anderen auch ein kleines naturhiſtoriſches Muſeum beſitzt, d. h. einige Wölfe von ſeltener Größe, verſteht ſich ausgeſtopfte, ein Elenthier, einige Mamuthsknochen, einheimiſche Vögel, ein paar Zobel und einige Erzſtufen. Hinter den halb verblichenen Scheiben eines Wandſchrankes bewundert man in einem Glasgefäße ein icorpionartiges, in Spiritus geſetztes Thier von ungewöhnlicher Größe, deſſen Hintertheil ſtachelartig zuläuft; auf dem Glaſe lieſt man die Aufſchrift: ein unbekanntes Thier! Auf meine

neugierige Frage, wie dieses Thier hierherkomme, erzählte mir der Führer Folgendes:

Auf dem alten Ritterſitze, welcher dort auf der Anhöhe am Dnieſtr liegt und jetzt herrenlos in Ruinen zerfällt, lebte vor langer, langer Friſt ein ebenſo liebenswürdiger als gaſtfreier Edelmann.

Die weiten Räume ſeines Herrenſchloſſes reichten nicht hin zur Aufnahme Derer, die der Ruf der Gutmüthigkeit ſeines Eigenthümers herbeilockt.

Da geſchah es, daß eines Tages, nach einer durchſchwärmten Nacht, beim Frühſtück einer der Gäſte fehlte. Da dies ſehr häufig ſich ereignete, ſo zog die Geſellſchaft, um den vermeinten Langſchläfer nicht zu ſtören, ohne dieſen zur Jagd hinaus. Als der Fehlende aber auch bei der Mittagstafel nicht erſchien, da zogen die luſtigen Kumpane, die Humpen in den Händen, vor deſſen Kammerthüre, um den Säumigen, ſonſt der Fröhlichſten Einer, zu wecken mit heiterem Trinkſpruche. Doch vergebens war alles Pochen, alles Lärmen, die Thüre blieb verſchloſſen und als man dieſelbe erbrach, da lag der geſtern noch heitere Gaſt — todt im Bette. Das bleiche Antlitz, verzerrt vom furchtbaren Todeskampfe, gab Zeugniß, daß der Tod, wenngleich unerwartet, doch nicht ſchmerzlos über ihn gekommen. Wie begreiflich, ſtörte dies traurige Ereigniß die Luſt der Geladenen und nachdem dem plötzlich Dahingeſchiedenen die letzte Ehre erwieſen war, trennte

man ſich vor dem eigentlichen Schluſſe des Feſtes. Monate waren verfloſſen, wieder waren Gäſte aus dem weiteſten Umkreiſe auf dem gaſtlichen Schloſſe angelangt, deſſen Beſitzer die Vermählung ſeiner älteſten Tochter mit einem benachbarten Gutsbeſitzer auf das Glänzendſte zu feiern beſchloſſen hatte.

Das Zimmer, in welchem vor längerer Zeit der junge Gaſt ſo unglücklich vom Leben abgerufen wurde, war ſeit jenem Tage nicht wieder bewohnt geweſen. Jetzt, da jeder Winkel des geräumigen Hauſes benutzt werden mußte, erhielt daſſelbe ein junger Offizier.

Man denke ſich den ahnungsvollen Schreck des Hauswirthes, als derſelbe am andern Morgen nicht beim Frühſtück erſchien und das grauenvolle Ereigniß ſich in's kleinſte Detail wiederholte, wie damals.

Die genaueſte Durchſuchung des Gemachs, von welchem ſogar die Tapeten abgeriſſen wurden, führte jedoch eben ſo wenig zu einem Reſultate, als die ſorgfältigſte Durchforſchung der Leiche des Unglücklichen.

Nicht die leiſeſte Spur deutete auf irgend eine Gewaltthat hin, die Thüre, der einzige Eingang in das Gemach, hatte man von Innen verſchloſſen und verriegelt gefunden, und die Fenſter waren mit ſtarken eiſernen Gittern verſehen. So ſehr ſich die Vernunft gegen dieſe Auslegung ſträubte, ſo mußte man doch annehmen, daß beide Todeskandidaten über Nacht vom Schlage gerührt worden waren. — Ein volles Jahr

ſtand die verhängnißvolle Stube wieder unbewohnt. Das unglückliche Ereigniß war beinahe, wenn auch nicht vergeſſen, doch aus der Erinnerung gekommen.

Da kehrte der einzige Sohn des Hausherrn heim von St. Petersburg, wo er im kaiſerlichen Pagenhofe eine glänzende Erziehung genoſſen hatte, um die Seinigen zu begrüßen, die er ſeit ſeinen Kinderjahren nicht geſehen.

Nichts war vergleichbar mit der Freude des Vaters, der ſich nicht ſatt ſehen konnte an dem ſtattlichen wohlgebildeten Jüngling, in deſſen ganzem Weſen ſich jede ritterliche Tugend auf's Deutlichſte ausſprach. Unter den hunderten von Mittheilungen, die man ſich im Laufe des Tages zu machen hatte, kam die Reihe auch auf die geheimnißvolle Begebenheit mit den damit verbundenen plötzlichen Todesfällen, welche auf den jungen Waſilj einen gewaltigen Eindruck machte.

Er ſelbſt durchſuchte auf's Sorgfältigſte die Stube; allein eben ſo wenig wie die früheren Nachforſchungen hatte die ſeine irgend einen Erfolg.

Als ſich die Familienmitglieder ſpät Abends nach einem fröhlichen Mahle getrennt hatten und der alte Herr bereits in ſüßem Schlummer lag, begab ſich Waſilj, ſtatt in die für ihn bereiteten Gemächer, in das Unheil bringende Zimmer. Dem Haushofmeiſter, als dem einzigen Mitwiſſenden, war das ſtrengſte Schweigen zur Pflicht gemacht worden; für Iwan, den

errebten treuen Diener des jungen Herrn, wurde eine Lagerſtätte im Lehnſtuhle bereitet, während ſich Waſilj angekleidet auf's Bett warf. Vor demſelben lagen auf einem kleinen Tiſchchen zwei gute, ſcharf geladene Piſtolen.

Ein markerſchütternd, gellender Schrei weckte gegen Mitternacht die Bewohner des Hauſes. Der Haushofmeiſter ſtürzte in die verhängnißvolle Kammer, und fand den treuen Iwan ſchreckerſtarrt am Bette ſeines Herrn, der ſich in Todeszuckungen auf demſelben wand.

Das Licht, weit herabgebrannt, beleuchtete unſicher die grauenvolle Scene. Während der Zeit waren der Vater und die übrigen Angehörigen des Sterbenden herbeigeeilt, der vor ihren Augen, krampfhaft ringend verſchied. Aus den Ausſagen des Dieners ergab ſich, daß Beide, nachdem ſie ſich möglichſt lange gegen den Schlaf gewehrt hatten, endlich einem leiſen unruhigen Schlummer ſich hingegeben hatten, als plötzlich der furchtbare Schrei Iwan erweckte, und dieſer ſeinen treuen Herrn ſchon beſinnungslos im letzten Kampfe fand.

Als der herbeigerufene Arzt die Leiche unterſucht hatte und es endlich gelungen war, die wie mit Schrauben am Kopfe feſt eingekrampften Hände zu löſen, da entdeckte man unter denſelben, halb zerquetſcht, jenes unbekannte Thier, welches ſeinen Stachel in die Nähe des Hirnſchädels eingebohrt und den jungen Mann

eben so rasch getödtet hatte, wie die beiden Vorgänger desselben."

„Wir sind da auf ein Thema gekommen, welches uns eigentlich von dem Felde der Erheiterung abgeführt hat," sprach Bülow, der Bruder des berühmten Malers, der als kaiserlicher Architekt in St. Petersburg lebt, „alle Erzählungen der letzten Stunde haben eine düstere, unheimliche Färbung angenommen, welche uns fast gewahnen an Hoffmann's Serapionsbruder — schauerlichen Inhalts; ich will Ihnen also in raschem Umschwung eine Anekdote erzählen, die, wenn selbe gleich hier passirt ist — ich kann Ihnen für die Wahrheit in jeder Beziehung einstehen — doch in weiteren Kreisen nie bekannt geworden ist:

Unser Kaiser sandte vor einigen Jahren einen Spiegel von seltener Größe und Schönheit mit einer Gesandtschaft als Geschenk an den Kaiser von China.

Der Spiegel mußte die ganze unermeßliche Strecke von St. Petersburg bis Peking von Menschenhänden getragen werden.*)

Nur wer die Straßen und Wege im Inneren Rußlands kennt, der kann die unglaublichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens begreifen. Der Herr aber wollte es, und der Spiegel kam unbeschädigt in China an.

---

*) Faktisch.

In der Zwischenzeit waren Mißhelligkeiten zwischen dem russischen Hofe und dem des Reiches der Sonne ausgebrochen; der Kaiser von China nahm weder die Gesandtschaft noch deren Geschenke an, und ein Courier, der diese Ereignisse im Vogelflug nach Petersburg meldete, frug sogleich, was mit dem Spiegel zu geschehen habe?

Auf demselben Wege und die nämliche Weise, lautete der Befehl, sollte der Spiegel zurückgebracht werden.

Der Großfürst Michael, welcher gerade zugegen war, schlug dem Kaiser lächelnd eine Wette vor, daß derselbe nicht unzerbrochen zurückkomme. Der Kaiser ging darauf ein, und der Courier erhielt noch die Weisung, dem Führer des Transportes bei Verlust der kaiserlichen Gnade und strenger Strafe die größte Vorsicht zur Pflicht zu machen, dagegen ihm anzuzeigen, daß er im Falle der glücklichen Rückkehr eine große Belohnung zu erwarten habe.

Mit namenloser Vorsicht ward das ungeheure Werk ausgeführt, der Spiegel, von vierzig Menschen getragen, kommt glücklich und unverletzt auf dem Staatsplatz in Petersburg an, wo der Kaiser mit seinem Bruder am Fenster steht, und über die gewonnene Wette lacht. Auf der Treppe des Winterpalais stolpert indeß einer der Träger, fällt, reißt seinen Nebenmann mit zu Bo-

den, dieſer den nächſten — und der koſtbare Spiegel liegt in tauſend Trümmer zerſchmettert am Boden.

Der Großfürſt hatte die Wette gewonnen! Hin und zurück war das zerbrechliche Ding ungefährdet tauſende von Meilen getragen worden, um im Hafen zu zerſchellen!"

„Ah!" rief der junge franzöſiſche Schauſpieler, „die Hauptſache iſt, daß die heute Abend erzählten Ereigniſſe uns die Zeit mit Blitzesſchnelle verjagt haben, und wenn nicht die Zeiger auf der Pendule weit über die Mitternachtſtunde hinauswieſen, wenn nicht unſere gute wirthliche Maria Iwanna ihren ganz kleine ſchlafbegierige Augen machte, ſo glaubte ich auf Ehre und Seligkeit, wir ſäßen kaum eine Stunde beiſammen.

Doch jetzt, meine Herren, laſſen Sie uns aufbrechen, und die Nachſicht unſeres Freundes Neſtor Waſilitſch nicht zu ſehr in Anſpruch nehmen."

„Hebo!" rief dieſer, „ſeit wann iſt es Sitte bei mir, aufzubrechen, ohne einen Biſſen Warmes, einen Trunk Wein zu ſich zu nehmen?"

„Bei Gott," rief Maria Iwanna, „über unſerer intereſſanten Unterhaltung habe ich vergeſſen, den Tiſch decken zu laſſen. Sie werden die Hausfrau entſchuldigen, meine Herren, ob des Complimentes, welches Sie dadurch Ihrer geſelligen Gabe gemacht."

„Auf Wiederſehen in einer Viertelſtunde im Speiſe-

ſaale. Entſchuldigen Sie, daß wir es nicht beſſer geben können.“*)

Mit einem graziöſen Lächeln verſchwand die liebenswürdige Ruſſin.

Nach kurzer Pauſe rief Kukolnik: „Wie ſchlagen wir aber die erwartungsvolle Viertelſtunde todt? Da wir einmal im Erzählen ſind, und die Viertelſtunden der Hauswirthinnen gewöhnlich doppeltes Maaß haben, ſo möge noch Jemand irgend eine recht pikante Geſchichte zum Beſten geben, am zweckmäßigſten ein Erlebniß. Damit aber Keiner vorgezogen oder vernachläſſiget werde, ſo ſchlage ich vor, daß das Loos entſcheide. Alle Anweſenden ſollen ihren Namen auf einen Streifen Papier ſchreiben; dieſe werden in einen Hut geworfen, und der, deſſen Autograph gezogen wird, muß dem heutigen Abend die Krone aufſetzen.“

Der heitere Vorſchlag wurde mit Jubel aufgenommen und aus der Schickſalsurne von Filz traf das Loos einen jungen Arzt, deſſen ſcharfgezeichnete bleichgelbe Phyſiognomie unverkennbar orientaliſche Abkunft dokumentirte.

Nach kurzer Pauſe begann Dr. L.... ſich zu entſchuldigen, daß er ſo durchaus unvorbereitet nichts zu erzählen wiſſe als eine einfache Geſchichte, die ſich vor beinahe einem Menſchenalter in ſeinem Geburtsorte

*) Ruſſiſche ſtehende Redensart vor und nach jedem, auch nach dem reichſten Mahle.

zugetragen, für deren buchstäbliche Wahrheit er aber vollständig einstehe. Die Neugierde der Anwesenden wurde durch diese beinahe mit feierlichem Tone ausgesprochene Einleitung doppelt rege; der Kreis rückte, den Theetisch verlassend, enger um den Kamin zusammen und der junge Doktor begann seine

Einfache Geschichte.

„Stupika ist ein kleines Städtchen in der Nähe der Bukowina, in der Art, wie sie uns heute Abend schon mehrfach geschildert wurden, und wie man sie in ganz Rußland so häufig findet. Unreinlichkeit in und außer den Wohnungen, auf den Straßen, im Vorhofe, in den Zimmern, spielt die Hauptrolle.

Zu den vollständigsten Ausnahmen aber gehörte das Haus des Rabbiners der Gemeinde. Dieser, ein Greis, mit den starrsten Grundsätzen an den uralten Satzungen seines Glaubens hängend, lebte nur dem Dienste der Religion und seiner Familie, an der er mit grenzenloser Liebe hing. Zwei kräftige Söhne und eine blühende Tochter, letztere bereits verlobt mit dem Sohne des Stadt-Arztes, rechtfertigten vollständig diese wechselseitige Anhänglichkeit. Der eine der Söhne hatte sich, nach dem Wunsche des Alten, dem Studium der Arzneikunde gewidmet und der jüngere sollte dem Vater im Amte folgen. Auf einer kleinen Anhöhe lag das überaus nette Wohnhaus des Rabbi mit einem

hübschen, wohlgepflegten Garten, in dessen niedlichem Pavillon der ältere der Söhne, wir wollen ihn Jakob nennen, sein Domicil aufgeschlagen hatte.

Der einzig mögliche Umgang beschränkte sich auf einige wenige gebildete Familien, worunter die des Krämers, oder, wie er sich lieber nennen hörte, des christlichen Kaufmanns von Stupika, zu den angenehmsten gehörte.

Wer aber vermag es, den furchtbaren Schreck des orthodoxen Juden zu schildern, als ihm der älteste Sohn entdeckte, daß er die Tochter des Kaufmanns Saicha Meyer über allen Ausdruck liebe und ohne dieselbe nicht leben könne. Vergebens bot der Alte Alles auf, was ihm Vaterliebe und Fanatismus eingab, um sein theures Kind von der ihm unheilvoll scheinenden Verbindung abzumahnen, dieser erklärte seinen festen, unabänderlichen Entschluß, Christ zu werden und die junge Meyer heirathen zu wollen, ein Entschluß, von welchem ihn nicht einmal die Androhung des Vaterfluches abbringen konnte.

Natürlich führte dieses Ereigniß einen unheilbaren Bruch zwischen Vater und Sohn herbei. Der Letztere bewohnte einsam und still das abgelegene Gartenhaus und trieb eifrig die Vorbereitungen zu seinem Glaubensübertritt und zur Vermählung, zu welcher der aufgeklärte, ruhige Saicha Meyer seine Einwilligung gegeben hatte, da er dem Glücke seines einzigen Kindes,

welches die Liebe des jungen Arztes ebenso leidenschaftlich erwiederte, nicht hindernd in den Weg treten wollte, und der Starrsinn des alten Rabbi ihm kein vernünftiger Grund schien, die Zustimmung zur Heirath des selbstständigen jungen Mannes zu verweigern.

Wie natürlich, machte das Gerücht von dem bevorstehenden Glaubenswechsel des Letzteren im Orte selbst die ungeheuerste Sensation. Die Bevölkerung, größtentheils aus Juden bestehend, schleuderte Fluch und Verdammniß auf das Haupt des Renegaten, der still und unbeirrt seinen Weg ging und nur hin und wieder seinen Vorsatz aussprach, mit seiner jungen Frau nach der Hochzeit nach Odessa zu übersiedeln.

Der Vorabend des gefürchteten und ersehnten Tages war herangekommen. Der alte Rabbiner, der die ganze Zeit über unter furchtbaren Qualen gelebt und allen Trost seiner andern Kinder abgewiesen hatte, verbrachte den Tag in der entsetzlichsten Aufregung und im sichtlichsten Kampfe mit sich selbst.

Als der Sabbath eintrat — es war eben Freitag — ließ er den verlornen Sohn zu einer Unterredung zu sich entbieten.

Noch einmal bot er alle Kraft auf, um sein Kind zum Wanken zu bringen. Bitten und Drohungen waren jedoch vergebens. Endlich warf er sich ihm zu Füßen, beschwor ihn, sein graues Haupt unbeschimpft

zur Grube fahren und ihn mit Segen für all' die Seinen sterben zu lassen.

Tief erschüttert stellte ihm der Sohn vor, wie er zwar im Stande wäre, dem theuren Vater das eigene Lebensglück zum Opfer zu bringen, daß er aber kein Recht habe, das seiner Braut zu zertrümmern, und daß er, wenn ihm der Vater den heiß erflehten Segen verweigere, mit gebrochenem Herzen, ohne denselben zum Traualtar gehen müßte.

„Nun, so sei verflucht, verdammter Hei, bis in alle Ewigkeit!" schrie mit schaumbedeckten Lippen der Alte, und stürzte zerschmettert zusammen.

Trotzdem, daß alle Vorzeichen das Herannahen eines heftigen Fiebers verkündeten, erlaubte er keinem der Seinigen, die Nacht wachend bei ihm zuzubringen. „Er selber wolle allein wachen und beten, damit er nicht in Versuchung falle." Mit diesen ernsten Worten befahl er, ihn ungestört zu lassen, und riegelte sich in seinem Zimmer ein, welches im Erdgeschoß des Wohnhauses lag.

Mit dem nächsten Frühroth begab sich mit einiger Ostentation der Christenpriester und sein Gefolge zum Gartenhause, um seinen Proselyten zur Kirche abzuholen. Noch waren Thüre und Jalousieen der Wohnung fest verschlossen. Als nach vergeblichem Klopfen keine Entgegnung erfolgte, der Gesuchte auch im Garten und in der Wohnung nicht zu finden war,

überkam die bangenden Geschwister die Ahnung irgend eines unheilvollen Ereignisses. Der Eingang wurde erbrochen und — entsetzlicher Anblick — da lag der junge Bräutigam blutbedeckt — ermordet, ein Messer in der Brust! Aufgerissene Schränke, die fehlende Uhr, Ringe, Börse, Alles deutete mit schauerlicher Bestimmtheit darauf hin, daß ein Räuber die einsame Lage des Gartenhauses benützt, den Unvorbereiteten im Schlafe überrascht und so sein schändliches Verbrechen ausgeführt habe.

Die sorgfältigsten Nachforschungen blieben fruchtlos, weder die ängstlichen Recherchen der Polizei, noch die genaue Beschreibung der entwendeten Pretiosen führte zu einem Resultate; der Mörder war und blieb unentdeckt und verschwunden.

Man hatte dem Alten, dessen kräftige Natur einer heftigen Nervenkrisis unterlegen war, die Schreckensnachricht verheimlicht, bis lange nach seiner Genesung, die spät genug erfolgte. In wilden Fieberphantasieen hat er, die fleischlosen Hände ringend, unter strömenden Thränen seinem Sohn um Vergebung, er nahm den Fluch zurück und flehte den reichsten Segen herab, vom Gott der Väter auf das Haupt des theuren Kindes. — Nach Monaten erst siegte die zähe Körperkraft des Alten über den Tod, welcher sein Opfer fest genug umklammert hielt. Weit ruhiger, als man erwarten konnte, nahm er die Nachricht auf, von dem schrecklichen

Ende des Sohnes. „Der Herr hat's gewollt," lautete sein ergebungsvoller Spruch, als er die Trauerbotschaft erfuhr.

Zehn Jahre lang lebte der Greis noch eine martervolle Existenz. Finster und verschlossen, jeder Tröstung unzugänglich, verbrachte er seine Tage im düstern Schweigen. Selten nur erlaubte er seiner Tochter, ihn mit blühenden Enkeln zu besuchen, und auch dann vermochten die ängstlichen Liebkosungen der unschuldigen Kleinen nicht, ihn zu erheitern.

So kam endlich, herbeigesehnt, der Tod, der den 80jährigen Mann vergessen zu haben schien. An der Schwelle des Grabes ließ der Sterbende die Seinigen kommen und entdeckte ihnen mit bebenden Lippen: „er sei der Mörder seines Sohnes gewesen; um dessen Seele zu retten, habe er den Leib vernichten müssen, wie schmerzlich ihm dies dem Gotte der Väter gebrachte Opfer auch geworden sei! — Die Pretiosen habe er mitgenommen und im Garten vergraben. Da er seinen andern Kindern zu Liebe sich nicht, wie er Anfangs gewollt, dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit habe übergeben wollen, so habe er mit Willen durch die Entwendung der Kostbarkeiten dem Verdachte eines Raubmordes Raum gegeben. — Der Gott Israels, vor dem er bald erscheinen würde, werde ihn prüfen und milde richten; mit dieser Ueberzeugung gehe er hinüber."

Kaum hatte sich dies furchtbare Geständniß der röchelnden Brust entwunden, so starb der fanatische Greis.

Die Seinigen wanderten aus nach Odessa und Petersburg. Ich kann Ihnen, schloß der jüdische Arzt, für die volle Wahrheit meiner Geschichte einstehen. — denn der Mörder war — mein Großvater!"

Schmerzlich und beinahe tonlos hatte er die letzten Worte ausgesprochen. — Die Gesellschaft war tief erschüttert. Weder die treffliche Küche der gastlichen Maria Iwanna, noch die feurigen Weine des Hauswirthes konnten mehr eine fröhliche Stimmung unter den Anwesenden herbeizaubern. Der junge Doktor war schon vor der Abendtafel sans adieu verschwunden.

Ein ungelöstes Räthsel.

Croatien war vor 25 Jahren ein Land, welches dem gebildeten Publikum unbekannter war, als fremde Erdtheile; ja theilweise ist es noch so, selbst von der croatischen Hauptstadt „Agram" liest man nur selten dürftige Correspondenzen in deutschen Blättern. Meinen Einzug hielt ich dort vor vielen Jahren

unter den trübseligsten Umständen, die ich bei einer anderen Gelegenheit meinen freundlichen Lesern bereits mitgetheilt habe.*) Von Räubern mißhandelt, entkleidet und aus einer tiefen Kopfwunde blutend, fand mich ein bürgerlicher Samaritaner besinnungslos auf der Landstraße, und gewährte mir in seinem gastlichen Hause Pflege und Heilung.

Damals herrschten in Agram noch die abscheulichsten geselligen Zustände, und die öffentliche Sicherheit stand unter Null. Die Nähe der türkischen Grenze sicherte dem flinken Einbrecher, Dieb oder Räuber ein schnelles und straffreies Entkommen, und gewaltsame Anfälle auf das Eigenthum, ja das Leben der Einwohner gehörten, selbst in den belebtesten Straßen und am hellen Tage, keineswegs zu den seltenen Ereignissen. Wurde die Geschichte zu arg, nahm die Frechheit der Strolche zu sehr überhand, so wurde von Seiten der Behörden „Standrecht" publicirt, d. h. die Verbrecher, die auf frischer That ergriffen wurden, sofort verurtheilt und hingerichtet; freilich kam dabei ein alter Spruch nur zu oft in Anwendung, denn auch die Agramer hingen, gleich den Nürnbergern, Niemand auf, ehe sie ihn hatten. Unter Trommelschlag wurde dann durch öffentliche Ausrufer publicirt, daß das Gericht, um den wiederholten Räubereien zu steuern, jedem Einwohner das

*) Siehe die Erzählung: „der arme Josy.

Recht zuspreche, auf einen Fremden, der nach eingebrochener Dunkelheit in seine Wohnung eindringe und auf dreimaligen Anruf nicht antworte, zu schießen; ein Recht, von welchem ein dortiger Büchsenmacher sofort Gebrauch machte, indem er einen Gauner, der in nächtlicher Stunde durch ein Fenster seines Hauses steigen wollte, mitten durch die Brust schoß. Allein nicht nur mit den als vogelfrei erklärten Banditen standen die Behörden in offenem Kampfe, auch die Bürger machten nicht selten von dem Rechte des Stärkeren Gebrauch und sprachen dem Gesetze Hohn. Ich erinnere mich noch, welch' enormes Aufsehen der Vorfall machte, als ein reicher Kaufmann, der zugleich Edelmann war, den Zollbeamten, welchem er mit Recht der Schmuggelei im großartigsten Maßstab verdächtig war, sein Haus verschloß und eine vollständige Belagerung desselben mit bewaffneter Hand abwehrte, indem er Jedem zu erschießen drohte, der ohne seine Erlaubniß die Schwelle überschreite. So lag er mit seinem Personal mit Feuerwaffen an den Fenstern seines, inmitten der Stadt gelegenen Hauses, im Anschlag, während die Douaniers vor demselben campirten, aber wohl auf ihrer Hut, diesem näher zu kommen, als der Anstand forderte. Während der Zeit wurden die geschmuggelten Waaren von den im Hofe stehenden Wagen abgeladen und Nachts auf Hinterwegen bei Seite geschafft. Ich weiß mich nicht mehr zu erinnern, wie die Sache endete, und ob

ſelbe Folgen hatte, nur iſt mir noch gut im Gedächtniß, wie oft, nach der Hand, der Kaufmann die höheren Zollbeamten in Gegenwart von Zeugen hänſelte wegen ſeines gelungenen Handſtreiches, und wie dieſe den Hohn und den guten Wein des reichen Mannes geduldig hinabſchluckten.

Ein pittoreskeres Bild, als den alljährlich abgehaltenen Agramer „Viehmarkt," zugleich das größte croatiſche Volksfeſt, konnte keine Phantaſie erſinnen. Auf einem ungeheuren Wieſenplan unfern der Stadt wurde es abgehalten und dauerte mehrere Tage und Nächte lang. Gerade die Nacht mit ihrem bunten Treiben hätte einem Breughel den prächtigſten Vorwurf für ſeinen genialen Pinſel geliefert. Zwiſchen den zahlloſen, zum Verkauf herbeigebrachten Thieren und ihren Begleitern promenirten, von den vielen Zeltfeuern und dem Lichte des Vollmondes maleriſch beleuchtet, der Edelmann und ſeine Dame im reichen Nationalcoſtüm; halbnackte Zigeunerhorden tummelten ſich daneben um ein halbgebratenes Lamm, welches an einem improviſirten Spieß über einem rieſigen Feuer ſchmorte; der kecke Cikos, die braune Bauerdirne trieben ſich in der bunten, in alle Volkstrachten Ungarns, Serbiens und Croatiens gekleideten Menge umher; mächtige Weinfäſſer, von der Großmuth des Edelmanns geſpendet, labten mit ihrem duftigen Inhalt Tauſende von durſtigen Kehlen und ſtimmten ſie zu begeiſtertem

Jubelrufe; die gut geschulten Militairmusiker zogen den Kürzeren im Wettkampf mit den elektrisirenden Klängen der Zigeunermusikbanden. Dazu ein Gebeul in allen Menschensprachen, in allen Thierlauten; das Schmerzgebrüll des ertappten und sofort abgestraften Diebes mischte sich mit dem Jauchzen des Trinkers, der mit seiner Vernunft und seinem Gelde am Rande war; kurz, ein Leben, wie es so betäubend, fast sinnverwirrend wohl kaum zum zweiten Mal zu finden sein dürfte!

Auf der sogenannten Harmitzen, einer kleinen, aus wenigen Häusern bestehenden Vorstadt Agrams, wohnte ich zusammen mit einem gewissen Lieser, der ein trefflicher Sänger, ein leidenschaftlicher Jäger und auch sonst ein ganz gebildeter umgänglicher Mensch war. In traulichem Gespräch streiften wir oft, Lieser stets mit der Flinte auf den Rücken, in Feld und Wald umher, wo mir mein Freund, ein geborner Schweizer aus gutem Hause, durch seine Schilderungen der Wunder seines Heimathlandes oft die Sehnsucht nach der Anschauung desselben recht lebhaft rege machte.

Agram liegt auf einer namhaften Anhöhe, das von uns bewohnte Haus in der oben erwähnten Harmitzen tief im Thale. Es war dies ein alterthümliches, der Gräfin M. gehöriges Gebäude, welches eine Masse kleiner umliegender, größtentheils von Seilern bewohnter Häuschen weit überragte. Diese standen auf der

anderen Seite unſeres Wohngebäudes, durch kleine mühſelig erhaltene Gärtchen getrennt, während wir im Umkreis von 2—300 Schritten keinen Nachbar hatten. Die Gräfin ſelbſt, eine höchſt gebildete, liebenswürdige, alte Dame, gehörte einer anſehnlichen, aber verarmten Familie an, und hatte nur noch einen Sohn, der als Offizier bei den Grenzern diente. Die tiefe Einſamkeit, in welcher die Gräfin jetzt lebte, die ihre Jugendzeit in glänzenden Verhältniſſen in Wien und Paris zugebracht hatte, ließ es ihr wünſchenswerth erſcheinen, daß zwei junge, lebensluſtige Burſche ſich in ein paar leerſtehende Stuben des unheimlichen Gebäudes einmietheten und durch Geplauder an berufsfreien Abenden ihr die Zeit vertreiben halfen. Die Miethe, die wir zahlten, war kaum der Rede werth und wurde uns in Punſch und anderer dem jungen Magen hochwillkommener Naturalverpflegung reichlich zurückerſtattet an unſeren Geſellſchaftsabenden, denen ſich ab und zu einige junge zur Bekanntſchaft ihres Sohnes gehörige Lieutenants anſchloſſen. Die Dame hatte viel erlebt, wußte ihre Erfahrungen anmuthig zum Beſten zu geben, dazu ihr hoher Stand, die Würde, mit der ſie alle Entbehrungen ertrug, und die Güte, mit welcher ſie denen, die noch minder glücklich geſtellt waren, als ſie ſelbſt, ihre kleinen Erſparniſſe zu Gute kommen ließ: war's Wunder, daß wir

die alte Frau wie ein Weien höherer Gattung anſtaunten und verehrten?

Außer der Eigenthümerin, die den Vordertheil des Gebäudes einnahm, und uns, die wir zwei nach dem ungeheueren Hof zugehende, neben einander liegende Zimmer inne hatten, waren keine Bewohner der großen Räume vorhanden, denn das gräflich M.'ſche Haus ſtand in dem Rufe ein „Spukhaus" zu ſein. Gerade dies war unſer Hauptgrund, warum mein Freund Lieſer mich beredet hatte, mit ihm dort einzuziehen: er hätte gar zu gerne ein Abenteuer mit Geiſtern beſtanden.

Auf unſer mehrmaliges Andringen, uns den Grund oder Ungrund der über ihr Haus herrſchenden böſen Gerüchte mitzutheilen, gab uns die Gräfin zuerſt ausweichende Antworten, ſpäter verſicherte ſie uns in vollem Ernſt, daß es dort wirklich jedes Jahr einmal im Hauſe ſpuke, und zwar in der Mitternachtsſtunde vor dem Chriſttage. Der Spuk äußere ſich jedes Jahr anders, meiſt aber in unheimlichen, aus dem Hofe und in den Gängen ſchallenden Tönen. Das Gebäude ſei früher ein Kloſter geweſen, und in den langen, um das ganze Haus laufenden Corridoren ſah man auf einer Seite Niſchen und gegen den Hof zu arcadenartige Durchbrüche, in welche hohe, gothiſchen Fenſtern ähnliche Oeffnungen ausgebrochen waren. In dieſen Niſchen ſoll in früheren finſteren Zeiten, einer alten Sage nach, mancher widerſpenſteig oder ſonſt

gegen die strenge Clausur sich verfehlende Mönch, nach dem damaligen Klosterzwange zum Einmauern verurtheilt, sein Leben geendet haben. Mit dieser Sage brachte man die Spukgeschichten des Hauses in Verbindung. Die Gräfin behauptete, sie selber sei von dem Vorhandensein unheimlicher Mächte in demselben überzeugt, nie aber habe sie die Lust verspürt, dem Treiben der Geisterwelt nachzuforschen, sondern mit dem Beginn des verhängnißvollen Abends schließe sich Alles, was zu ihrem Hause gehöre, ein, und suche die winselnden, ächzenden Töne, die hörbar durch alle Räume schallen, an sich vorübergehen zu lassen, bis die Glocke ein Uhr schlage und die Bewohner wieder ein Jahr in Ruhe und Frieden leben könnten. Nie habe der Spuk irgend Jemand ein Leid zugefügt, nie aber habe auch, ihres Wissens, ein Frevler dort die Mitternachtsstunde der Christnacht, außer seiner Stube verlebt.

Dem Andringen Lieser's, ihm zu erlauben, daß er der Erste sei, der dem Treiben unerklärlicher Mächte in's Antlitz schaue, gab die Gräfin erst nach, als sie sah, daß alle Versuche, ihn davon abzubringen, fruchtlos waren. Auch ich willigte, auf dessen Aufforderung, das Abenteuer mit ihm in Gesellschaft zu bestehen, erst nach langem Zögern ein, und zwar, wie ich ehrlich gestehe, nur darum, weil ich mich schämte, meinem Freunde eine abschlägige Antwort zu geben.

Die verhängnißvolle Nacht rückte heran, von uns

Beiden, jedoch mit ganz verſchiedenen Empfindungen, wenn auch in gleich fieberhafter Spannung erwartet. Lieſer tollkühn, voll friſchen Muthes, ſeine Piſtolen in Stand ſetzend, genau unterſuchend, ich mich ernſtlich prüfend, ob ich der Geiſterwelt Stand halten und im entſcheidenden Momente nicht das Haſenpanier ergreifen würde. Mein Gewiſſen ließ die Frage unentſchieden, und ſo ſah ich nicht ohne Beſorgniß die Stunden bis zur mitternächtlichen Friſt immer raſcher enteilen.

Die Gräfin hatte ſich mit den Dienſtleuten, nachdem nochmalige Warnungen an dem dicken Schweizerſchädel Lieſer's abprallten, in ihre Gemächer zurückgezogen, und die lautloſe Stille des Hauſes wurde nur durch die dröhnenden Schläge der Kirchenuhr unterbrochen, die in meiner Bruſt ein Echo zu finden ſchienen. Vergebens ſuchte mich mein Kamerad aufzuheitern; je mehr er mir das gänzlich Gefahrloſe unſers Unternehmens vorzuſtellen ſuchte, deſto wortkarger wurde ich, deſto ungemüthlicher ſtellte mir meine Phantaſie den wohlbekannten, langen Gang mit den niedrigen Brüſtungen und den in den finſteren leeren Hofraum ſtarrenden hohen Bogenöffnungen vor. Eine kleine Bowle trefflichen Punſches trug Lieſer auf eine dieſer Brüſtungen, ſetzte zwei Stühle hinter dieſelbe, die Piſtolen ſcharf geladen, eine gewaltige Laterne mit brennendem Licht nebſt Feuerzeug vor ſich hin, und ſo

begannen wir mit dem Schlag halb zwölf unsere Beobachtungsposten einzunehmen.

Von der Dehnbarkeit der Minuten, von der Endlosigkeit einer solchen Stunde kann sich nur der einen Begriff machen, der in ähnlicher Situation ein folgenschweres, ungeheures Ereigniß erwartet, ohne sich vorher einen Begriff machen zu können, von woher und in welcher Gestalt es eintreten werde. Selbst mein Wagehals wurde stiller und stiller, die selteneren Mittheilungen zwischen uns flüsterten wir uns leise zu, von Zeit zu Zeit scheue Blicke um uns werfend. Das dampfende Getränk lud uns vergebens mit süßen Düften zum Genusse ein, die Gläser blieben leer, und die Sehnerven suchten vergebens das tiefe Dunkel des Hofraums zu durchdringen, welches eine zweite von Lieser vorsorglich aufgehängte Laterne nur mit noch unheimlicheren Schlagschatten umgab.

Mitternacht schien heute ausbleiben zu wollen. Endlich dröhnte der erste Schlag der erwarteten Stunde, ein mächtiger Schall zuckte mir durch alle Nerven. Auch Lieser war todtenbleich geworden, selbst bei dem matten Licht der Laterne konnte ich dies bemerken. Mechanisch legte er die Hand auf die Pistole, eine zweite hatte ich mit gespanntem Hahn neben mir liegen, und fast tonlos hauchte er mir die Worte zu: „Wenn sich Jemand einen schlechten Spaß mit uns macht, so soll es ihm schlecht bekommen."

Während ich die Schauer dieser Stunde zu schildern suche, wird mancher Leser, der diese Blätter in seiner sonnenbeschienenen heiteren Stube durchliest, lächeln über unsere unnöthige Angst, und keiner wird glauben, daß er in unserer Lage genau dasselbe Grauen empfunden haben würde.

Die Uhr hatte ihre zwölf Schläge verhallen lassen. Lautlose Stille rings umher. Lieser hatte sich erhoben, und sah in großer Erregung in den Hof hinab, über welchem sich in ruhiger Klarheit der gestirnte Himmel wölbte, an dem der Mond hervortrat, der sein zweifelhaftes Licht in die düstern Räume ergoß. Ich rückte meinen Stuhl fest an einen Pfeiler, der mir Schutz versprach, und stierte athemlos in den, im tiefen Schatten liegenden, endlosen Gang hinab. So verstrich langsam, ach wie langsam! eine endlose halbe Stunde. Bleischwer senkte sich ein verwirrender unruhiger Halbschlummer auf die übermüdeten Augenlider. Wie lange derselbe gedauert, wußte ich nicht zu berechnen, ich wurde, als die Glocke eben Eins schlug, von starken Schlägen, die mit gewaltiger Wucht an dem großen Außenthor dröhnten, erweckt und fuhr entsetzt empor. Lieser stand, die Pistole im Anschlag, bereits aufrecht und winkte mir die Laterne zu nehmen. Wir schritten die Treppe hinab; das Pochen dauerte in kurzen unregelmäßigen Pausen fort. Lieser voran, ich mit gehobener Laterne hinter ihm. Wie gern wäre ich in

der Mitte gegangen! Am Thore angelangt, donnerten uns die Schläge mit erneuerter Kraft entgegen.

„Wer ist da?“ rief Lieser.

„Bitte“, scholl von außen eine ängstliche Stimme, „öffnen Sie, um Gottes Willen!“

„Wer sind Sie?“

„Die Seiler aus der Nachbarschaft. Oeffnen Sie nur.“

Ich steckte den Schlüssel an, den ich in Verwahrung hatte, Lieser stieß das Thor mit Heftigkeit auf. Vor demselben stand, vom Mondlicht bestrahlt, eine Anzahl Männer in halben Nachtkleidern, Schreck und Angst stand leserlich in ihren bleichen Zügen. Auf die Frage, was geschehen sei, erzählten sie, daß seit längerer Zeit aus dem offenen ungedeckten Hofe unseres Hauses die entsetzlichsten Töne erschollen seien, wimmernd, schreiend und wehklagend, als ob hundert Menschen unter den fürchterlichsten Martern gefoltert würden; da hätten sie sich endlich ein Herz gefaßt und hätten, nachdem sie lange von außen zugehört, an's Thor geklopft, weil sie ein Unglück gefürchtet.

Wir sahen uns betroffen in die bleichen Gesichter. Wir, innerhalb der Mauern des Hauses, aus welchem die gräßlichen Laute erschollen sein sollten, hatten keinen Laut, keinen Ton gehört! Die unheimlichste Stille hatte uns eine Stunde lang auf die Folter gespannt! — Ein absichtlicher Betrug war wohl kaum

denkbar. Die armen Seiler, rohe ungebildete Halbbauern, waren nicht im Stande, Schreck und Angst so vortrefflich zu heucheln, daß zwei junge Schauspieler dadurch vollständig getäuscht werden konnten, selbst angenommen, daß die Gräfin zu einer solchen Täuschung ihre Hand geboten hätte, was gar nicht mit ihrer Würde und ihrem Charakter vereinbar war.

Genug, das Räthsel wurde uns nie gelöst, und bis zur Stunde weiß ich noch nicht, ob die geheimnißvollen Töne in der Einbildung der Nachbarn existirt haben, oder ob durch irgend eine geheimnißvolle Einwirkung die äußern Eindrücke nur für uns verloren gingen. Weder ich, noch Lieser wußte sich klar zu machen, was wir von halb ein Uhr bis Eins gethan oder beobachtet hatten, ehe uns die Schläge an dem Thorflügel der Außenwelt zurückgaben. Gerade in der Einfachheit der Mittheilung jener schlichten Leute lag für uns eine erschütterndere Wirkung als die seltsamsten Phantome hätten hervorbringen können.

Wir verließen bald darauf die Wohnung und ich die Stadt, ohne je wieder etwas von der Gräfin M. und ihrem Spukhause gehört zu haben.*)

*) Es wäre dem Schreiber dieses ein Leichtes gewesen, einen befriedigenderen Schluß zu erfinden, da er die Ueberzeugung in sich trägt, daß eine natürliche Lösung des Räthsels vorhanden sein muß. Da ich aber dieselbe nicht gefunden, so ziehe ich es vor, dieses Erlebniß wahrheitsgetreu zu schildern, ohne Zusatz, ohne Ausschmückung, als ein Geheimniß, zu dessen Aufhellung ich wenigstens keinen Schlüssel entdeckt habe. Anmerk. d. Verf.

Kotzebue in Reval.

Vor vielen Jahren machte ich, damals noch Mitglied des Kaiserlichen Hoftheaters in St. Petersburg mit einigen meiner Collegen einen kleinen Kunstausflug von dort nach Reval. Wer nun denkt, daß eine Reise von 360 Werst bei mehr als zwanzig Grad Kälte und 3 Tagen und 3 Nächten unterweges zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, der irrt gewaltig. Gegen mich nun vollends hatte sich das Geschick verschworen, alle nur denkbaren Unannehmlichkeiten auf mein armes Haupt auszuschütten. Durch die Saumseligkeit meines Schlittencompagnons war ich einige Stunden hinter der übrigen Gesellschaft zurückgeblieben, fand, der Landessprache unkundig, auf allen Stationen endlosen Aufenthalt, alle genießbaren Vorräthe aufgezehrt von den vor mir herfliegenden collegialen Wehrwölfen; der aus kluger Vorsicht mitgenommene Fleisch- Brod- und Wein-Proviant zeigte sich beim Auspacken in Gestalt von steinfesten Eisklumpen vor, kurz es war ein „Partiechen", an welches ich all' mein Lebtage mit Wonneschauer denken werde bei der Erinnerung, dasselbe nie mehr wiederholen zu dürfen.

In Narva endlich war der Faden meiner Geduld, der ohnehin nie aus Ankertauen bestand, in tausend Stücke gerissen; die disponiblen Postpferde waren ver-

griffen, wir hatten die tröstliche Aussicht, fünf Stunden der besten Tageszeit müßig zu liegen, um dann in der fürchterlichen Kälte, die mit Einbruch der Nacht sicher zu erwarten stand, in die unabsehbare Schneefläche hinaus zu fliegen, in welcher eine nähere Bekanntschaft unseres einsamen Gefährtes mit den Wölfen dieser Gegend nicht zu den unwahrscheinlichsten Dingen gehörte. Reizende Aussicht! Dazu Hunger und nichts zu essen, Durst und in starres Eis verwandelter Rotwein, eine überheizte Stube, welche das Verweilen in ihr, mit bis aufs Mark durchgefrorenen Gliedern, höchst gefährlich machte, Grund genug, daß ich zweien vor mir angekommenen Leidensbrüdern, die ebenfalls auf frische Pferde warteten, meine Fahrt und alle damit verknüpften Unannehmlichkeiten mit dem Humor der Verzweiflung zum Besten gab.

Meine Zuhörer waren zwei junge Männer, von eleganten Manieren und sehr gewinnendem Aeußeren. Sie suchten mich soviel als möglich zu trösten, und einer der Reisenden schloß seine Condolenzrede mit den Worten:

„Unser Vater, wenn er lebte, hätte Ihre Reiseabenteuer sicher als Lustspielstoff benützt."

Der Vater zweier, junger Revalenser — als solche hatten sie sich mir früher bekannt gegeben — welcher das nächste beste Ereigniß zu einem Lustspiel verarbeitet, kann wohl nur Kotzebue gewesen sein, dachte

ich mir, und sie um ihre Namen fragend, erfuhr ich zu meiner Freude, daß meine Vermuthung ganz richtig gewesen sei.

In diesem Augenblick fiel mir die bekannte Anekdote von ein paar Trunkenbolden ein, die im Rausche zusammen in eine Grube gefallen waren und sich dort um ihre Namen fragten, worauf der eine dem anderen im Graben liegend seinen Empfehlungsbrief übergab.

Ich öffnete meine Brieftafel, und langte ein Schreiben mit der Frage heraus, welcher von den beiden Herren, Alexander v. Kotzebue heiße, für diesen seien diese Zeilen bestimmt. Unter dem fröhlichsten Gelächter wurde der Empfehlungsbrief empfangen und gelesen, und in wenig Minuten waren wir alte Bekannte. Schon wiegte ich mich mit der frohen Hoffnung ein, wie schnell mir hier die vier in Aussicht stehenden Wartestunden verschwinden würden, als der eintretende Postschreiber mit der Meldung, daß die Pferde für die zuerst angekommenen Passagiere bereit stünden, diese mit einem Male wieder zerstörte. Kaum blieb uns noch Zeit, unsere Adressen zu wechseln, und mit der Hoffnung auf baldiges frohes Wiedersehen und einem herzlichen Händedrucke schieden wir.

Die ersten Tage meiner Ankunft in dem freundlichlangweiligen Reval verflogen im Trubel der Geschäfte, einige Male hatte ich meine neuen Freunde

und sie mich ebenfalls nicht zu Hause getroffen, und als wir uns endlich fanden, war der eine der Brüder im Begriff eine Reise nach dem Kaukasus anzutreten, und der andere wollte in acht Tagen nach Paris gehen. — Nach ächter Touristenart bemühte ich mich nun aus der Epoche der Theaterdirektionszeit Kotzebue's in Reval von dessen Sohne Alexander so viel als möglich zu erfahren, da eben aus jener für die deutsche Theatergeschichte so wichtigen Epoche nur sehr Weniges öffentlich bekannt wurde; allein meine Bemühungen wurden nur sehr theilweise von einem glücklichen Erfolge gekrönt, da der junge Kotzebue zur Zeit, als der Scepter seines Vaters die Scheinwelt auf den Brettern der Hauptstadt Esthlands beherrschte, noch in den Windeln lag. Noch besitzt derselbe als Erbe des fruchtbarsten Lustspiel-Dichters einen Schatz, den leider kein Sterblicher zu heben berufen ist. Kotzebue hat nämlich ein paar fertige Stücke und mehrere Entwürfe und Pläne hinterlassen, welche in den Händen Alexanders sich befinden, allein die Schrift ist so unleserlich, theils auch die Worte so eigenthümlich abgekürzt, und durch einzelne Buchstaben ersetzt, daß trotz aller vielfältig angewandten Versuche eine Entzifferung bis jetzt noch zu den Dingen der absolutesten Unmöglichkeit gehörte.

Das Wenige was ich also in Reval theils von dem Sohne Kotzebue's, theils von noch lebenden Augen-

zeugen über die damalige Theaterepoche erfahren konnte, möge hier in diesen Blättern die geeignetste Stelle finden.

Das Theater in Reval war damals durch ambulante Truppen, die von Tilsit, Dorpat ꝛc. von Zeit zu Zeit hingewandert, auf jene Stufe herabgesunken, die es auch später wieder einnahm, und auf der es in der Regel heutigen Tages sich noch befindet, wo ein finsteres schmutziges Lokal als Ruine der ehemaligen Herrlichkeit traurig und größtentheils verlassen dasteht, denn die enormen Abgaben, die der frühere jetzt bankerotte Eigenthümer des Hauses für sich in Anspruch nahm, sicherten jedem Direktor, der sich längere Zeit in Reval aufhalten wollte, um so gewisser den unausbleiblichen Ruin, da die wenigsten dieser Entrepreneure, „dem Vernehmen nach," mit Schätzen beladen hingekommen waren. Außer Schulden hat aber bis jetzt noch Keiner „etwas von Werth" von dort fortgenommen. — —

In dem kleinen Städtchen Reval hatte man sich einst in den Kopf gesetzt, ein gutes stehendes Theater zu haben, und die Gefälligkeit Kotzebue's, der die unumschränkte Direktion übernahm, gab dieser Chimäre, was sonst mit den größten Geldopfern nicht möglich gewesen wäre, Gestalt und Leben. Das Theater in Reval hatte damals ein Ensemble, wie keine deutsche Bühne, und einzelne Mitglieder z. B. Zimmermann, von dem wir unten mehr sprechen werden, Herr und

Frau Ohmann*) ꝛc. um deren Acquisition manche gepriesene Hofbühne sich vergebens bemühte. Der Adel und die Kaufmannschaft hatten die Verpflichtung auf sich, etwaige Ausfälle in der Kasse zu decken, und der berühmte Lustspieldichter führte die Leitung der Anstalt ohne Anspruch auf irgend eine Vergütung, ja selbst die contraktlich ihm als Honorar für seine eigenen Stücke bewilligten Benefize überließ er großmüthig seinen Mitgliedern als Gagezulage. Der Chef eines dortigen Handlungshauses, ein Schwager Kotzebue's, übernahm persönlich die Regie, und soll dieselbe so herzlich schlecht geführt haben, daß er sich auf den Rath seines Direktors in kurzer Zeit von den Bühnenangelegenheiten an seinen Comtoirtisch zurückzog. Kotzebue gab sich mit dem Einstudiren und Probiren der Stücke die unsäglichste Mühe, den Talentvollsten seiner Schauspieler ging er mit freundschaftlichem Rath an die Seite; wo er guten Willen bei minderer Befähigung sah, da paukte er die Partieen mechanisch mit der größten Geduld ein, und den Starrköpfigen und Eigensinnigen setzte er sein eisernes: „So muß die Rolle gespielt werden" entgegen.

Einer aber aus der Gesellschaft nahm seine Nachsicht vor allem in Anspruch, ein Mann, dessen Wirken in Reval in jeder Beziehung so traditionell geworden, wie das des Schauspielers Reitzenberg in Oestreich.

*) Alle todt.

Die größte Genialität und die größte Liederlichkeit, ein ungemeines Talent, welches nur von dem unbesiegbarsten Hang zum „Soff" parallelisirt wurde, stellten diesen Reitzenberg mit Zimmermann — so hieß der Revalenser Schauspieler, auf gleiche Stufe. Man erzählt sich in Reval hundert Anekdoten von diesem Zimmermann, einige derselben giebt Wilhelm Müller in einem ungemein frisch geschriebenen Aufsatz zum Besten, der in Adami's 1844 erschienenen und leider nicht mehr fortgesetzten trefflichen Taschenbuche: „Vor und hinter den Coulissen" abgedruckt steht. Wenn Zimmermann eine bedeutende Rolle zu spielen hatte, so mußte er immer einen Tag vorher eingesperrt werden, um die Aufführung möglich zu machen. Allein die eine Stunde, in welcher der Tiger zur Vorbereitung losgelassen werden mußte, war genug, um ihn in einen unbrauchbaren Mann zu verwandeln, und den Vernunftberaubten nicht nur zur Lösung seiner Aufgabe unfähig zu machen, sondern der Trunkenbold erlaubte sich in diesem Zustande die tollsten Possen und dem Publikum gegenüber selbst die größte Frechheit.*)

*) Bei dieser Gelegenheit entsinne ich mich einer ergötzlichen Anekdote von dem oben erwähnten Reitzenberg. Derselbe gastirte einmal in sehr heiterem Zustande in dem kleinen mährischen Städtchen Znaim in Calderons „Leben ein Traum". Berühmt als Künstler, berüchtigt als Mensch, hatte sein Name auf der Affiche alle Räume des Hauses mit Schaulustigen überfüllt. Die

Es bedurfte aber nur wieder am nächsten Abend einer seiner meisterhaften Darstellungen, um das verzogene und verwöhnte Schooßkind Gnade vor seinen Richtern finden zu lassen. Für diesen Zimmermann schrieb Kotzebue mehrere seiner besten Stücke, unter andern Lorenz Kindlein, der von Z. mit unübertroffener Meisterschaft gespielt worden sein soll.

Der zärtlichste Vater kann für sein geliebtestes Kind nicht ängstlichere Sorge tragen, als Kotzebue für Zimmermann, dessen Besserung er sich zur ernstesten, leider vergeblichen Aufgabe gemacht hatte. Kotzebue führte ein gastliches Haus, Zimmermann wurde nicht nur jedes Mal, wenn Gäste anwesend waren, mit zur Tafel gezogen, sondern, um seinen Ehrgeiz zu stacheln, in die ersten Gesellschaften geladen; man nahm auf die Bitten

---

Rolle des Königs war einem alten Mimen zugefallen, der das Lernen derselben für eine sehr überflüssige Sache hielt. In der Scene mit Roderich erregte sein oftmaliges Steckenbleiben und das ängstliche Hinabschielen auf den Souffleur beim Publikum eine ungeheure Heiterkeit, die sich auch durch Reitzenbergs Einfallen nicht beschwichtigen lassen wollte. Plötzlich schweigt mein Roderich, fixirt einen der lautesten Lacher im Parterre und haranguirt diesen, bis an die Lampen vortretend, und mit dem Finger auf ihn zeigend mit folgenden Worten: „Er, dummer Junge, — ja, ja, ihn meine ich, warum lacht er? Ich kann meine „Rolle, das sieht er, daß mein König ein Esel ist, ist nicht „meine Schuld.“ — Fünf Jahre später starb dieser Reitzenberg als Mitglied einer ambulanten Truppe niedrigsten Ranges auf einem Misthaufen — im strengsten Sinne des Worts — in Schwechat, einem Dorfe an der ungarischen Grenze.

Kotzebue's dessen oft unausstehlich übermüthiges Benehmen mit Geduld und Nachsicht hin. — Umsonst, aus dem elegantesten Cirkel weg lief der Bacchusdiener in die finsterste, schmutzigste Kneipe, und exferte dort seinem Götzen so lange, bis er sinnberaubt am Altar desselben niedersank.

Nachdem alle Mittel vergebens versucht waren, kam einst Kotzebue mit dem noch in Reval lebenden Pastor M., einem Antipoden von Allem, was Theater heißt, in Gesellschaft zusammen.

Der orthodoxe Prediger vermag nur mit größter Ueberwindung dem Herrn Etatsrath, daß er Komödien schriebe, und sich mit der Schauspielerbande befasse. Mit hinreißender Beredsamkeit suchte Kotzebue dem fanatischen Priester klar zu machen, wie sehr eine veredelte Bühne Gutes wirken könne, welch' eine Aufgabe der Dichter und der dramatische Künstler dem Volke gegenüber habe, und schloß endlich mit der herzlichen Bitte, sich doch des armen verirrten Zimmermann anzunehmen und zu versuchen, ob er nicht durch seine, des Pastors, Bemühungen und die Lehren der Religion auf den rechten Weg zu bringen wäre.

Wie von der Tarantel gestochen, sprang M. wüthend auf, und entfernte sich, empört über die beispiellos freche Zumuthung, er solle einen Komödianten bessern helfen, augenblicklich aus der Gesellschaft. Nie würdigte er Kotzebue später mehr eines Wortes, eines

Blickes, und nie vergab der Diener unserer Religion der Duldung die vermeinte zugefügte Beleidigung. —

Durch seine sarkastische Laune und seinen Witz, der jede Thorheit, die ihm auffiel, unnachsichtlich geißelte, hatte sich Kotzebue auch in Reval eine Menge Feinde erworben, die er nur um so eifriger mit der Lauge seines Spottes überschüttete. So z. B. enthält der Titel seines Lustspiels: Don Ranudo di Colibrados, in seinen Buchstaben den Namen eines damals dort lebenden Mannes, den er in dem genannten Stücke parodirte, und die Worte: O du Narr! —

Als Gesellschafter hatte Kotzebue ungewöhnliche Aehnlichkeit mit Saphir. Im Freundeskreise sprudelnd von den schlagendsten Witzen und dem unerschöpflichsten Humor, konnte ihn eine plötzlich hinzugekommene, ihm unangenehme Persönlichkeit augenblicklich verstummen machen. Gleich Saphir war auch Kotzebue der zärtlichste, aufmerksamste Gatte und Familienvater und am glücklichsten im stillen Kreise der Seinigen.

Vor den Assisen.

Den 4. Juni 1836 bot der Assisensaal in Paris ein merkwürdiges Schauspiel dar. In den überfüllten Räumen saßen auf den ersten Bänken, lange vor Be-

ginn der Verhandlungen, sämmtliche Lieblinge der Theaterfreunde. Die frivole Déjazet neben dem ernsten Ligier, der sinnige Bouffé und sein ebenbürtiger Rival Frederik Lemaitre, die wunderschöne Plessy neben den genialen Volny's (Leontine Fay), kurz alle die ersten Repräsentanten der Scheinwelt waren hier in banger Erwartung versammelt, um Zeuge von dem Geschicke eines Kollegen zu werden, den die ernste Wirklichkeit vor diese düsteren Schranken gestellt. Deburcau, der unvergleichliche Pierrot der Pantomime, der „stumme Witzbold," wie ihn Jules Janin nannte, der ihn zu seinen Lieblingen zählte, Deburcau, das Schooßkind des Pöbels und der Liebling des ersten Ranges, dessen Erscheinen auf der Bühne stets ein maßloses Gelächter hervorrief; derselbe Deburcau stand heute vor den Assisen, angeklagt des — Todschlags!

Jene beiden weiblichen Gestalten in tiefer Trauer neben der Bank des Angeklagten sind des Unglücklichen Frau und Tochter, das edle bleiche Antlitz der letztern ist verhüllt, um die heißen Thränen zu verbergen, die unaufhaltsam den großen blauen Augen entquellen. In dem jungen schlanken Mann in schwarzer Amtskleidung, welcher die Damen zu trösten versucht, erkennen wir den künftigen Schwiegersohn Deburcau's, einen talentvollen Advokaten, der die Vertheidigung des Beschuldigten übernommen und mit dieser seine öffentliche

Laufbahn beginnt. Von dem Erfolg seiner heutigen Aufgabe hängt zugleich sein eigenes Schicksal ab.

Die Glocke des Präsidenten gebietet Stillschweigen im Namen des Gesetzes.

Alle Blicke richten sich nach der Bank der Angeklagten, auf welche sich Debureau ernst und schweigend niederläßt. Seine einfache, nichts weniger als moderne Kleidung, das schlicht zurückgekämmte ergrauende Haar, das volle, gutmüthige Antlitz auf der gedrungenen Gestalt geben ihm das Ansehen eines wohlhabenden Spießbürgers. Nur die dunklen Augenbraunen, in der Mitte beinahe zusammengewachsen, zeugen von einem heftigen Temperamente. Aus den gewöhnlichen Fragen über Stand, Vaterland, Alter ꝛc erfahren wir, daß Debureau am 4. Juni 1781 geboren sei.

Heute ist sein Geburtstag!!

In Böhmen geboren, haben ihn 40 Jahre, die er in Paris zugebracht, vollständig zum Franzosen umgewandelt. Sein Vater, ebenfalls französischer Bürger, war im Jahre 1780 nach Neu-Collin ausgewandert, die Mutter aber nach dem Tode desselben mit dem zwölfjährigen Knaben nach Frankreich zurückgekehrt.

Nach dem Zeugenverhör beginnt der Staatsanwalt den Thatbestand auseinander zu setzen: Den 26. Mai machte der Angeklagte mit seiner Familie eine Promenade im Boulogner Wäldchen. Plötzlich treten ihm

mehrere junge Leute in den Weg, wovon ihn der Eine, François Dubois, in etwas angetrunkenem Zustande mit dem unaufhörlichem Geschrei: Ach, Monsieur Pierrot: Bajazzo der Boulevards! Monsieur Bajazzo! ꝛc. verfolgt. Debureau wirft den übermüthigen Jünglingen einen verachtenden Blick zu, entfernt sich durch einen andern Laubengang, durch welchen ihm der Schwarm, Dubois an der Spitze, wieder mit tollen Grimassen und höhnischen Beiworten den Weg abschneidet. Nochmals weicht ihnen der gereizte Künstler aus, obgleich ihm die Zornesröthe das Gesicht färbt und die Stirnadern schwellen, zögernd führt ihn der Fuß zurück auf den kaum verlassenen Pfad, auf welchem die Seinigen bange und ängstlich folgen. Kaum hat Debureau, rasch voraneilend, einige hundert Schritte gemacht, als um die Ecke François mit der unnachahmlichen Grimasse der Pariser Gamins ihm das weinseelige Antlitz zuwendet mit den Worten: Bon jour, Papa Bajazzo! Da erhebt der Verhöhnte, seiner nicht mehr mächtig, das metallbeschlagene Ende seines spanischen Rohres und läßt es, ehe Frau und Tochter dazwischen zu stürzen, im Stande sind mit gewaltiger Wucht auf das Haupt des Beleidigers fallen, der in demselben Moment, ohne einen Laut von sich zu geben — todt zusammen stürzt. — Dies ist das einfache Faktum. Debureau hatte sich sogleich nach dem unheilvollen

Ereigniß selbst dem Gericht übergeben, gefaßt sein Schicksal erwartend. Der Staatsanwalt trug wegen mildernder Umstände auf das Minimum der für Todschlag bestimmten Strafe an.

Jetzt tritt der junge Vertheidiger vor, nachdem er vorher der geliebten Braut mit einem innigen Händedruck, der theuren Mutter mit einem tröstenden Blick Hoffnung und Vertrauen eingeflößt. — Seine Stimme, die Anfangs bebt vor innerer Erregung, gewinnt nach und nach Festigkeit, seine Augen flammen, man sieht, daß seine Rede der Erguß innerster Ueberzeugung ist, daß er Alles an Alles setzt.

Die lebhafteste Theilnahme der Versammelten, die lautloseste Aufmerksamkeit der Anwesenden begleitet seine Worte:

„Verzeihen Sie", beginnt er gegen die Jury gewendet, „verzeihen Sie dem ungeübten Diener der Gerechtigkeit, wenn seine Stimme zittert, wenn die Töne derselben vielleicht verwirrt und unverständlich an Ihr Ohr schlagen. Es ist nicht die Angst vor dem Erfolg des heutigen Tages — o nein! diese gewaltige Aufregung ist die Frucht der sichersten Ueberzeugung, der Gewißheit, daß Ihr Gerechtigkeits-Gefühl binnen wenig Minuten dem Mann einen Triumph bereiten wird, der schuldlos Ihr Urtheil erwartet, dem Mann, den Sie hier in banger Erwartung seinem Geschick entgegengehen sehen, begleitet von der innigsten Theil-

nahme der Anwesenden, dem Mann, der mir am nächsten, und im Begriffe steht, mir in wenig Tagen sein kostbarstes Gut anzuvertrauen. Nie habe ich die heilige Bedeutung meines segensreichen Amtes tiefer und inniger empfunden, als eben heute, und, das schwöre ich in diesem feierlichen Augenblicke, mein ganzes künftiges Leben soll dem Schutze, der Vertheidigung der Unschuld gewidmet sein! —

Ich kann mich kurz fassen. —

Sie haben einen Mann vor sich, den die überstrenge gesetzliche Ordnung anklagt, das Blut eines Nebenmenschen vergossen zu haben, und ich frage Sie auf Ehre und Gewissen — ist Einer unter den tausend Anwesenden, ist Einer, frage ich, der sich von ihm mit Abscheu und Verachtung wendet?! Bei einer That, die unter andern Umständen auf das Haupt des Beschuldigten den Fluch der Mitwelt herabruft, fühlen wir in dem gegenwärtigen Fall für denselben nur das tiefste Mitleid; von jeder gehässigen Empfindung fern, ist nicht Einer unter Ihnen, in dem sich nicht der innige Wunsch ausspricht, der Gequälte möge gereinigt von jener fürchterlichen Anklage, frei und schuldlos erklärt, diesen Ort verlassen dürfen! Dieses göttlich-schöne, erhebende Schauspiel ist Ihnen vorbehalten, ehe eine Stunde sich gewendet! Und doch kennen Sie nur die äußern nackten Umstände der That, deren Gewicht ihn zerschmettern soll, Sie kennen den Mann

nur durch sein künstlerisches Streben auf der Bühne, von der herab er Tausende erheitert. Ihre Theilnahme würde, wo möglich, noch erhöht, wenn Sie das Wirken dieses Biedermanns in seinem häuslichen Kreise, das patriarchalische Stillleben seiner einfachen Familie, so wie ich als Zeuge tausend Mal zu beurtheilen Gelegenheit gehabt hätten. So innig ist meine tief begründete Hochachtung und Verehrung für diesen Mann, daß, geschähe das Unmögliche, und müßte er direkt von hier auf die Galeeren wandern, wir Alle ungesäumt nach Toulon aufbrechen würden, und jeder Morgen würde dort das Schauspiel begrüßen, uns die theuren, kettenbelasteten Hände öffentlich küssen zu sehen! Das schwöre ich Ihnen. Eine solche Theilnahme kann kein Verbrecher einflößen! — Ein Vierteljahrhundert ist der Künstler Debureau den Parisern bekannt. Die bedeutendsten Schriftsteller Frankreichs stellten ihn den ersten Artisten Europas ebenbürtig an die Seite. Fünf und zwanzig Jahre seines unbescholtenen Lebens sind der Erheiterung seiner Mitbürger nach schweren Berufsgeschäften geweiht! — Und dieses ehrenwerthe Streben soll einem rohen Burschen das Recht geben, einen tadellosen Bürger im Angesicht seiner Familie beschimpfen und zu erniedrigen? — Nicht genug, daß Jeder für wenig Sous das schmähliche Recht hat, an dem Schauspieler im Theater sein Müthchen zu kühlen, sollen auch die Erholungsstunden desselben

befleckt und beſudelt werden, durch die ſchamloſe Frechheit eines Trunkenboldes!? Nachdem der Künſtler dieſem zwei Mal mit der beſonnenſten Mäßigung ausweicht, rennt er, wie ein Toller, zum dritten Mal ſeinem Geſchick in den Weg! Wer kann es dem auf's höchſte Gereizten, auf's bitterſte Gekränkten verdenken, daß er die Waffe, die er in den Händen fühlt, benützt, um den Beleidiger zurecht zu weiſen? Ein Schlag auf den Rücken ſoll den Schimpf vergelten: der betrunkene Feigling ſucht, die drohende Bewegung gewahrend, auszuweichen, ſtelpert vorwärts, der kräftige Schlag ſchmettert, ſein Ziel verfehlend, auf das Haupt des Raſenden herab, ſeinem Leben ein Ende machend!

Das Entſetzen des armen Künſtlers zu ſchildern, vermag kein Laut der menſchlichen Sprache. Freudig hätte er den Tauſch mit dem vor ihm liegenden Opfer eingegangen. Und doch iſt er ehrenwerth genug, ſich auf keine Weiſe dem Spruch der Gerechtigkeit entziehen zu wollen. Nicht die heißen Thränen des theuren Kindes, ja nicht die ſtürmiſche Beredſamkeit der über Alles geliebten Gattin vermögen ihn zur Flucht zu drängen. Mit Ergebung erwartet er ſein Schickſal, welches in Ihren Händen liegt. Verſetzen Sie ſich mit ganzer Seele in ſeine Lage und ſprechen Sie das „Schuldig" aus, wenn Sie es vermögen!""

Die Geſchworenen ſprechen auf die Frage des Anwalt: Ob der Angeklagte des Todſchlags an François

Dubois ſchuldig ſei, einſtimmig ihr: „Nichtſchuldig“ aus. Ich ſchweige von dem Glück der Familie, von dem tollen Treiben des Publikums, welches die Würde des Ortes vergeſſend, den Befreiten mit lautem Jubel auf den Händen aus dem Saale trug und erwähne nur noch, daß der wackere Vertheidiger vier Wochen darauf ſeine Hochzeit mit der reizenden Jenny feierte und noch jetzt als einer der geachtetſten Advokaten in Paris lebt. Debureau ſtarb im April 1847, geliebt von Jung und Alt und tief betrauert von den Seinigen. Ein einfacher Stein auf Père la chaise bezeichnet ſeine Ruheſtätte! —

Gefangennehmung des Räubers Bergam. Eine Zigeunerſtadt.

Skizzen aus dem ſüdlichen Theil von Ungarn. Im Sommer 1863.

Die Sehnſucht, einen Bruder nach dreißigjähriger Trennung zu umarmen, eine glücklich verheirathete Schweſter in ihrer ſtillen Häuslichkeit zu beſuchen, führte den Verfaſſer dieſer Federzeichnungen mit den Seinigen in das Innere eines Landes, deſſen Culturzuſtände ſelbſt dem gebildetſten Deutſchen unbekannter ſind, als die der Südſeeinſeln, und welches, trotz der

reichsten Naturschätze, dem Vergnügungsreisenden verschlossen liegt, wie das Buch mit sieben Siegeln. Bis Pesth reichen dem deutschen Touristen noch heimische Bildung und behaglicher Comfort die Hand, von dort aber „laß'," wie beim Eintritt in Dante's Hölle, „alle Hoffnung hinter Dir."

Mit dem frischesten Eindruck, den das großartige Turnfest in Leipzig auf uns hervorgebracht, überwältigt von den bezaubernden Schönheiten der Alpennatur, vollständig befriedigt von der Sauberkeit und Ordnung auf dem Linzer Dampfboote, und entzückt von dem reichen Panorama der Donaufahrt, betraten wir in Wien das nach Mohacs führende Schiff, welches uns in das Herz von Ungarn tragen sollte.

Nie konnte ich die Abneigung des gemüthlichen, umgänglichen und sonst so billig denkenden Wiener Volkes begreifen, welche sich fast der ganzen Bevölkerung, *seit dem Jahre 1848*, gegen die Ungarn bemächtigt hatte. In eine völlige Wuth sprechen sich die behäbigen Oesterreicher hinein, wenn von ihren magyarischen Nachbarn die Rede ist, und keiner macht ein Heh! aus seiner Idiosynkrasie gegen dieselben. *Nur* politische Gründe konnten da wohl nicht obwalten, es mußten noch andere Motive mitwirken. Diese sollten mir beim Eintritt in das Land klar werden. Es existirt dort unter dem Namen „*ungarischer Edelmann*" eine allgemeine Calamität, der sich weder ein

Fremder noch der bürgerliche Einheimische entziehen kann. Der ungarische Edelmann*) hält sich für eine ganz besondere Menschengattung, vom lieben Gott in die Welt gesetzt, um demselben in möglichster Abwechslung seine Tage abzustehlen, die minder bevorzugte Majorität seiner Landsleute zu quälen und zu maltraitiren, wo es angeht, dieser das Leben so sauer zu machen, als es thunlich ist, und alle Gesetze souverain zu verachten.

Auf den Dampfbooten, die mit Ausnahme der Reinlichkeit, die sich eben auf einem ungarischen Fahrzeug nicht herstellen läßt, vortrefflich eingerichtet sind, ist in ungarischer und deutscher Sprache ein Rauchverbot für die Speisesalons und die Schlafkajüten angeschlagen, welches nie gehalten wird. Der ungarische Edelmann wälzt sich mit seiner mit stinkendem Knaster gefüllten Tabakspfeife in allen Räumen herum, nur nicht in den Rauchcabinets, er speit rechts und links seinen ekelhaften Auswurf vor sich hin, und zwingt deutsche Damen — die ungarischen sind daran gewöhnt

*) Selbstverständlich kommt es mir nicht in den Sinn, unter der geschilderten Gattung nicht auch die seltenen Ausnahmen zu erwähnen, und der Träger der Namen Eötvös, Szechenyi, Batthyanyi ꝛc. ꝛc. achtungsvoll zu gedenken, die sich durch Bildung, Humanität und jede Bürgertugend um ihr Vaterland so hoch verdient gemacht; ich zeichne den arroganten, an seiner Scholle klebenden unwissenden kleinen Edelmann, „den Besitzer von sieben Zwetschkenbäumen und einem Misthaufen", wie der Oesterreicher mit bitterem Hohn diese Landplage benennt.

— ſich auch beim ſchlechteſten Wetter vor dieſer Rohheit in's Freie zu flüchten, da ſelbe auch in der Nacht in der Damenkajüte nicht ſicher ſind, einen oder den anderen dieſer haarbuſchigen Geſellen in unanſtändigſtem Coſtüm eindringen zu ſehen. Wehe dem Reiſenden, der ſtromaufwärts auf einem ſolchen Fahrzeug übernachten muß! Ich will nicht von der Unzahl Wanzen ſprechen, mit welchen jede Ruheſtätte der Dampfboote bevölkert iſt, dies gehört als ſelbſtverſtändlich zur Sache, aber es wird mir der Moment unvergeßlich bleiben, wo mein vierzehnjähriger Knabe, wahrſcheinlich in Folge der furchtbaren Hitze, einen Anfall von Ohnmacht bekam, und ich an die Humanität der Mitreiſenden mit der artigen Bitte appellirte, in der Schlafkajüte das furchtbare Qualmen einzuſtellen. Wenn ich verlangt hätte, jeder Einzelne ſolle mir noch in der Nacht den Mond und alle Sternbilder vom Himmel herab holen, ſo hätte das brüllende Hohngelächter der rohen Horde nicht ausgelaſſener ſein können. Man fand meine Forderung, welche durch das Rauchverbot vollſtändig geſetzlich unterſtützt war, ſo überaus komiſch, daß auch die Wenigen, die bis dahin nicht geraucht hatten, unter den plumpſten Stichelreden ihre Glimmſtengel und Pfeifen in Brand ſetzten. Weder der Capitain, noch der Controleur, noch einer der Dienerſchaft getraut ſich gegen derlei Unfug einzuſchreiten, und nicht ein Menſch beſaß Bildung und Anſtands-

gefühl genug, um seine Landsleute auf die Rohheit ihres Betragens aufmerksam zu machen. „Ich darf nichts sagen, es sind Edelleute," entgegnete mir der Steward auf meine Aufforderung, das Einstänkern der Schlafstellen zu verbieten. Der Capitain wies mich mit meiner Beschwerde an den Controleur, dieser, selbst ein Vollblut-Ungar — ob Edelmann, weiß ich nicht — wieder an den Steward, dieser zuletzt an die Dampfschiffahrts-Direction in Wien. „Gott ist hoch, und der Czar ist weit," heißt es da. Da, ohne alle Controlle, die ganze Nacht Leute aller Art auf den zahllosen Stationen aus- und einsteigen, sind Diebstähle des Handgepäckes gewöhnliche Ereignisse, und selbst meinem Sohn wurde, als ihn die oben erwähnte Uebelkeit übermannte, ein sehr schönes, kunstreich mit Silber eingelegtes Messer gestohlen, welches er kurz vorher auf den Tisch gelegt hatte um ein Buch aufzuschneiden. Das Buch ließ der Dieb natürlich liegen. Ein ungarischer Priester fragte mich, ob und wo mein Sohn studire? Ich antwortete ihm, er besuche das Gymnasium in Arnstadt, natürlich forschte er weiter, wo Arnstadt liege, und auf meine Antwort: in Thüringen, frug der Mann Gottes ganz naiv, ob Thüringen zu Deutschland gehöre? Ueber Wien, höchstens Prag hinaus, hört die Landkarte für die ungarische Bildung auf.

Man glaube nicht, daß ich übertreibe, ich male

mit milden und sehr gedämpften Farben, auch erkenne ich gerne an, daß ich unter dem ungarischen Bürgerstand — von welchem ich freilich nur einen deutsch-ungarischen Theil kennen gelernt habe — die gebildetsten, liebenswürdigsten Menschen fand, weit gereist und vielerfahren, allein selbst diese hatten nur ein bedauerndes Achselzucken, wenn die Rede auf die Selbstüberhebung und rohe Anmaßung des kleineren ungarischen Adels kam, der da glaubt, die übrige Menschheit sei nur da, um von ihm mit Füßen getreten zu werden „Bei uns ist das Land der wahren Freiheit" äußerte sich ein Ungar zu einem befreundeten Wiener, „sehen Sie, ich bin Edelmann, kommen Sie zu mir auf mein Gut, ich lasse Sie auf die Bank niederlegen, und Ihnen fünfundzwanzig Stockprügel herabhauen; kein Hahn kräht darnach." Das verstehen diese Leute unter „wahrer Freiheit"!

Die Conversation auf dem Schiffe, insofern eine solche in der Gesellschaft zu ermöglichen ist, drehte sich fast lediglich um die neuesten Räubereien, von welchen in jenen Gegenden als etwas Selbstverständlichem und Unvermeidlichem gesprochen wird, wie bei uns von den Wahlen oder anderen Tagesereignissen. Wie in Deutschland ein Ministerwechsel zu langen Kannegießereien Anlaß giebt, so dort die Frage, ob der Räuber Bergam im Baranyer-Comitat, oder der Banditenhauptmann Patko am Plattensee größer sei,

ob letzterer im Kampf mit den Panduren wirklich getödtet oder nur versprengt worden sei, ob Bergam wirklich in Bogdaja erschossen wurde? Da wir dem Schauplatze dieser Dramen entgegen eilten, so werde ich später Gelegenheit haben, die Scenen aus dem Wirken der Hauptacteurs, größtentheils nach Berichten von Augenzeugen, meinen freundlichen Lesern vorzuführen.

Vor der Hand sind wir auf dem Dampfboote und besehen uns die trostlos öden Ufer der unteren Donau mit ihren einförmigen Staffagen, in welchen nur ab und zu eine lagernde Büffelheerde, oder ein Kanasz (Schweinehirt) mit seinen zahllosen Pflegebefohlenen, die nicht, wie unsere, sich träge im Schlamm wälzen, sondern spielen und lebhaft umher laufen, einigen Wechsel in die monotone Scene bringen. Auch unter den Viehhirten herrscht in Ungarn eine strenge Sonderung der Elemente: der Csikos, als Pferdehirt, sieht mit Stolz auf den Gulvajs, den Rinderwächter, herab, der seinerseits den Kanasz mit Verachtung behandelt und nicht als seines Gleichen betrachtet, wie sich denn wirklich diese zahlreichen Klassen der ungarischen Bevölkerung in Kleidertracht, Sitten und Lebensweise auf's Strengste scheiden.

Wir athmen hoch auf, als wir vernehmen, daß die nächste Station das Endziel unserer Wasserreise bilden soll. Von Mohacs bis eine halbe Stunde vor Fünf-

kirchen nimmt uns die Eisenbahn auf, welche dort von der Direction der Donau-Dampfschifffahrt zur Beförderung des immensen Materials aus ihren großartigen Kohlenbergwerken in's Leben gerufen worden ist. Der ganze Landungsplatz bei Mohacs ist mit aufgehäuften Kohlenhügeln bedeckt, der Boden, die Wege, die Luft damit geschwängert. Auf beiden Seiten lagern Raizinnen in ihrer pittoresken Landestracht, mit geschminkten Gesichtern, die den Ankommenden die köstliche Frucht der nahen Villianer Berge*), die süßeste aller Trauben, für wenige Kreuzer in Massen zum Verkauf anbieten. Von der beispiellosen Billigkeit des Weines in diesen Gegenden kann man sich kaum eine Idee machen; das Gefäß, in dem das edle Naß aufbewahrt wird, sei es auch noch so einfach, kömmt viel höher zu stehen, als der Wein selbst; die untere Volksklasse trinkt daher seltener aus Glasgefäßen ihren täglichen Bedarf, sondern füllt damit flaschenähnliche Kürbisse, welche große Aehnlichkeit mit den amerikanischen Calebassen haben. Die Strecke, welche wir jetzt auf dem Schienenwege mit dem Gefühl persönlicher Sicherheit durchfliegen, war vor nicht langer Zeit noch der Schlupfwinkel der gefährlichsten Räuberherden, welche dem Reisenden auflauerten und, wenn nicht sein Leben, doch sicher seine Habe als Tribut für die Schonung des Ersteren einforderten. Nur wohlbewaffnet und

*) Im Baranya-Comitat: Baranya: Die Mutter des Weines.

karawanenweise zogen die Bürger und Kaufleute von Fünfkirchen nach der ungarischen Hauptstadt diesen Weg entlang.

In den letzten Monaten erst haben energische Streifzüge den Heldenthaten der letzten Anführer der Szegén legény*), den berüchtigten Strolchen Bergam und Patko ein Ende gemacht, obgleich noch eine dunkle Sage geht, daß in dem Gefechte, welches der Laufbahn des Letzteren ein Ziel gesetzt, nicht er, sondern sein Adjutant getödtet worden sei, er selbst habe sich bis auf günstigere Zeiten „in's Privatleben zurückgezogen". Aehnliches passirte mit dem bekannten Rosza Sandor, welcher sich während der ungarischen Revolution mit seinen „armen Jungen" der Kossuth'schen Regierung zur Verfügung gestellt hatte, und durch das Wegnehmen der Ochsenheerden, welche der österreichischen Armee zugeführt werden sollten, dieser unermeßlichen Schaden zufügte. Der kluge Bursche ließ das Portrait seines Adjutanten — ohne einen solchen ist ein ungarischer Räuber von einigem Ruf nie — lithographiren, und das wohlgetroffene Bild desselben mit der Unterschrift „Rosza Sandor" versehen, worauf das Original nicht wenig stolz war. Freilich brachte ihm diese Eitelkeit den Strick um den Hals zum Lohne ein. Denn Rosza Sandor hatte mit schlauer List Sorge getragen,

*) Szegén legény: arme Jungen, nennt der Ungar die Buschklepper seines Vaterlandes.

daß eine große Anzahl der Conterfey's seines Stellvertreters, in effigie den Weg in das österreichische Lager fanden, wo bei einem Ueberfall, zum Jubel der Machthaber, das Original eingefangen, und trotz aller Protestation, „er sei nicht der Rechte“ sofort standrechtlich gehängt wurde. Während alle österreichischen Blätter die Nachricht brachten, daß den berüchtigten Räuber sein Schicksal ereilt habe, trieb dieser mit seiner Bande, die auf mehr als 300 Mann angewachsen war, autorisirt von seiner Behörde, in der Gegend von Szegedin nach wie vor die kaiserlichen Ochsen zu Hunderten und Tausenden fort, trug Briefe und Depeschen von der größten Wichtigkeit mitten durch das feindliche Lager von Komorn nach Debrezin, ohne daß irgend Jemand eine Ahnung hatte, daß er gebildete,*) edelmännisch aussehende, mit den besten Pässen versehene Pesther Kaufmann der berühmte Parteigänger sei.

Sein in viel größerem Ansehen stehender Kollege Bergam war kurz vor meinem Eintreffen in Fünfkirchen, in dem Dorf Begdasa von dem Panduren-Korporal Babarzi Janos erschossen. Aus dessen Munde habe ich die folgenden Mittheilungen, welche er mir auf mein Ersuchen, und durch klingende Bevorwortung unterstützt, in ungarischer Sprache niederschrieb, und zwar in Form und Ausdruck gewandter, als man es

*) Rosza Sandor hatte das Gymnasium zu Szegedin absolvirt und war einer der besten Schüler daselbst.

von einem deutschen Polizisten untergeordneten Ranges erwarten dürfte. Auf dem Amte in Szikłos werden noch mit Stolz die Kleider des Bergam gezeigt, bestehend in einem prachtvollen Schnürrock mit reicher Pelzverbrämung, rundem ungarischem Hut, engen Beinkleidern, Stiefeln mit schweren Quasten, Stock mit reichem Silberbeschlag. Den schönen Rock hat freilich die Kugel, die ihm der gute Janos auf den Pelz gebrannt, gar arg beschädigt.

Wir wollen der Erzählung des wackeren Babarzi folgen und die wichtigsten Details daraus den Lesern mittheilen. Der Schauplatz der Schandthaten des Bergam war früher die slavonische Grenze, dort verübte er viele Grausamkeiten. In Csagyavicz brach er mit seinen Gefährten am hellen Tage in's Dorf ein, und plünderte dasselbe, wobei drei Menschen erschossen und acht schwer verwundet wurden; dem Wirth Franz Weselsky, welcher den Ort nicht nennen wollte, wo er sein Geld versteckt hatte, wurden die Nägel von den Fingern gelöst. In Marianczán hielten die Räuber dem Pfarrer das Cruzifix vor, worauf er einen Eid ablegen mußte, daß er wirklich nicht mehr Vermögen habe, als er den „armen Jungen" abgeliefert. In Feliczány wurde der Notar erschossen und die ganze Umgegend in Angst und Schrecken versetzt, bis endlich die ganze Bevölkerung gegen die Geißel aufstand und Bergam mit seiner Schaar über die ungarische Grenze

gedrängt wurde. Hier begann er das alte Unwesen sofort wieder. Schon der Name Bergam reichte hin, um eine panische Furcht hervorzurufen. Derselbe hatte die Frechheit sich in Sellyé, einem fürstlich batthyany'schen Marktflecken mit 4000 Einwohnern, 4 Stunden von Fünfkirchen, dem Rentmeister Szatoretz, in Gegenwart des Hofrichters und acht anwesender Gäste am hellen Tage vorzustellen und sich den Inhalt der herrschaftlichen Kasse auszubitten, der ihm auch, aus Furcht vor den Spießgesellen des Räubers, ohne allen Widerstand ausgeliefert wurde*). Bei dem Güterdirektor Hojzi Falu bei Somogy lud er sich brieflich mit zehn seiner Gefährten zu einem Frühstück ein, und knüpfte die Bitte daran, einen der Amtsschreiber, welcher durch eine sehr schöne Stimme bekannt war, zu bewegen, die Gesellschaft gegen eine gute Belohnung durch seine Vorträge zu erfreuen. Man würde Allen weiter nicht das Geringste anhaben und nach dem Mahle ruhig des Weges ziehen. Dies geschah, die „armen Jungen" fanden bei ihrer Ankunft in einer Veranda eine reichgedeckte Tafel vor, an der sie sich bescheiden niederließen und den gut zubereiteten Speisen, sowie den feinen Weinen des königlichen Schloß-

*) Unter den in der Kasse befindlichen Summen befanden sich auch 100 Dukaten, welche Eigenthum des Rentmeisters waren. Von diesen nahm Bergam nur zwei Stück zum Trinkgeld für die Dienerschaft, das Uebrige gab er dem Beamten zurück.

kellers eben so viel Gerechtigkeit widerfahren ließen, als dem kunstvollen Liedervortrage des musikalischen Schreibers. Als der Letztere seinen Schatz erschöpft hatte und auf das lebhafte Andringen der Anwesenden noch etwas Neues bringen sollte, erklärte er, er wisse wohl noch ein schönes Lied, dies würde ihnen aber nicht gefallen, es sei, meinte der Sänger verlegen, es sei — eben „ein Räuberlied". Das thäte nichts zur Sache, er solle es nur singen. Nun begann der Schreiber eines der wild-romantischen Lieder vorzutragen, worin die Vorzüge des freien Wald- und Räuberlebens gepriesen werden, jede Strophe endete indeß mit dem unbehaglichen Refrain: „Denn das End' ist doch der Galgen!" Immer gedämpfter wurde während dieses Gesanges die laute Fröhlichkeit der Spitzbuben, manches trotzige Auge wurde feucht, manch' schwerer Kopf sank auf die unterschlagenen Arme herab.

Mit artigen Dankesworten an den Güterdirektor, sonst aber lautlos, entfernte sich die Bande, nachdem Bergam dem Sänger noch zehn, und der Dienerschaft zwei Dukaten eingehändigt hatte. In Keszthely überraschte der Räuberhauptmann eine Gesellschaft Whistspieler, wovon er den einen aufforderte, sofort nach Hause zu reiten und die fünftausend Gulden zu holen, die er an demselben Tage eingenommen habe, er — Bergam — werde während der zwei Stunden, bis er zurück sein könne, für ihn im Whist eintreten.

So entſetzlich war die Furcht vor den Folgen einer Weigerung und der Verwegenheit Bergam's, daß der Aufgeforderte ſchleunigſt das Geld zur Stelle ſchaffte, während die Zurückgebliebenen mit dem unheimlichen Partner ihre Spielpartie fortſetzten. Derlei Bravouren umgaben den Banditen, namentlich in den Augen der Bauern, deren Eigenthum er nie verletzte, im Gegentheil, als Gaſt derſelben, Gold mit vollen Händen ausſtreute, mit einem Nimbus, welcher ihm Thür und Thor öffnete, wo er immer anklopfte. Man wußte, daß er nur die Reichen plündere, und jeden Verrath ſchwer ſtrafe.

In Peterd, 2½ Stunden von Fünfkirchen entfernt, ließ er, in Gegenwart des hierzu herbei geholten Richters und der Dorfälteſten einen Bauer öffentlich erſchießen, weil er den Verſuch gemacht hatte den Preis, der auf des Räubers Kopf geſetzt war, durch Verrath zu verdienen. — Das ſtrenge überwachte Waffenverbot, welches ſeit dem Jahre 1849 in ganz Ungarn herrſcht, gab ihm ſeine Opfer faſt wehrlos in die Hände.

Da erbot ſich der Lehrer Ducz in Bogdaſa, welcher mit Bergam in Verkehr ſtand und, wie das Gerücht behauptet, bei der Gelegenheit zum doppelten Verräther wurde, den gefürchteten Mann in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern, wenn ihm dafür eine Anſtellung an einem fernen Orte und der ausgeſetzte Preis von achthundert Gulden garantirt würde. Ber-

Zam pflegte mit einem Theil seiner Bande von Zeit zu Zeit bei Ducz einzukehren und kleine Festgelage zu veranstalten. In Folge der Denunciation des Ducz wurden die Panduren Glatz Istvan, Antal, Kovats Pál, Erdö Josef, Bognar György, Berbély Janos und Gyura Andras unter Anführung ihres Korporals Babarzi Janos nach Begdasa kommandirt und in nächtlicher Stille im Hause des Lehrers auf den Heuboden versteckt. Unter einem riesigen Haufen Kukkeruz*) mußten sich die armen Teufel acht Tage lang verbergen halten, „was sehr unangenehm und mit vielen Leiden verbunden war," wie sich Babarzi in seiner naiven Schilderung ausdrückt. In der neunten Nacht gegen zwei Uhr Morgens kam Bergam mit zehn seiner Gesellen an, wo sie sich bis sieben Uhr Abends lärmend unterhielten, trotzdem, daß der Lehrer dem Wein einen Schlaftrunk beigemischt hatte, welcher sich aber nicht als wirksam genug erwies, denn beim Ueberfall wehrten sich die Banditen noch wie Verzweifelte. Bergam erhielt von Babarzi einen Schuß durch die Brust, auch der Seb Ferenz, einer seiner Kameraden, wurde tödtlich verwundet und starb während des Transportes, Radicz, der gefangen wurde, zierte den Galgen von Sziklos, die Uebrigen entsprangen.

So weit das Drama, welches nicht ohne blutiges Nachspiel enden sollte.

*) Türkischer Mais.

Acht Tage nach dem Ueberfall der Räuber erſchienen mehrere Cameraden derſelben in Bogdaſa. Da ſie den Lehrer Ducz nicht mehr in ſeiner Behauſung fanden — derſelbe hatte eine Anſtellung als Aufſichtsbeamter gegen die Banditen bei der Sicherheitsbehörde in Szikkos erhalten — ſo zerrten ſie deſſen greiſen Schwiegervater und ſeinen Schwager aus ihren Wohnungen; vergebens war alles Flehen der Ortsbewohner, den ſchuldloſen alten Mann und deſſen Sohn zu ſchonen, die ſonſt ſo ſtillen Mauern des Dorfes hallten wieder von dem Schreckensgeſchrei der Unglücklichen und ihrer Mitbürger, auf offenem Markte und im Angeſicht der ganzen Bevölkerung wurden die Aermſten von den Banditen erſchoſſen.

Solche Zuſtände finden ſich in Ungarn, ohne daß die Behörden dem Unweſen ein Ende machen können — oder wollen. Der Pandurencorporal Babarzi erhielt übrigens als Belohnung dafür, daß er den berüchtigten Räuber Bergam „geſtellt" hat, die Summe von neunzig Gulden öſterreichiſcher Währung als Prämie ausbezahlt. Wer wird ſich in Zukunft dazu drängen, um dieſen Preis ſein Leben zehnfach auf's Spiel zu ſetzen! —

Seitdem ſind die Strolche eingeſchüchtert, und man hört, wenigſtens im Baranya-Comitat nichts von neuen Gräuelthaten, wie lange aber der Landfrieden dauern wird, dürfte eine Frage ohne Löſung ſein! —

Prachtvoll liegt das Schloß auf der Anhöhe der Stadt Szikłos, die Gegend beherrschend, jetzt freilich nur als Gerichtsgebäude und Gefängniß benutzt. Früher Eigenthum des unglücklichen Grafen Batthyanyi, konnte dieser, auf den Zinnen seiner stolzen Burg stehend, sein trunknes Auge nach allen Seiten in die weitesten Fernen schweifen lassen und mit Schiller ausrufen: „Dies Alles ist mir unterthänig!“ Jetzt sind die Mauern halb verfallen, die prächtigen Gemächer, in deren glanzumstrahlten Räumen die seidenen perlengestickten Gewänder der schönen Edelfrau dahin rauschten, die goldenen Pokale kreisten, bewohnen jetzt der Gerichtsbeamte, der Pandur und einige eingefangene Spitzbuben, welche auf dem schmutzigen, ach! ehemals so blanken, Estrich, verdrossen sich herumwälzend, ihrem Schicksal entgegen sehen.

Der untere Theil von Szikłos ist im strengsten Sinn des Wortes eine Zigeunerstadt, vielleicht die einzige in ihrer Art in Europa. Der Güte des dortigen Notars, in dessen Begleitung wir die originelle Stadt durchstrichen, verdanken wir es, daß uns keine Thür derselben verschlossen blieb. Wer sich in altherkömmlichem Vorurtheil unter einem Ort, der nur, aber am „allernuresten“ wie der Kladderadatsch sagen würde, von Zigeunern bewohnt wird, ein Conglomerat von Schmutz und Unrath denkt, der hat sich einen sehr falschen Begriff von Szikłos gemacht. Selbst in Hol-

land habe ich unter den unteren Volksklassen keine größere Sauberkeit und Accurateſſe gefunden, als hier in den Straßen, den reinlichen Wohnungen und der Kleidung dieſer eigenthümlichen Colonie herrſcht. Die ſpiegelblanken Möbel glänzen wie Metall, die Häuschen ſind ſo nett gehalten, die Bewohner derſelben mit den charakteriſtiſchen braunen Köpfen lächeln dem Fremdling ſo freundlich entgegen und zeigen dabei einen Mund voll ſo prächtiger Perlenzähne, daß der Neid der Damen unſerer Begleitung nicht ohne Grund rege wurde. Die Leute treiben Handel mit Vieh und Wein, die Weiber waſchen die Hemden der „Herren“ in der oberen Stadt, erhalten das Hausweſen, und eine gewiſſe Wohlhabenheit ſpricht ſich behaglich in Allem aus, was da in die Augen fällt. Am Ende der langen Straße verſprach uns unſer freundlicher Begleiter die Bekanntſchaft eines Virtuoſen, der ſeines Gleichen wohl nicht in der gebildeten Welt habe. Unſere Neugier war durch dieſe geheimnißvolle Einleitung auf das Höchſte geſpannt, als Herr v. K. nach verſchiedenen Seiten hin leiſe Aufträge ertheilte, und wir, am letzten Hauſe angelangt, vier ſo braune und prächtige Burſchen vorfanden, wie ſelbe von Lenau nur ſo geſchildert werden ſind. Die tiefſchwarzen Haare, wie Rabengefieder an der Seite der ſcharf gezeichneten dunklen Geſichter herabfallend, die ſchwimmenden großen Mandelaugen, ſchwermüthig vor ſich hinſtarrend, das

originelle Coſtüm mit den ſchweren ſilbernen Kugelknöpfen, die ſchlanken und doch ſo kräftigen Geſtalten zierend, als Staffage rings herum aus allen Häuſern neugierige Weibergeſtalten ſchüchtern hervor tretend, und ſich gruppenweiſe um den für uns reſervirten und mit Stühlen beſetzten Platz im Freien aufſtellend — Eva's Töchter hatten ſich währenddem mit Blitzesſchnelle in ihren Sonntagsſtaat geworfen — die Männer an Thüren und Fenſtern lehnend, kauernd und in erwartungsvollem Schweigen harrend, im Hintergrunde amphitheatraliſch auf Hügeln gebaut die obere Stadt Szikſos mit ihrem Mönchskloſter, und an der Spitze des Berges das prachtvolle Grafenſchloß; dazu wir, in unſerer, dieſen Naturkindern gegenüber unkleidſamen modernen Tracht, die Damen in der unvermeidlichen Crinoline; Alles zuſammen bildete ein Genrebild, würdig von einem tüchtigen Maler oder einer gewandteren Feder, als die meine, feſtgehalten zu werden.

Da brachte eine alte Zigeunerfrau, pitoresk ausſehend, wie ſie nur je in irgend einem Romane geſchildert worden, drei Inſtrumente, von welchen wir nicht wußten, was daraus zu machen ſei. Der Form nach, roh gearbeitete Mandolinen in der primitivſten Geſtalt und von verſchiedenſter Größe, ſo zwar, daß der Kaſten der kleinſten mit der Fläche einer Kinderhand, der größte mit dem Handteller eines Mannes zu bedecken wäre. Ein Mann bemächtigte ſich einer

bereit gehaltenen Guitarre, die übrigen drei ergriffen die oben geschilderten Instrumente,*) und nun begann ein Concert, welches auf uns verwöhnte Großstädter einen kaum zu schildernden Eindruck hervorbrachte.

Wie beim echten Csikos Mann und Roß nur ein Geschöpf zu sein scheint, so deuchten uns die vier Männer mit ihrem simplen Instrumente nur eine belebende Seele zu haben. Töne von so ergreifender, weicher und doch voller Art wußten die Kinder der Haide ihren einfachen Werkzeugen zu entlocken, ein Zusammenspiel so feuriger und eigenthümlicher Art entwickelten dieselben, daß wir Alle entzückt und erstaunt der wunderbaren Production zuhorchten. Nicht satt konnten wir uns hören an dem eigenthümlichen Concert, besonders der erste der Spieler entwickelte auf der kleinsten Tambura eine Kunstfertigkeit, ein Talent der Improvisation, dem die Uebrigen, blitzschnell folgend, secundirten, daß die Zeit, die wir, der märchenhaften Production horchend, zubrachten, Flügel zu haben schien. Und das ist nur in und für Szikles berühmt, selbst in dem nahen Fünfkirchen sind die dunkelhäutigen Tamburaspieler unbekannte Größen, die kaum je über die Grenzen ihrer winzigen Welt hinaus kommen dürften! —

Keiner von unserer Reisegesellschaft, wohlhabende,

*) Das Instrument heißt Tambura, und soll nach der Behauptung des sehr unterrichteten Herrn v. K. aus Spanien stammen, gegenwärtig aber nur von wenig Zigeunern, von diesen aber mit unvergleichlicher Virtuosität gespielt werden.

gebildete Bewohner von Fünfkirchen, war früher in der Zigeunerstadt gewesen, obgleich sie Alle das obere Szikles oft besucht hatten, keiner kannte die Kunstfertigkeit des Tamburaquartetts, ein neugieriger Berliner Tourist mußte hinkommen, um die guten Leute mit dem bekannt zu machen, was vor ihrer Thüre zu finden ist.

Ueberhaupt spielt die Zigeunermusik in Ungarn eine große Rolle, und kein Fest in irgend einem Kreise ist ohne eine solche zu denken. Unvergeßlich wird mir ein Abend, oder vielmehr eine Nacht sein, die wir in dem Weinberge eines gastfreundlichen Ungars, Herrn Bedö, in der Nähe von Fünfkirchen zubrachten. Diese Weingärten, mit ihren kleinen, dazu gehörigen Häuschen, eben eingerichtet, um eine fröhliche Gesellschaft fröhlich zu empfangen und zu bewirthen, bilden das Tusculum des wohlhabenden Bürgerstandes im Baranya-Comitat. In reichem Kranze umgeben sie die Hauptstadt des Kreises, hoch und malerisch aufsteigend und ausgeschmückt mit bequemen Landhäusern, je nach Vermögen, Laune und Geschmack des Besitzers. Letztere Vorzüge waren bei unserem Wirth in glücklichster Weise vertreten. Der Nachmittag, den wir lesend, wenn auch nicht in einem gedruckten, sondern in dem reichen Buche der Natur, zubrachten, war rasch dahin geeilt, um der schnell einbrechenden Dämmerung Platz zu machen, und der aufsteigende Vollmond beleuchtete eine fröh-

liche, harmloſe Geſellſchaft, welche den guten Dingen, die Herr Bedö in ununterbrochener Reihenfolge auftiſchte, eben ſo viel Ehre anthat, als dem unverfälſchten Traubenſaft des Beſitzers. Da ertönten die Klänge einer Zigeunerbande durch die laute Nachtluft, jauchzend empfangen von den Anweſenden! Im Nu ein Ball im Freien improviſirt; der Lieblingstanz der Magyaren, der Czardos ausgeführt, mit ſeinen graziöſen Figuren, die dem ſpaniſchen Fandango ähneln. Der Mond goß ſein klarſtes Licht auf den rieſigen Saal, an deſſen gewaltiger Kuppel bereits die Sterne angezündet wurden, wilder und wilder das Tempo der Muſikanten, das Feuer der Tanzenden, bis die letzteren endlich ermattet in's hohe Gras hinſanken. Pauſe — horch, was erklingt da oben hoch auf dem Berge, wie Sphärenmuſik? Der auch in weiteren Kreiſen wohlbekannte, am Dom angeſtellte Violinvirtuoſe Herr Rusky, der ſich unter den Gäſten befand, hatte ſich unbemerkt von dieſen entfernt, und ſandte ſeine Zauberklänge leiſe durch die Nacht in's Thal herab. Die Wirkung war fabelhaft, die Zigeuner, von der Macht der Kunſt ergriffen, ſtarrten mit verklärten Geſichtern hinauf, während am Schluß der improviſirten Phantaſie ein laut jubelndes Brave die freundliche Abſicht des Virtuoſen lohnte.

„Dem Mann möchte ich die Hand küſſen," ſagte der erſte Zigeuner-Violiniſt zu Bedö, „den ſchätze ich

höher, als den Erzbischof." Einen größeren Grad der Werthschätzung als den Erzbischof weiß kein Zigeuner mehr aufzufinden, es war dies der Superlativ der Hochachtung für Rusky.

Wieder begann die Bande ihre Nationalweisen, deren Wechsel ihnen von den Anwesenden zugerufen wurde: „Klapkamarsch", „Das Vaterland", „Hunyady Laszlò", „Rageczy", „Kossuthmarsch!" Sobald das Stichwort fiel, setzten die sämmtlichen Musiker, von denen keiner auch nur eine Note kennt, augenblicklich mit richtigem Tempo mit der verlangten Melodie ein, bis die Fütterung begann. Riesige Schüsseln mit gebratenen Hühnern, mächtige Krüge und Calebassen mit Wein wurden den wackeren Fiedlern vorgesetzt, der Inhalt verschwand mit fabelhafter Schnelle. Speisen und Getränke vertilgten die braunen Burschen in Massen, ausreichend, um in meiner Heimath alle Gäste eines Geheimrathsballes mit den eingeladenen Lieutenants und Referendarien satt zu machen.

Auf den Bergen wurde indeß ein Feuerwerk improvisirt, die Raketen flogen mit den „Elsen's" um die Wette in die Luft, wieder begann Musik und Tanz, bis die Morgenstunde zum Aufbruch mahnte. Aber auch da verstummte die erstere nicht, die unermüdlichen Zigeuner spielten ihre Weisen fort und fort, nicht der holprige Weg, nicht der schwere Wein in den Köpfen hinderte sie an der Ausübung ihres Berufes. Die

ſtillen Straßen der Stadt riefen ſie wach mit ihren Tönen, Ständchen wurden hier und dort improviſirt, bis man das letzte Haus der Heimkehrenden erreichte, und die Unermüdlichen reich beſchenkt, mit „Eljen“ entlaſſen wurden. So lebt der Zigeuner-Muſiker in Ungarn, täglich angeſtrengt, aber mit reichem Lohn, beſſer als mancher vielbezahlte Concertiſt in Deutſchland, ein unentbehrliches Möbel in jeder frohen Geſellſchaft.

Ich aber werde des frohen Abends eingedenk ſein, als eines Lichtpunktes auf meiner Fahrt in Ungarn, und bei der Erinnerung an denſelben ſtets leiſe rufen: „Eljen Bedö, Eljen Rusky!“

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

Papſt Ganganelli.

Ein hiſtoriſcher Roman

von

Karl Frenzel.

3 ſtarke Bände. Auf feinſtem Velinpapier. Eleg. geb. Preis 4⅔ Thlr.

Dieſer Roman des berühmten Verfaſſers ſchildert eine der merkwürdigſten Begebenheiten des 18. Jahrhunderts: die Aufhebung der Jeſuiten. Ein Papſt vernichtete dieſen der Freiheit und der Aufklärung gefährlichſten Orden. Bis auf den heutigen Tag haben die wunderlichſten und ſeltſamſten Sagen ſich über dies Ereigniß und die Perſon Ganganelli's erhalten. In Frenzel's Roman tritt uns nun, in einer ebenſo ſpannenden wie poetiſchen Romanfabel, dieſe Thatſache und die edle Geſtalt des Papſtes, eines echten Prieſters und Vorkämpfers geiſtiger Freiheit, in ihrer Wahrheit entgegen. Der Hintergrund des großartigen Gemäldes, das ſich in dieſen Büchern entrollt, beruht auf ſtrengen und eingehenden Studien: die Intriguen des Ordens, die Bemühungen ihrer Gegner, die römiſche Geſellſchaft jener Zeit, werden trefflich charakteriſirt. Vor allem verdient hier die Schilderung der Jeſuiten Beachtung. — Aus unſcheinbaren Anfängen erhob ſich Lorenzo Ganganelli, ein armer Franziskanermönch, durch Tugend und Gelehrſamkeit zur höchſten Stellung in der Chriſtenheit. Auf dem Stuhl des heiligen Petrus bewahrte er die Sittenſtrenge, die Menſchenfreundlichkeit und Milde, die ihn ſchon im Kloſter und ſpäter als Cardinal auszeichnet. Aus ganz Europa ſtrömten die Menſchen zuſammen, ihn zu bewundern. Er hatte etwas von der Frömmigkeit und der Güte der Apoſtel: ſeinem Jahrhundert war er das Ideal eines Prieſters. — Das anziehende und glänzende Bild, das Frenzel uns von ihm giebt, wird alle Leſer mit Bewunderung und Theilnahme für dieſen ſeltenen und guten Mann erfüllen. Wohl kann man Ganganelli mit Recht zu den „Männern des Volkes" rechnen. Ein Hauptvorzug dieſes Romans dürfte es ſein, daß er die hiſtoriſchen Thatſachen harmoniſch mit den Erfindungen der Phantaſie verſchmilzt und dem Leſer niemals ſtatt einer gebildeten Unterhaltung und poetiſchen Anregung eine trockene Abhandlung über Zuſtände und Menſchen bietet. Alles iſt hier im Gegentheil friſches und farbiges Leben, mag uns nun das erſte Auftreten Ganganelli's, ein Volksaufſtand oder ein römiſches Gartenfeſt geſchildert werden. Was die Kritik einſtimmig als den Vorzug Frenzel's hervorgehoben hat: eine meiſterhafte Entwickelung ſeeliſcher Zuſtände und Conflicte und eine ſtets lebendige und im ſprachlichen Ausdrucke muſterhafte Darſtellung zeichnet auch dies Werk in hohem Grade aus.